



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.

GerL
1088
738.297

WIDENER

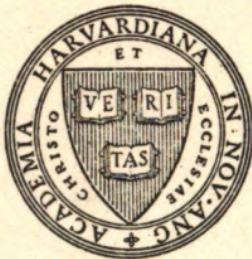


HN ZWW2 C

Ernst Reuter-
Kleidungen
von
R. Th. Gardnerk.



Gen. b. 1088. 738. 297



Harvard College Library

FROM



F. W. TAUSSIG,
CAMBRIDGE,
MASS.

Friß Reuter- Reliquien.



von

Karl Theodor Gaedek.

— · · —

Wismar.

Hinstorff'sche Hofbuchhandlung Verlagsconto.

1885.

~~Seal 10.8.6.7.3.8.9.13~~

DANVERS COLLEGE LIBRARY

GIFT OF

FRANK WILLIAM TAUESSIG

OCT 18 1928

GerL 1088.738.297

Alle Rechte, auch das der Uebersetzung, vorbehalten.

fran
Luise Reuter

gewidmet.

Was in innerster Brust — edel und wahr und schön —
Der Entschlafene trug, wurde nicht Tederaub;
Thaten, würdig der Krone,
Folgten schimmernd dem Seligen.

Heute vor zehn Jahren begruben sie Fritz Reuters müden Leib. Auf seiner Ruhestätte erhebt sich ein herrliches Denkmal der Liebe, und des Dichters Marmorbüste blickt über den neuen Eisenacher Friedhof weg ins liebliche Thüringerland. Hinunter aber auf dies ausgewählte Grab schaut die alte Burg dort oben, wo einst der Sängerkrieg geschah und Junker Jörg die Bibelübersetzung schuf.

Mit der Wittwe Reuters war ich hinausgegangen auf den entlegenen Gottesacker, von „Villa Reuter“ aus gut eine halbe Stunde Weges. Ein schöner Sonntagnachmittag war's in den ersten Tagen des August vorigen Jahres.

Geräuschvolle Tanzmusik gellte an unsere Ohren — dicht vor dem Kirchhofe bieten den vergnüglichen Eissenacher Bürgern Gasthäuser weltliche Lustbarkeit! — Aber wie wir nun durch die Pforte schritten, den Pfad hinauf bis an die Südecke, da verstummten die übermüthigen Klänge, und wir standen beide vor der monumentalen Gruft, unseren Gefühlen überlassen, durch keinen Misston gestört.

Hier saßen wir dann schweigend, nachdem wir das künstlerisch gearbeitete Thürgitter aufgeschlossen, auf der Sandsteinbank, und hier, in diesen weihevollen Minuten, gelobte ich, dem unter kostlich gepflegtem Blumenbeete schlummernden Dichter ein Gedenkbuch zu widmen zur zehnjährigen Wiederkehr seines Todesstages. —

Wenn ich begeistert Fritz Reuters Werke las, früher im Elternhause zu Lübeck, wenn mir das Herz aufging und sich nicht sättigen konnte an all den trauten Gestalten, die nur er so lebendig vorzuführen wußte, dann kam mir wohl der Wunsch, diesen Schriftsteller von Person kennen zu lernen. Es hat nicht sollen sein! — Später, als er schon längst zu den Abgeschiedenen zählte, sollt' es mir wenigstens vergönnt sein, wochenlang in den Räumen zu weilen, die er bewohnt, worin er gewirkt und

gelitten hatte, die Spaziergänge zu wandeln, welche er fast täglich zurückgelegt, die Luft zu atmen, die er geatmet, mich an dem Duft derselben Blumen zu erquicken, den er so gern einsog, seiner Lieblingsrose Marschall Niel und der weißen Lilie, — die Stätte zu besuchen, wo, was an ihm sterblich, begraben liegt.

Was ich damals vorempfunden, jetzt ward es zur Wirklichkeit; den Abwesenden lobt, den Nahen verehrt, den Gegenwärtigen liebt man.

Und war er mir nicht gegenwärtig, allüberall, auf Schritt und Tritt? Wenn ich an seinem Schreibtische saß, wenn ich tausend Lieblingsgegenstände, die er benutzt, worauf seine Hand, sein Auge wohlgefällig geruht hatte, durch die Finger gleiten ließ, seine Bilder, seine Bücher, seine Schreibutensilien, seine Pfeifenköpfe, wenn mir seine Wittwe von ihm erzählte und ich lauschte, als hörte ich Botschaft von einem theuren, verstorbenen Freunde, — ja, als hätte ich ihn gekannt, von Angesicht zu Angesicht, so war's mir dann, so ist's mir noch heute.

Mit wehmüthiger Wonne vernahm ich manch' rührenden Zug aus den letzten Tagen dieses großen und doch so kindlich rein gebliebenen Geistes. Wie dankbar war er, daß er bei der himmlisch milden Witterung noch bis kurz vor

seinem Heimgange im Rollstuhle auf die hohe Terrasse gefahren werden konnte zu den schattigen Wipfeln einer Eiche, in eine grottenartige, vorm Winde geschützte Nische, mit dem freien Blicke hinein ins Johannisthal! Da saß er und schauteträumerisch in die anmuthige Gegend, und seine Augen feuchteten sich, wenn zur Wartburg hinaufziehende Fremde ihn gewahrten und grüßend Hüte und Tücher schwenkten. „Die guten Menschen!“ sprach er, und seine Stimme zitterte vor Bewegung.

Wie erinnert mich das an Ludwig Uhland! In Jagstfeld unterhalb Heilbronn auf der hoch aufgemauerten Terrasse vor dem Hause, wo man den Neckar weit hinauf und hinab sieht und das liebliche Wimpfen gegenüber die Landschaft schmückt, saß er stundenlang, bald mit seinem Glase das Panorama betrachtend, bald in Gedanken versunken, bis sein unsterblicher Geist die müde Hülle verließ.

Ta, Beide haben gleich sehr der Mutter Natur gehuldigt, im Leben wie im Liede, Beide gleich sehr die Pflege der Volksmundart auf den Schild gehoben in ihren Schriften.

Reuter sagt selbst in einem Briefe, daß er von der plattdeutschen Sprache wie Uhland denkt:

„O legt sie nicht ins grüne Grab,
 Tief unter die grünende Erde hinab!
 Soll sie begraben sein,
 In Gras und Blumen sorgt sie ein!

Und sie wird begraben werden. Aber wenn's denn sein soll, so soll sie mit vollem Gesang und unter Glockenklang zur Gruft bestattet werden, und die nachfolgenden Geschlechter mögen vereinst an ihrem Grabhügel beten und Neue fühlen, daß sie ein einfaches treuherziges Kind nicht zu rechter Zeit in seiner Biederkeit und Reinheit begriffen haben.“

Auch Beider Wittwen beseelte derselbe Wunsch, ihrer Männer Angedenken dem deutschen Volke nahe und näher zu bringen.

Adelbert von Keller sprach einmal: Die verehrte Frau, die Uhlands Mannesjahre verschönert, die sein Alter gepflegt, die nach seinem Hinscheiden ihm durch eine anziehende Lebensschilderung ein rührendes Denkmal gesetzt, die aus seinem Nachlasse uns Blüthen und Früchte gespendet, hat noch in den letzten Tagen mir ungedruckte Dichtungen Uhlands zur Veröffentlichung anvertraut.

Das gilt auch von Reuters Wittwe. In ihrem Namen lege ich auf die Gruft des Unvergesslichen am

heutigen Tage diese „Reliquien“ nieder, einen Immortellenkranz, dessen Blätter sie mir gereicht (einige dazu aus Freundeshand), die ich zusammengewunden habe.

Deine Todten werden leben, sagt Jesaias. Ja, Fritz Reuter wird auch in diesen „Reliquien“ leben, durch sie sein Nachruhm wachsen. Das darf ich hier aussprechen aus vollster Ueberzeugung und zum Schluß daran die alte Mahnung knüpfen:

Der Gestorbenen Gedächtniß
 Tilgt die Zeit aus Erz und Stein;
 Darum grab' es, ihr Vermächtniß,
 Deutsches Volk, dem Herzen ein!
 Was verfehlt und was erworben,
 Wie gelebt und wie gestorben:
 Laß es unvergessen sein!

Berlin, 12. Juli 1884,
 am zehnjährigen Todestage Reuters.

Dr. Gaedek.

Inhalt.

	Seite.
I. Vorwort	V—X
II. Die Papiere des Studenten Reuter	1— 38
III. Neue Mittheilungen aus Reuters Leben	39—114
IV. Briefe.	
1. An Herrn Professor Jakob Grimm in Berlin 1859	117—118
2. An Herrn Dr. Julian Schmidt in Leipzig 1861	119—121
3. An denselben 1861	121—125
4. An Herrn Pastor G. W. Lierow zu Lohmen 1862	126—128
5. An Herrn Dr. Julian Schmidt in Berlin 1862	128—131
6. An denselben 1862	131—132
7. An Herrn Hofmaler Professor Schlöpke in Schwerin 1863	133—134
8. An Herrn Pastor G. W. Lierow zu Lohmen 1863	134—136
9. An Herrn Dr. Julian Schmidt in Berlin 1863	137—138
10. An den Abgeordneten Herrn Dr. Friedrich Henneberg in Gotha 1863	138—140
11. An Herrn Obergerichtsanwalt Adolf Müller in Wolsenbüttel 1864	140—142
12. An Herrn Ludwig Pietsch in Berlin 1864 .	142—145
13. An Herrn Amtsgerichtsrath Franz Rudolph Wachsmuth in Crossen 1864	145—148
14. An Herrn Dr. Julian Schmidt 1864	148—150
15. An Herrn Ludwig Pietsch in Berlin 1864 .	151—152
16. An denselben 1865	153—154

	Seite.
17. An Herrn Generalsuperintendent D. August Petersen in Gotha 1866	155—156
18. An Herrn Amtsgerichtsrath Wachsmuth in Cossen 1867	157—159
19. An Friedrich Franz, Großherzog von Mecklenburg-Schwerin 1867	159—160
20. An Frau Justizrath Mathilde Schulze in Mejeritz 1867	160—162
21. An das Kapitel vom Kgl. Bayr. Maximilian-Orden in München 1872	163—164
 V. Gelegenheitsgedichte.	
1. Erbvergleichliche Romanze	167—169
2. De Winter kummt, de Sommer geht	169—170
3. Fieken, denn frieg!	171
4. Woans Bur sink Hasen jangen deiht	172—173
5. Jultlapp=Verse	174—176
6. Sprüchlein	177
7. Wo schön is't, wenn ut wide Firn	177—178
8. Trinkspruch	179—180
9. Noch ein Trinkspruch	180—185
10. Gedicht an den Großherzog Friedrich Franz	185—186
11. Prolog zur Marggräff'schen goldenen Hochzeit	186—192
12. Wie's die Dichter machen, wenn sie dichten .	193—194
 VI. Ueber die Urgeftalt von „Itt mine Stromtid“ 197—234	
VII. Eine Luftballonfahrt durch Mecklenburg (Aus der Urgeftalt der „Stromtid“) 237—258	

— — — — —

Die Papiere des Studenten Renter.

Gaedertz, Renter-Reliquien.

1

Kürzlich sind bei Gelegenheit der Akten-Kassirung am Berliner Gericht auch die Prozeßakten von Fritz Reuter zum Vorschein gekommen. Bei diesen in der Untersuchung gegen denselben im Jahre 1833 erwachsenen Aktenstücken befand sich als Anlage ein „Fascicul enthaltend die Papiere des Studenten Reuter.“

Das Konvolut in Groß-Folio wurde der Wittwe eingehändigt und von dieser mir zur Verfügung gestellt.

Fünfzig Jahre liegen zwischen damals und heute!

Rein persönliches Interesse bietet ein mit Bleistift gezeichnetes Brustbild, welches nach einer protokollarischen Erklärung Reuters ihn selbst darstellt und von ihm selbst gezeichnet ist: eine wertvolle Erinnerung für Luising.

Ein jugendlich frisches, sympathisches Gesicht, mit aufgestützter Nase, bartlosen Lippen, hellen Augen, welche freundlich und treuherzig durch die Brille schauen, und mit aus der Stirne gekämmtem, üppigem, langem Haupthaar, links nachlässig gescheitelt. Vatermörder und dunkle, bis oben an den langen Hals zugeknöpfte Weste, darüber ein Rock mit sehr breitem Kragen vervollständigen den Anzug. Auf ein starkes, rauhes Quartblatt ist das Portrait mit leichten Strichen hingeworfen. Es tritt plastisch hervor, ist unzweifelhaft — bei unseres Dichters Begabung für die Zeichenkunst — sprechend ähnlich, aber doch nicht

von so scharfer Charakteristik der Züge, daß man leicht daraus den Fritz Reuter zu erkennen vermöchte, wie er seinen näheren Freunden, wie er uns Allen gegenwärtig. Ich, dem es vergönnt war, viele Bilder des unvergesslichen Mannes aus dem verschiedensten Lebensalter zu sehen, konstruierte mir in Gedanken seinen Vollbart hinzu; erst da ward mir das Gesicht ein wenig vertrauter.

Mit ganz eigenthümlichen Gefühlen habe ich, wie oft schon! das Fäscikel in die Hände genommen. Welche Gedanken bestürmten mich beim Durchblättern dieser stummen und doch so berechten Zeugen einer reinen, makellosen Vergangenheit, gut bestandener Schuljahre, einer hoffnungsvoll angetretenen, von idealer Begeisterung getragenen Studienzeit!

Und diese unschuldigen Papiere bilden die Anlage zu einem wahrscheinlich gewaltigen Aktenbündel der ehemaligen Geh. Präsid.-Registratur, in welchem schwarz auf weiß dem jungen Bruder Studio Conat des Hochvorraths zur Last gelegt und rechtlich nachgewiesen wird. —

Wenn wir den hellgrauen Akkendeckel zurückgeschlagen, lesen wir auf den nächsten drei Seiten in Kanzleischrift:

Rotulus Actor.

enthaltend

die Papiere des Studenten Reuter.

Fol:

- | | |
|--|------|
| 1. Reisepaß des p. Reuter vom 5. Octbr. 1833 aus
dem Mecklenburgischen | 1. |
| 2. Couvert zu nachfolgender Vorstellung | 2. |
| 3. Vorstellung des Stadtschreiber Leibniz vom 16. Mai
1833 an den Stadtrichter Reuter in Betreff seines
Sohnes | 3—4. |

Fol:

4. Schreiben des Bürgermeister und Stadtrichter Reuter vom 18. Octbr. 33 an seinen Sohn	5.
5. Cours-Zettel zur Fahrpost von Delitzsch nach Berlin vom 10/10. 33 für Reuter	6.
6. Reiseschein zum Postwagen	7.
7. Entlassungs-Beugniß des Reuter vom Gymnasium zu Parchim vom 24. Septbr. 31	8.
8. Notificatorium vom 19. Febr. 31	9.
9. Confirmations-Attest des Gymnasiums (sic!) zu Rostock vom 19. Octbr. 1831 für den stud. jur. Reuter	10.
10. ein mit Bleistift gezeichnetes Brust-Bild	11.
11. Confirmations-Attest der Akademie zu Jena vom 25/5. 32 für den p. Reuter	12.
12. Führungs-Attest des Reuter vom 5. Octbr. 30 (sic!)	13.
13. Reisepaß für den Reuter v. 30. April 33	14.
14. Aufenthalts-Attest des Reuter in Hamburg vom 19. Febr. 33	15.
15. Attest über gehörte Vorlesungen in Jena v. 19. Septbr. 32	16.
16. Abgangs-Beugniß desselben von Rostock, vom 30. April 32	17 — 18.
17. Sittenzeugniß des Reuter von der Universität zu Jena vom 16. Febr. 33	19 — 20.
18. Aufenthalts-Attest des Reuter in Hamburg vom 4. Decbr. 33	21.
Berlin, d. 6. August 1835.	

Dr. Kahle. Neumann.

Reusche. Theremin.

v. Tempelhoff.

Wir werden gut thun, nicht diese ganz willkürliche verkehrte Reihenfolge zu beobachten, sondern streng chronologisch Kenntniß von den einzelnen Schriftstücken nehmen.

Noch ehe der zwanzigjährige Primaner das Abiturienten-Examen in Parchim, woselbst er zuletzt das Gymnasium besuchte, bestanden hatte, wandte sich sein Vater mit einem Gesuch an das Rostocker Convict um eine Freistelle für seinen Sohn. Warum dies geschah, ist nicht recht begreiflich, da der Bürgermeister und Stadtrichter von Stavenhagen zumal durch seine Landwirthschaft und durch eine gut rentirende Bierbrauerei verhältnismäßig glänzend situirt war. Das „Stemhäger Burmeister-Bier“ ist noch heutigen Tages ein beliebtes Gebräu. Vielleicht wünschte er seinen filius, gegen den er sich bei aller Liebe stets sehr streng bewies, unter Aufsicht zu haben und so vor den Gefahren, denen ein Jüngling vorzüglich im Anfange der akademischen Freiheit ausgesetzt ist, möglichst zu bewahren. Darauf lief folgender Bescheid ein:

Ad nr. 1065.

Rector und Concilium hiesiger Academie ertheilen auf das Ansuchen um eine Stelle im Convictorio für Friedrich Reuter, aus Stavenhagen, Sohn des Herrn Bürgermeisters Reuter daselbst,

zur Antwort, daß wenn derselbe, insoferne es nicht bereits geschehen, durch glaubhafte, dem Inspector des Convictorii einzuliefernde Zeugnisse bescheinigen wird, „daß es ihm an „den zum Studiren nöthigen Fähigkeiten nicht ermangele, „daß er in der lateinischen Sprache und übrigen Schulwissen- „schaften hinlängliche Kenntnisse habe, um die Academie mit „Nutzen beziehen zu können, und daß er und die Seinigen

„kein hinreichendes Vermögen besitzen, die Kosten des Studirens ganz zu bestreiten“, er unter die Convictoristen, sobald ihn die Reihe nach der bestimmten Ordnung treffen wird, angenommen werden solle. Jedoch hat derselbe bey seiner Ankunft auf hiesiger Academie sich sofort nach erfolgter Immatrikulirung bey dem jedesmaligen Inspector des Convictorii zu melden, und demselben diesen Exspectanzschein vorzuzeigen. Auch hat er sowohl bey dem Anfang der Hebung, als demnächst bey dem Ablauf des ersten Jahres sich zu den gewöhnlichen Prüfungen zu füstiren: und nicht anders die Aufnahme oder die Hebung des zweyten Jahres zu erwarten, als wenn sich bey diesen Prüfungen ergiebt, daß er während seines hiesigen Aufenthaltes den gehörigen Grad des Fleißes bewiesen habe.

Rostock, den 19^{ten} Februar 1831.

C. H. Diederichs
Univ: Secr.

Fritz Reuter Mitglied des Convictorii und unter solchen Bedingungen! „Dass Du die Nas' ins Gesicht behältst! Dat fällt mi grad noch in!“ mag er ausgerufen und sich recht herzlich ins Fäustchen gelacht haben.

Ein halbes Jahr darauf bezog er dann wirklich die Landesuniversität Rostock auf Grund eines Maturitätszeugnisses, das also ausgefallen war:

Entlassungs-Bengniß.

Heinrich Ludwig Christian Friederich Reuter, Sohn des Bürgermeister Reuter zu Stavenhagen, 20 Jahr alt, lutherischer Confession, erhielt seinen ersten Unterricht in dem väterlichen Hause durch einen Hauslehrer,

ging Michaelis 1824. auf die geehrte Stadtschule zu Friedland, ward in die dritte Klasse da-selbst aufgenommen und Michaelis 1826. in die zweite versetzt; kam Ostern 1828. auf das Großherzogliche Friederich Franz Gymna-sium, ward in Secunda recipirt, jedoch Ostern 1829. nach Prima versetzt, nahm jedoch erst seit Michaelis 1829. an den prosaischen Lectio-nen der ersten griechischen, seit Ostern 1830. an den Lectionen der ersten mathematischen und seit Neujahr 1831. an den poetischen Lectio-nen der ersten griechischen Klasse Theil.

Sein Betragen hat erwiesen, daß er von Zeit zu Zeit immer mehr bemühet gewesen ist, die Zufriedenheit seiner Lehrer zu gewinnen;

sein Fleiß war ungleich; in einzelnen Fäl-len anzuerkennen, in anderen vermißt;

seine Fortschritte sind in allen Unterrichts-Gegenständen durch sein Vorrücken bewiesen;

seine Kenntnisse sind in der vorschrifts-mäßig angestellten Abiturientenprüfung be-funden:

in fremden Sprachen als nicht völlig ge-nügend,

in der Mathematik als genügend, und
in der Geschichte als genügend

und ist ihm das Zeugniß

der Reife

zum Besuche der Universität zuerkannt. Es wird also dieser durch geistige Regsamkeit

und günstige Anlagen für ein der Wissenschaft gewidmetes Leben berufene Jüngling unter guten Hoffnungen und Wünschen von der hiesigen Bildungsanstalt entlassen.

Großherzogl: Friederich Franz Gymnasium
zu Parchim; September 24. 1831.

A. F. J. Floerke, Bürgermeister Dr. Koss,
Superintendent und Protoscholar. als Scholarch.

C. J. Rönnberg, Senator, C. F. Siefart, Pastor,
als Scholarch. als Scholarch.

(L. S.)

Dr. Zehlicke, Gesellius, Hoffmann, Loescher, Müller,
Director. Corrector. Subrector. Subrector. Cantor.

Steffenhagen, Giese,
Successor. Collaborator. (L. S.)

Auf Befehl seines Vaters sollte unser „Mulus“ Rechtswissenschaft studiren. So mußte er denn seinen Lieblingswunsch, ein Maler zu werden, schweren Herzens aufgeben. Am 19. Oktober 1831 fand in der Rostocker Universitäts-Aula die feierliche Immatrikulation und der Handschlag statt, worüber dem jungen studiosus juris eine Urkunde ausgesertigt wurde, wie solche jeder akademische Bürger bekam und bekommt. Unterschrieben ist das gedruckte Formular: Pro Rectore Bauermeister, Dr. — Der damalige Rector magnificus war Heinrich Helmerich Ludwig Spitta, der Medicin Doktor und o. ö. Professor.

Fritz Reuter verlebte ein glückliches und gemüthliches Semester in Rostock. Freilich, die trockenen juristischen Collegien hing er gar bald an den Nagel, was daraus ersichtlich, daß ihm — horribile dictu! — kein einziges

im Entlassungszeugniß festirt ward. Zwar schreibt er unterm 20. Januar 1832 an seinen Vater: „Die Jurisprudenz, wie sie hier vorgetragen wird, würde mir ganz verleidet werden, wollte ich mich ihr mit meiner Kraft widmen, die, wie ich fühle, nicht unbedeutend ist; aber dies sei ohne Arroganz gesagt; ich schreibe im Colleg Dir zu gefallen jetzt regelmäßig nach, kann mich aber nicht mit dem Vortrag vertragen, sondern beschränke mein Studium auf den Mackeldey.“ Ja, „belegt“ hatte er, weil dira necessitas ihn zwang, beim Professor Elvers Institutionen, beim Professor Türk juristische Encyclopädie; aber der nüchterne Vortrag der beiden Docenten wirkte nichts weniger als anregend auf seinen so lebhaften Geist, verscheuchte ihn aus dem Tempel, wofür denn zur Belohnung oder als „abschreckendes Beispiel“ ein mächtiger Gedankenstrich prangt in dem Abgangsatze, welches folgenden Wortlaut hat:

2 Schillinge.

**Wir Rector und Concilium
der
Großherzoglich Mecklenburg-Schwerinschen
Universität Rostock**

bezeugen hiemit, daß der Studirende
Herr Friedrich Reuter, aus Stavenhagen,
auf den Grund eines Attestes des Gymnasii
zu Parchim
am 19ten October 1831 als der Rechtswissenschaft
Besflissener unter die Zahl der hiesigen Studirenden aufge-
nommen ist und sich von der Zeit an bis Ostern dieses
Jahres

Studirens halber hieselbst aufgehalten hat. Während der Zeit seines Hierseyns hat derselbe, den beigebrachten Zeugnissen zufolge, die Vorlesungen über

Hinsichtlich seines Betragens wird bemerkt, daß keine Beschwerde gegen ihn vorgekommen ist.
Einer Theilnahme an verbotener Verbindung ist derselbe hier nicht verdächtig geworden.

Urkundlich unter meiner des zeitigen Rectors Unterschrift und unter Beidrückung des Universitäts-Siegels.

Rostock den 30sten April 1832.

(L. S.) H. Spitta, d. J. Rector.

Genehmigt von dem Regierungs-Bevollmächtigten
Vice-Kanzleidirector

C. v. Both

(L. S.)

C. H. Diederichs
Univ: Secr.

„Der Mai ist gekommen“: — die freie Burschenlust des Wanderns regt sich da mächtig in ihm, und hin zieht's ihn nach der Saale kühlem Strande, nach Jena. Eine Schaar jugendlicher Landsleute aus beiden Mecklenburg begrüßte ihn hier, in dem damals übel beläumundeten Musen-sitze, wo zu jener Zeit kein preußischer Staatsangehöriger studiren durste. Am 25. Mai 1832 wurde Fritz Reuter immatrikulirt. Die ihm eingehändigte, gedruckte Urkunde trägt die Unterschrift: D. E. Reinhold, h. t. Prorektor.

In Jena stürzte er sich in das flotte Studententreiben hinein. Der ungetrübteste, sorgloseste Abschnitt seines Lebens begann, zugleich aber auch der verhängnisvollste, wovon seine heitere Seele in jenen Tagen, Wochen, Monaten phantastischer Schwärmerei und ideeller Lust noch keine Ahnung hatte. Und dennoch, später, als das Unglück nahte und ihn mit zu zerschmettern drohte, nie und nimmer hat er abgelassen von seiner Liebe zu Jena, und in überströmen- dem Entzücken hat er davon gesungen und gesagt. Trotz alledem und alledem!

Er ließ sich bald in die Burschenschaft Germania aufnehmen, welche die Herbeiführung eines freien und einigen Lebens in Deutschland auf ihre Fahne geschrieben hatte. Die politische, „revolutionäre“ Thätigkeit dieser Verbindung gehört der Geschichte an.

So viel steht fest, daß Reuter sich nicht hervorragend oder gar als einer der Führer und Häupter, als „Einge-weißter“, an der Bewegung betheiligte, die damals ganz Deutschland und zumal Preußen in Aufregung und Unruhe versetzte. Gewiß hat er flotte Tage dort genossen, gewiß weidlich gezecht und wohl auch ein ordentliches Mannes-wort gesprochen, gewiß war er ein forscher Schläger, kurz

und gut: ein echter, rechter Bruder Studio. Indes allzu-tief hat er sicherlich nicht seine Nase in die leidige Politik der Burschenschaft gesteckt. Ja, er schob sogar das ihm verhaftete und aufgezwungene Studium nicht ganz bei Seite, er ging wirklich und wahrhaftig ins Colleg, noch dazu mitten im Sommer. Diese Selbstüberwindung belohnte der dankbare Docent nach Kräften, wie dessen Attest beweist:

Herrn Reuter aus Stavenhagen
bezeuge ich hierdurch, dass er:

die Institutionen des röm. Privatrechts im Sommer 1832, jedoch
die Geschichte des röm. Rechts nur den zweiten Theil derselben,
die Pandecten welcher das Privatrecht selbst, im
Gegensatz des ersten, der außerem
eine öffentliche Vorlesung über Rechtsgeschichte, enthielt.
mit Fleiß u. Aufmerksamkeit
bei mir gehört hat.

Jena, Septbr. 19. 1832.

Dr. v. Schröter
Oberappellationsgerichtsrath u.
ordtl. Prof. d. Re.

Auch unter den Jenenser Studenten kam es, wie auf anderen Hochschulen, zu bedrohlichen Revolten, so daß am 23. Januar 1833 ein Militärikommando einrücken mußte und zahlreiche Verhaftungen und Relegirungen stattfanden.

Schon beim Bekanntwerden der Stuttgarter Beschlüsse hatte die „Germania“ es für nützlich gehalten, sich aufzulösen, was aber ihren Mitgliedern wenig half. Otto Glagau sagt: „Zu den von der akademischen Behörde Ausgewiesenen gehörte auch Fritz Reuter. Mitte Februar mußte er Jena verlassen, während seine Sachen Schulden halber zurückblieben, und ging einstweilen nach dem nahen Städtchen

Camburg, im Meining'schen belegen, ohne aber davon nach Hause die geringste Nachricht zu geben."

Ich weiß nicht, worauf Glagau zumal die erste Behauptung stützt. Hat er auf Grund der Alten Kenntniß von Reuters Relegation bekommen, warum theilt er nichts Näheres darüber mit? Mitte Februar! Nun, vom 16. Februar stammt folgendes

No. 24. **Sittenzeugniß**

für den Stud. Juris Herrn Reuter.

Wir Prorektor und Senat der Großherzogl. Herzogl. Sächsischen Gesamt-Universität Jena bezeugen hierdurch daß Herr Friedrich Reuter, aus Stavenhagen im Mecklenburgischen, auf das von ihm beigebrachte Universitäts-Zeugniß de dato Rostock 30. April 1832, unterm 25. May 1832 als Studiosus Juris bei hiesiger Universität immatrikulirt worden, und daß er sich während seines zeitherigen Aufenthalts auf derselben so betragen hat, daß, außer einer zwey Maligen Geldbuße, eine sonstige Strafe ihn nicht getroffen.

Unter des zeitigen Prorectors Unterschrift und Bedruckung des Universitäts-Insiegel's, gegeben zu Jena am 16. Februar 1833.

(L. S.)

D. Baumgarten-Crusius
d. 3. Prorektor.

Gesehen von dem Großherzogl. Herzogl. Sächsisch. außerordentlichen Regierungs-Bevollmächtigten,

A. v. Ziegesar.

Wie in aller Welt kommt da Glagau in seinem Buche „Fritz Reuter und seine Dichtungen“ (Zweite Auflage. Berlin 1875. S. 40) zu der Angabe, Reuter sei Mitte Februar vom akademischen Senat zu Jena ausgewiesen worden?! Allerdings ging Reuter am 18. Februar ins benachbarte Camburg, aber wohl nur, um sich noch rechtzeitig von dem bedrohlichen Trubel zurückzuziehen, denn freiwillig ausgetreten aus der Verbindung war er schon im Januar. So hielt man ihn von Obrigkeitswegen für unbeteiligt an der aufrührerischen Bewegung, sonst wäre ihm nicht obiges Sittenzeugniß gerade in jenen Tagen ausgestellt worden und ebenso wenig zwei Monate später ein Reisepaß von der Königlich Preußischen Regierung zu Merseburg, der ihn ausdrücklich als „unverdächtig“ bezeichnet.

Der nachgesuchte Aufenthalt in Camburg wurde ihm laut nachstehender kurzen Bescheinigung erlaubt:

Dem Studiosus juris Herrn Friedrich
Ruiter (sic!) aus den (sic!) Mecklenburgisch. wird der
gebetene Aufenthalt in hiesiger Stadt
auf Vier Wochen, unter Voraussetzung
untadelhaften Betragens, hiermit
gestattet und ihm dieses zu seiner
Legitimation hierdurch bezeugt.

Camburg, d. 19. Febr. 1833.

(L.S.) Herzogl. S. Meiningsch. Verwaltungs-
Amt daß.

Schüler.

Nach Verlauf dieser Zeit, wenn auch nicht unmittelbar darauf, erhielt Fritz Reuter zu seiner Rückreise nach Stavenhagen folgenden Paß:

Ein halber Thaler
15 Gr.

No. 49.
des Paß-Journals.
Signalement
des Paß-Inhaber.

1. Religion, evangl:
2. Alter, Zwei und zwanzig Jahr
3. Größe, fünf Fuß sieben Zoll
4. Haare, hellblond
5. Stirne, rund
6. Augenbrauen, blond
7. Augen, blau
8. Nase, stumpf
9. Mund, gewöhnlich
10. Bart, blond
11. Kinn, rund
12. Gesicht, oval
13. Gesichtsfarbe, gesund
14. Statur, schlank
15. Besondere Kennzeichen
trägt eine Brille

Unterschrift
des Paß-Inhaber
F. Reuter stud. jur.

Stempel und Gebühren
1) Stempel . . . 15. fGr.
2) Gebühren . . . 20. fGr.

Zusammen 1 rt 5. fGr.

Königlich Preußische Staaten.

Reise-Paß ins Ausland.
gültig auf Vier Wochen.

Da der Studiosus juris Herr Friedrich Reuter

gebürtig aus } Stavenhagen in Mecklenburg
wohnhaft in } (mit) allein
um in seine Heimath zurückzureisen
von Naumburg über Halle und Berlin
nach Stavenhagen
reiset und durch depon: Paß d. d. Camburg [den 20. April 1833.
und Universitäts-Beugniß d. d. Jena den [16. Febr. 1833.
als unverdächtig legitimirt ist, so ist dem-
selben der gegenwärtige Paß
ertheilt, und werden alle Civil- und Militä-
stair-Behörden ersucht
denselben mit angeführter Begleitung frei und
ungehindert reisen und zurückreisen, auch
[nöthigenfalls ihm Schutz und
Beistand angedeihen zu lassen.

Dieser Paß muß aber von der Polizei-
Obrigkeit eines jeden Orts,
an welchem der Inhaber sich länger als
[vier und zwanzig Stunden
aufhält, ohne Unterschied zwischen Stadt
[und Dorf, visirt und ihr des-
halb vorgezeigt werden.

Gegeben, Merseburg, den 30. April
1833.

(L.S.) Königr: Preußische Regierung.
Kräger.

Im Namen und Auftrage Einer Königl. Hochlöbl. Regierung zu Merseburg dem H. Pakinhäber dato eingehändigt.

Gültig nach Halle.

Naumburg den Dreyßigsten April Eintausend
Achthundert Drey und Dreyßig.

(L.S.)	Der Königl. Landrath
	Lepsius
	J. d. A.
	Meyer
	Kröffr.
	Nisse
	Pol. Sefr.

Also in die Heimat!

Inzwischen hatte sich Reuters Vater, besorgt um das Schicksal seines Sohnes, an den Camburger Bürgermeister schriftlich gewendet, worauf derselbe das folgende, sehr interessante und an wichtigen Aufschlüssen reiche Schreiben als Antwort abschickte:

An
Den Herrn Bürgermeister und
Stadtrichter Reuter
Wohlgeboren
zu
Staventagen (sic!)
in Mecklenburg Schwerin

Wohlgeborener
Insonders Hochgeehrtester
Herr Bürgermeister und
Stadtrichter

Eur Wohlgeboren Brief vom
9 May, habe den 14 d. M. mit
Gedery, Reuter: Reliquien.

der hiesigen Post erhalten. — Ich würde Eur Wohlgeb. sofort geantwortet haben, wenn nicht die Abwesenheit des Rathswirths Frische daran verhindert gewesen wäre. Nach dessen Zurückkunft habe aber denselben sogleich über das Nötige vernommen und er deponirt über Dero H. Sohn folgends:

Herr Reuter kam den 13 d März hier an, hielt sich 14 Tage auf und besuchte dann nach seinen Angaben Halle und Leipzig, kam darauf wieder hieher. — Der erste Brief seines Vaters gefiel ihm freylich nicht, weil ihm sein Vorsatz, nach München zu gehen, erschweret war. Der 2te Brief hatte seinen Vorsatz geändert, und den Aufforderungen anderer Studenten ohngeachtet, sagte er: Nun gehe ich mit Vergnügen zu meinem Vater zurück. — Bei seiner Abreise von hier habe ich von H. Reuter 20 rtl. in Golde erhalten und selbiger bleibt mir noch 12 rtl. 8 gr. schuldig, welche mir selbiger auf sein Ehrenwort von Belitz aus schicken wollte, weil er sich daselbst 14 Tage aufzuhalten und wieder mit Kleidung zu versehen willens sey, um seinen guten Vater nicht so schlecht vor die

Augen zu kommen. Gegen mich hat H. Reuter geäusert, daß er über Halle nach Belitz gehe. — Sein Lebenswandel war die Zeit seines Aufenthalts hier, musterhaft, er hat stets so viel ich davon verstehe, studirt und wer ihn nachredet, daß er dem Trunke ergeben gewesen, der redet es als ein Verläumper. — Wie Sie selbst mit angesehen haben, so hat er ein stilles und eingezogenes Leben geführt, und wenn H. Reuterts Vater die Rechnung prüfen wird, die ich ihm gegeben habe, so hat selbiger kaum tägl. 10 gr. verzehret. — Wollte Gott es wären alle Studenten so wie dieser.

Worauf nach Wiedervorhalt
und Genehmigung Herr Frische
wieder entlassen wurde.

Ich für meine Person, kann nicht anders, als der Deposition des Rathswirths bezupflichten und bemerke noch hierbei: daß als Derselben Herr Sohn von hier abreisen wollte und um einen Paß zu seiner Nachhausse reise bat, ich selbigen an das hiesige Herzogl. Verwal-

tungsam verwies, weil er von da aus die Erlaubniß erhalten hatte sich hier aufzuhalten. Er würde aber keinen Paß erhalten haben, wenn er sich nicht so musterhaft hier betragen hätte. Diese Nachricht ertheile ich Deremselben mit frohen Herzen, als einen bekümmerten Vater und freue mich besonders, Balsam in Dero bekümmerte Seele gegossen zu haben. —

Wahrscheinlich wird Dero Herr Sohn sich in seine väterliche Arme geworfen haben. — Aus der wenigen Unterhaltung welche ich mit Dero Herrn Sohne gehabt habe, ist selbiger ein sehr gebildeter und in den Wissenschaften erfahrner junger Mann und ich kann nicht glauben, daß er bey den Je-naischen Studenten Unruhen sich ausgezeichnet hat. — Ich freue mich übrigens, bey einer Gelegenheit die ich erfreulicher gewünscht hätte, Eur Wohlgeboren Bekanntschaft gemacht

zu haben, und beharre mit
ausgezeichneter Hochachtung,
Eur Wohlgeboren,

Camburg
den 16d May
1833.

ganz gehorsamster
Heinrich Leibniz
Bürgermeister und
Stadtschreiber.

Wahrscheinlich noch vor dem Eintreffen dieses beruhigenden Briefes, hatte der alte Reuter die große Freude, den Sohn in seine väterlichen Arme zu schließen. Ein halbes Jahr blieb Fritz im elterlichen Hause, nicht unthätig, sondern dem Studium fleißig obliegend.

Um Abend des 3. April hatte das sogenannte Attentat zu Frankfurt am Main statt gefunden, den deutschen Regierungen erneuten Schrecken eingejagt und Veranlassung gegeben, daß überall auf die direkt und indirekt Beteiligten, besonders auf sämtliche Burschenschafter, gefahndet wurde. Fritz Reuter schien man vergessen zu haben. Das machte ihn sicher, und er bat nach Ablauf des Sommers seinen Vater um Erlaubniß, die Universität Leipzig beziehen zu dürfen. So reiste er denn ab, mit einem Führungsattest und Reisepaß seitens der heimischen Behörde versehen.

I.

Dem Herrn Studiosus Friederich Reuter, Sohn des Herrn Bürgermeisters Reuter hieselbst, bezeugen wir hiедurch, daß er sich hieselbst im älterlichen Hause seit Mitte May d. J. bis jetzt aufgehalten und während des einen sittlich guten, völlig un-

bescholteten Lebenswandel geführt hat. Stavenhagen
in Mecklenburg Schwerin den Fünften October 1830.
und Drey.

(L. S.)

Bürgermeister und Rath

J. L. Susemihl. J. Cummerow.

C. H. Tiedt.

II.

gratis

Wir ersuchen hiedurch alle Civil- und Militair-
behörden, nach Standesgebühr geziemend, Vor-
zeigern dieses, den Studiosus Herrn Friedrich
Reuter von hier, mittler Statur, blonder Haare
und 23 Jahr alt, welcher die Absicht hat, von
hier nach Berlin, eventualiter nach Leipzig
zu reisen, dahin auf Vierzehn Tage, als auf
welche Zeit sich die Gültigkeit dieses Passes
beschränkt, mit den bei sich habenden Reise-
sachen frei und sicher passiren zu lassen, welche
Rechtsgefälligkeit wir in ähnlichen Fällen jeder-
zeit erwidern werden. Urkundlich unter un-
serm gewöhnlichen Siegel und Unterschrift.
Stavenhagen im Großherzogthum Mecklenburg
Schwerin den Fünften October 1830. und
Drey.

Eigenhändige
Namens Unterschrift
des Pass Inhabers
F. Reuter.

(L. S.)

Bürgermeister und Rath
J. L. Susemihl.

C. H. Tiedt.

Auf der Rückseite des Blattes steht vermerkt:

Vorgezeigt, eingetragen Abschn. B I № 6298 und gültig über Potsdam nach Leipzig.

Berlin, den dreizehnten October 1800 Drei und 30.

Kön: Polizei Praesidium.

(L. S.)

V. Abtheilung.

Schneider.

Gültig zur Rückreise
über Berlin.

Leipzig d. 24/10. 33.

(L. S.)

Sicherheits Behörde.

Hätte Reuter ahnen können, welches traurige Geschick bald darauf seiner wartete, er hätte gewiß nicht das schützende Dach des Elternhauses, den neutralen Boden seines Vaterlandes verlassen. Freilich, sein Lebenslauf würde sich dann ganz anders gestaltet haben; er wäre vielleicht Bürgermeister in einem mecklenburgischen Neste geworden, hätte unter Philistern und Ackerbürgern gelebt, während er nun, durch Gottes wunderbare Führung, Deutschlands Stolz ist und bleiben wird.

In Leipzig kam er noch vor Mitte des Oktober an (nicht, wie Ebert und Wilbrandt meinen, in den letzten Tagen dieses Monats), wurde aber nicht von der Universität als akademischer Bürger aufgenommen. Er schrieb dies unverzüglich seinem Vater mit der Bitte, ihm zu gestatten, nach Zürich zu gehen. Schon am 18. Oktober antwortete der in größter Besorgniß schwedende Bürgermeister mit einem offenbar in fliegender Hast geschriebenen Briefe, welcher ein treuer Spiegel der damaligen gefährlichen Situation ist und der väterlichen Fürsorge des alten Reuter.

Lieber Friß!

So gerne ich Dir auch Deinen Wunsch nach Zürich gehen zu können, gewähren möchte, so ist's doch nicht möglich, denn fürs erste fehlen mir die Mittel zur Ausführung Deines Vorhabens, und dann habe ich die bestimmteste Nachricht, daß man jetzt in Süddeutschland mit einer ungeheuren Aufmerksamkeit auf alle reisende Studenten wacht; Du bist also in der größten Gefahr arretirt und ein oder vielmehr sicher mehrere Jahre ins Gr. Gefängniß und auf die Festung zu kommen. Wahrlieblich, ich gewährte Dir gerne Deinen Wunsch, aber ich kann ihn aus vernünftigen Gründen nicht gewähren, und ich sehe keinen andern Ausweg, um Dich außer Gefahr zu bringen, als daß Du gleich nach Empfang dieses wieder zu Hause kommst. Ich hoffe, daß Du ohne Aufenthalt diesen meinen Rath und väterlichen Willen in Erfüllung bringen wirst, und sehe mit der umgehenden Post Deiner Antwort entgegen dahin, daß Du mir zu folgen so bereit als schuldig sehest. Ich schreibe dies in größter Eile gleich nach Empfang Deines Briefes, und wirst Du mich entschuldigen, wenn ich mein Verlangen nicht mehr motivire, aber ich werde mich gewiß davon nicht abbringen lassen, auch wenn Du mir die Versicherung gibst, daß Du in Leipzig ganz sicher sehest.

ich wünsche Dir gutes Wetter zur Zurückreise und
bin Dein treuer Vater
Stavenhagen G. Reuter.
d. 18. Octbr. 1833.

Reise mit der ordinären Post zurück und nimmt nur die nothdürftigsten Kleidungsstücke auf der

Post mit. Deinen Koffer mit den übrigen Sachen lasse durch dortige Spediteure auf hier mit Frachtgelegenheit senden. Bei Gastwirth und Spediteur Carl Wagner aus Heilbronn ist oft Gelegenheit nach Mecklenburg.

Sicherlich wäre noch jetzt Rettung möglich gewesen, hätte Fritz Reuter eine andere Route eingeschlagen. Er bestellte nämlich gleich nach Empfang der Antwort einen Reiseschein zum Postwagen von Leipzig nach Delitzsch, „welcher den 25. Octbr. 1833 um 6 Uhr abfährt Abends. Herr Reuter hat bezahlt für den 1ten Platz bis Delitzsch 13 $\frac{3}{4}$ Gr.“ An Gepäck ward nur sein Tornister mitgenommen; die Rubrik „Überfracht“ ist unausgefüllt.

Von Delitzsch aus nahm unser Reisender noch an demselben Tage ein Billet nach — Berlin!

Passagier-Billet
für den Herrn Studiosus Reuter
zur Fahrt von Delitzsch nach Berlin
Platz № 1.

Die Post geht ab um 10 Uhr am Dienstag
Abends den 25^{ten} October 1833.

Das Passagiergebeld ist bezahlt für die Tour
von Delitzsch bis Berlin

- a. Personenfracht pro 20 Meilen à 5 Sgr. mit 3 Rthlr. 10 Sgr. — 3*fl*.
b. Postillon-Trinkgeld „ Meilen à 1 Sgr. mit — 20 „ — „
und das Einschreibegeld mit . . . — 2 „ 6 „
Summa 4 Rthlr. 2 Sgr. 6 *fl*.

Nach Berlin! — Sein Vater sähe zu schwarz, möchte der Sohn gedacht haben. Ihn, den Ausländer, konnte

eine fremde, konnte die preußische Regierung höchstens ausschließen, nicht verhaften; er hatte ja seinen „Stemhäger“ Paß, der auch auf Berlin lautete, wo er schon früher unbehelligt durchgereist war.

Dort suchte er u. a. seinen Vetter Ernst auf, der als Apotheker Vorlesungen über Chemie hörte und bereits aus Stavenhagen Nachricht erhalten hatte, Fritz, falls er nach Berlin käme, sofort in die Heimat zu dirigiren.

Bu spät!

Ein Landsmann Reuters, Pastor G. W. Lierow zu Lohmen in Mecklenburg, der damals in Berlin studirte und jene aufregenden Tage mit durchmachte, schreibt mir:

„Ich hatte Reuter vor der Verhaftung bewahren wollen und hätte es wahrscheinlich auch erreicht. Die Sache war nämlich folgende. Als ich Ostern 1832 in Berlin immatrikulirt wurde, hatte ich dem Rektor magnificus Dr. Philipp Marheinecke mit Handschlag an Eidesstatt versprochen, in keine verbotene Verbindung zu gehen, was ich auch getreulich gehalten habe. Da ich überhaupt in keine studentische Verbindung trat, das rüde Studenten- und Kneipenleben mied, so war ich durchaus nicht von Polizei behelligt.

Nun wohnte ich damals an der Mauer- und Behrenstraße Ecke im Hofe zwei Treppen hoch, als im Herbst 1833 an einem Sonntag Nachmittage ein Bekannter von mir, Namens Glaesel, Mecklenburger, zu mir kam und fast ängstlich sagte, Fritz Reuter sei zu ihm gekommen. Ich antwortete: was will der Unglücksmensch hier? (Denn die Verhältnisse zu Jena waren auf allen Universitäten bekannt genug.) Sage ihm, er möge sofort zu mir kommen und in Dunkelheit der Nacht von hier zusehen, daß er

die Stadt unbemerkt verlasse und zu Fuß der mecklenburgischen Grenze zueile. Das nöthige Reisegeld müßten wir schnell, wenn nöthig, zusammenbringen.

Glaesel ging ab, kam aber nicht wieder, und Fritz Reuter, den ich damals persönlich gar nicht kannte, kam auch nicht. Ich wartete bis gegen Abend, ging dann nach Glaesels Wohnung und fand sie verschlossen. Auch in den von Mecklenburgern sonst besuchten Lokalen fand ich die Beiden nicht. Am anderen Morgen fragte mich mein Kommilitone, der als Pastor zu Fördensdorf bei Teterow verstorbene Theodor Reuter, ein Vetter von Fritz, ob ich nicht wisse, wo sein Vetter geblieben. Ich antwortete, er möge das wohl in der Haus- oder Stadtvogtei erfahren können.

Warum ich mich aber damals für Fritz Reuter so interessirte? Einmal war er mein Landsmann, und ferner jammerten mich die jungen Leute, die so thöricht und ganz nutzlos in ihr Verderben rannten.

Wenn ich nun in der Reuterbiographie von Hermann Ebert lese (S. 143), daß er, Reuter, einige Tage ungeniert vor den Augen der Berliner Polizei umhergeschwärmt hätte, die ihn vorerst sicher werden ließ, um darauf desto erfolgreicher gegen ihn vorgehen zu können, so lag das gar nicht in dem Wesen der damaligen Berliner Polizei, die keineswegs mit Leuten, die ihr verdächtig waren, spielte, wie die Katze mit der Maus. Sie griff zu, und wenn sie einmal einen Verkehrten bekommen, ließ sie ihn wieder laufen.

Und wenn es weiter heißt, daß er, Reuter, sich bald bei diesem, bald bei jenem Freunde bergend, seine Verhaftung noch einige Zeitlang hinzuhalten wußte, eine Flucht aber nicht bewerkstelligen konnte, so glaube ich auch das

nicht, denn Reuter war unter den Mecklenburgern, die das Gymnasium zu Parchim besucht hatten, eine bekannte Persönlichkeit und durch diese auch bei Anderen, und jeder wußte ja, welcher Verbindung er zu Jena angehört hatte, und in welcher Gefahr er daher in Berlin stand. Es liegt ja zu nahe, daß diese sofort bemüht gewesen wären, ihn zu überreden, ungesäumt bei Nacht und Nebel wieder Berlin zu verlassen. Ich glaube vielmehr, daß er auch andere Freunde, z. B. seinen Vetter Theodor, der von seiner Unwesenheit wußte, besucht, vielleicht auch bei ihnen sich aufgehalten hat, bis er zuletzt bei Glaesel strandete, daß aber sein Aufenthalt in Berlin bis zu seiner Gefangennahme ein sehr kurzer gewesen ist; denn die Vorlesungen pflegten damals erst spät zu beginnen.

Und wenn Ebert dann weiter schreibt: „So wurde er schließlich am 31. Oktober 1833 arretirt, nach einem Berichte: in einer entlegenen Kneipe, wohin er sich vor seinen Verfolgern geflüchtet, nach anderen Angaben: in einer Droschke, welche ihn dem Bahnhofe zuführen sollte“, so bemerke ich hierzu, daß allerdings Reuter selbst in einem Briefe an seinen Vater Silberberg den 31. Oktober 1836 schreibt, daß dies der Tag sei, der ihn vor drei Jahren in den Kerker warf, aber der 31. Oktober 1833 fiel auf einen Donnerstag und nicht auf einen Sonntag und wird das Reformationsfest also, wie es kirchlicher Gebrauch schon damals war, am 3. November gefeiert sein und er also in der Nacht vom dritten auf den vierten*) verhaftet

*) Oder auch früh am Morgen des 4. Nov. — Dagegen theilt Glaesel einen Brief von Reuters Vetter Ernst an dessen Vater mit, datirt 1. November 1833, wonach Früh am Morgen vorher plötzlich verhaftet worden sei.

worden sein. Denn am Sonntag Nachmittag kam Glaesel zu mir, und am Montag Morgen war Reuter nicht mehr frei. Uebrigens gesteht ja Reuter in seinem Briefe an mich vom 5. März 1862 in dieser Angelegenheit selbst zu, „daß er in jener Zeit zu sehr in der wilden Gähre gewesen sei.“ Da wird er sich wohl drei Jahre später des Reformationsfestes erinnert haben, aber nicht, daß es damals am 3. November gefeiert worden.

Ferner, daß er in einer Kneipe arretirt worden, gebe ich zu, ohne zu wissen, in welcher. Aber die Angabe, daß er in einer Droschke, die ihn zum Bahnhof führen sollte, verhaftet sei, ist hinfällig; denn es gab damals zu Berlin noch gar keine Bahnhöfe, sondern nur einen Central-Posthof, der polizeilich bewacht war. Es ist ein Uebermaß von Leichtsinn und Vertrauensseligkeit, wenn er damals noch geglaubt haben sollte, per Post Mecklenburg zu erreichen.

Unter uns Mecklenburgern wurde es nicht festgestellt, wann und wo Reuters Verhaftung stattfand, und dies war es eben, was mich später veranlaßte, mit Reuter direkt hierüber brieftlich zu sprechen.“

So begann denn — unseligen Andenkens! — die härteste Untersuchungshaft, zuerst in der Stadt-, dann in der Hausvogtei.

Der tiefgebeugte Vater that alle möglichen Schritte, seinen Sohn zu retten, oder doch wenigstens zu erlangen, daß er nach Mecklenburg ausgeliefert würde. Er schrieb in seiner Herzentschuldigung an den Bürgermeister von Camburg, ihm bezeugen zu wollen, daß Fritz von Jena aus sich in Camburg aufgehalten und zwar während des Frankfurter Attentats, daß seine kurzen Reisen im Interesse seines Studiums stattgefunden und er sich makellos geführt

habe. — Das erbetene amtliche Attest sandte er dann sofort nach Berlin. Dasselbe lautet, wie folgt:

Daß der Studiosus juris Herr F. Reuter aus Stavenhagen, von Jena aus hieher gekommen ist, sich eine Zeit lang hier aufgehalten und wegen seiner musterhaften guten Aufführung vom hiesigen Herzog. Verwaltungsamte eine Aufenthaltskarte auf Vier Wochen erhalten hat, demselben auch solche stillschweigend prolongiret worden ist; Inglichen daß H. Reuter am 3. April in Camburg noch gegenwärtig gewesen, während seines Hiersehns aber keine weiten Reisen, außer die von einigen Tagen, nach des RathskellerWirths Frische Angabe nach Leipzig gemacht hat, um zu sehen, ob er seine Studia das. fortsetzen konnte, überhaupt aber derselbe bey jeder Gelegenheit sich als ein recht braver Mann bewiesen hat, solches wird hierdurch versichert.

Camburg d. 4t. Dec. 1833.

Herzog. S. Meining. Stadt-Po-
(L.S.) lizey und
Der Magistrat das.
Christian Heinrich Leibniz.

Das Schriftstück wurde einfach — ad acta gelegt, vorher aber mit folgenden Randbemerkungen versehen:

Von H. Bürgermeister Reuter zu Stavenhagen übergeben.
D(ecretum). Diese Piece ist zu den Papieren des Stud.
Reuter zu heften, wenn dieselben von dem K. Hohen Mini-
sterium zurückkommen. B. 15/12. 33. Falkenberg.

Dies ist das letzte Blatt in dem Fascikel, enthaltend
„die Papiere des Studenten Reuter.“ — —

Ein Jahr verstreicht, noch immer kein Urtheil!

Am 15. November 1834 wurde er nach Silberberg in Schlesien abgeführt. Dort fand er — solamen miseris socios habuisse malorum — seine alten Freunde Wuthe- now und Wachsmuth als Leidensgefährten. Letzteren hatte er im Frühjahr 1833 zu Jena kennen gelernt, da derselbe als Abgeordneter der Hallenser Burschenschaft Germania die Jenenser Germania besuchte, um den Eintritt seiner Verbindung in die Allgemeine deutsche Burschenschaft zu vermitteln, deren altenmäßig festgestelltes Ziel die Wiederherstellung der Einheit Deutschlands, und zwar seitens der Preußen natürlich unter der Hohenzollern-Dynastie Preußens, bildete. Reuter nahm ihn damals als Gast in seine Wohnung auf und erwiderte später den Besuch in Halle. Der unsinnige Rutsch auf die Hauptwache in Frankfurt am Main am 3. April 1833, von dem sie keine Ahnung hatten, der aber Veranlassung gab, gegen die Burschenschaften als hochverrätherische Verbindungen einzuschreiten, führte die Auflösung der Hallenser Verbindung herbei. Wachsmuth trat im August als Auscultator in den Staatsdienst über und verlor seinen Freund aus den Augen. — Auf der Festung Silberberg fanden sich Beide wieder, wohin sie nach der damaligen Preußischen Criminallordnung vorläufig abgeführt waren.

Herr Amtsgerichtsrath Franz Rudolph Wachsmuth in

Grossen schreibt mir: „Am 28. Januar 1837 wurden wir mit vierzig anderen Studiengenossen vom Kammergericht zum Tode verurtheilt (Erkenntniß vom 4. August 1836). Das Urtheil wurde uns in der Stadt Silberberg durch den Direktor des Land- und Stadtgerichts Frankenstein publicirt, hinterher eine Kabinetsordre Friedrich Wilhelm des Dritten verlesen, in welcher der König das Todesurtheil unbeschadet unseres Rechtes zur Appellation in dreißigjährigen Festungsarrest umwandelte. Wir appellirten nicht, hörten auch nichts von dem weiteren Verlauf des Prozesses, bis ein Jahr darauf eine neue Kabinetsordre uns verkündete, daß die Kommandanten nach zehn Jahren über unsere Führung berichten sollten.

Auf dem Gange zur Verkündung des Urtheils war Reuter mein spezieller Begleiter. Wir Preußen, eifl an der Zahl, waren guten Muthes, wir seckten unsere Hoffnung auf die Hochherzigkeit und Humanität unserer Dynastie; Reuter aber, als Mecklenburger, bei der Durchreise durch Berlin aufgegriffen und seinem Vaterlande nicht ausgeliefert, war sehr gedrückt: er fürchtete, vergessen zu werden.

Ueberdies war er in der ganzen Zeit seines Aufenthaltes in Silberberg kränklich. Ich habe oft Tage und Nächte an seinem Bette gewacht, wenn er in wilden Fieberphantasien in seiner einsamen Kasematte lag. Sein Geist war dann Tage lang umflost; der hohe Genius, welcher ihn später zum Lieblingsdichter seines Volkes emporhob, ließ noch keine Spur von ihm erkennen, und es erinnert mich dies lebhaft an eine Neußerung in einem meiner Briefe an ihn: Karl Duß (Charles douze, sein Spitzname auf der Universität), Du bist eigentlich das lebendigste Argument

gegen die Todesstrafe. Denn was hätte unser Volk an Dir verloren, wenn man uns damals dem Urtheil gemäß den Kopf abgeschlagen hätte! —

Die Luft in Silberberg, 2100 Fuß über dem Meere, war rauh. Wir hatten neun Monate des Jahres harten Winter. Einmal sank am 16. Mai das Thermometer zwischen zwei und vier Uhr Nachmittags von sechzehn Grad Wärme auf vier Grad Kälte, und an einem 8. Juni hatten wir armdicke Eiszapfen vor den Rinnen, welche zwischen unseren achtzehn Fuß dicken Kasematten das Wasser ableiteten, hängen.

Reuter wurde daher (im Februar 1837) nach Glogau übergeführt, und mit diesem Zeitpunkt beginnt ja seine „Festungstid“! —

Von Glogau wurde, schon sechs Wochen darauf, mitten im härtesten Winter, der unglückliche, geistig wie körperlich geknickte Jüngling nach Magdeburg transportirt — und zwar nicht auf die Festung, sondern ins Inquisitoriatsgefängniß.

„Dat was bös!“ — sagt der Dichter in „*Alt mine Festungstid*“ — „Ne Festung mag so slimm sin, as sei will, Einer hett doch Rum in de ollen Kasematten, wo doch nothdürftige Bewegung möglich is, Einer kriggt doch as un an en Minschen tau seihn, un dat Ganze is doch nich utdrücklich dortau bugt, üm en Gefangenen nah alle Panten tau schurigeln; äwer so'n apartig ingericht't Gefangenhus nimmt Einen ok noch dat beten Lust un Licht un Bewegung un Ogenweid', wat Einen von Rechtswegen taukümm't. Wi wiren tau Festungsstraf' verurtheilt; äwer wat führte sich de preußsche Staat doran, wenn't in sien Kram paßte, uns in en Zellengefängniß unnertaubringen.“

Hier nun mußte sich der „Demagoge“ wie ein ganz gewöhnlicher Verbrecher behandeln lassen.

„Ich müßt ehr wisen, woans ich erschaffen wir, un as sei minen Herrgott sin Maßwark besichtigt hadden, fisen-tirten sei of minen Snider sin, indem dat sei all mine Taschen in de Kledaschen ümlührten un de Näd unnersöchten, ob ich dor nich Pistolen un Mezgers un Dinger, oder gor Geld in hadd.

Als dit besorgt was, kunn ich mi wedder antreden, un nu föllen sei äwer minen Ruffert los. — „Ne olle eingehüfige, sülwerne Taschenklock, de all so lang' still stahn hadd, as ich satt, wil ich meindag' nich dat Geld tau'm Repariren hadd upbringen kunn, mi of an de Tid up Stunns gor nicks gelegen was, würd tauirst mit Beslag belegt. Dorup kamm en ollen Pipendeckel, so 'n ollen Klemmdeckel, tau'm Börschin. — „Ist das Silber?“ fragt de Inspekteur. — „„Ja,““ säd ich, denn mi fohrte dat so dörch den Sinn, dat dese sülwerne Pipenbeslag en Glanz von Wollhabenheit up mi smiten kunn, un leigen ded ich dorbi of nich, denn hei was würllich von Sülver, äwer man von Nißsülver. Un as sei mi nu noch 'ne lütte golden Daufnadel afnamen hadden, de ich von min Swester tau'm Wihnachten kregen hadd, un min Schriw- un Teikengeschirr, un as sei dit Allens sauber tau mine Personal-Akten leggt hadden, kunn ich jo nu mit den Slüter nah mine Nummer gahn.“

Diese lag im untersten Stock, zwölfe Fuß lang und sechs Fuß breit, nicht Sonne noch Mond konnten hinein scheinen, oben an der Decke ein winziges Fensterchen, an der Thür ein kleines vierediges Gußloch mit einer Klappe,

und an der Thüre selbst hing ein Papier.*.) Darauf aber stand zu lesen:

Reglement
für die Festungs-Anstalten im Inquisitoriate
zu Magdeburg.

- §. 1. Der Gefangene muß sich bei der Einlieferung der Visitation unterwerfen.
Über die ihm abzunehmenden Gegenstände erhält er Quittung des Aufsehers.
- §. 2. Kein Gefangener darf an Geldern mehr, als einen dreitägigen Verpflegungssatz erhalten. Uhren, kostbarekeiten, gefährliche Instrumente werden ihm abgenommen. Messer und Gabeln muß er nach dem Mittags-Essen dem Gefangenwärter zurückliefern.
- §. 3. Der Gefangene muß sich bescheiden und ruhig betragen, muß den Befehlen der Kommandantur und der Gefängniß-Offizianten, sowie der Wache Gehorsam leisten, darf sich mit Gefangenen in Nebengefängnissen nicht unterhalten, nicht laut singen, pfeifen, rufen, pochen &c.
- §. 4. Mit dem Verpflegungssatz à 5 Sgr. täglich muß der Gefangene ausreichen, und kann über denselben zur Befriedigung erlaubter Bedürfnisse disponieren, wie der Vermögende über täglich 15 Sgr.
- §. 5. Die Bedürfnisse bestellt er durch den Gefangenwärter.
- §. 6. Der Gefangene kann Schreibmaterialien und Lectüre

*) Frau Dr. Reuter hat dies Dokument einer vergangenen Zeit an Arnold Wellmer geschenkt, der mir dasselbe zum Abdruck freundlichst übergab.

erhalten auf seine Kosten, jedoch nur mit Genehmigung des Kommandanten. Licht darf er nur bis 10 Uhr Abends brennen.

- §. 7. Er erhält die vorschriftsmäßige Heizung unentgeldlich.
- §. 8. Er genießt im Sommer 2, im Winter 1 Freiheitsstunde innerhalb des Gefängniß-Hofes, außer dem Hause aber nicht.
- §. 9. Er kann sich des Zuspruchs des Garnison-Predigers bedienen.
- §. 10. Im Fall der Erkrankung wird er ins Garnison-Lazareth gebracht, und werden $\frac{3}{5}$ seines Allimenten-Quanti auf seine Heilung und Verpflegung verwendet.

ad §. 10. Nur den unbemittelten im Inquisitoriat verhafteten Staatsgefangenen kann neueren Befehlen zu Folge in Erkrankungsfällen die Aufnahme im Garnison-Lazareth gegen $\frac{3}{5}$ des Alliments-Quanti gestattet werden. Vermögende Staatsgefangene müssen dagegen, falls sie in besonderen Fällen und nach besonderer Bestimmung der Kommandantur ins Lazareth aufgenommen werden sollten, Verpflegung und Heilung nach den dort bestehenden Etatsjäzen bezahlen.

Gr. Hacke.

- §. 11. Er darf das Gefängniß nicht unnöthig verunreinigen, die ihm gelieferten Utensilien, als: Tisch, Schemel, Bettgestell und Nachtstuhl nicht beschädigen oder beschmußen.
- §. 12. Fehlt er gegen diese Bestimmungen, oder beleidigt er die Wache, oder macht er gar einen Entweichungsversuch, so ist er der Disciplinarstraf-Gewalt des Kommandanten verfallen.
- §. 13. Ein Exemplar dieses Reglements wird an die Thür

jedes Gefängnisses affigirt, und darf nicht abgerissen,
oder unleserlich gemacht werden.

Ergänzung

zu dem von dem Kriegs-Ministerio gegebenen Reglement
für die Festungs-Anstalten im Inquisitoriate
zu Magdeburg.

1. Hat der Gefangenewärter jeden Morgen 8 Uhr die Bedürfnisse der Gefangenen für den Tag über einzufordern, solche aufzuzeichnen, und dem Oberaufseher mitzutheilen, der alsdann die Zulässigkeit der Gegenstände bestimmen wird. Späterhin werden keine weiteren Wünsche für den Tag über berücksichtigt.
2. Wer die Mittel besitzt, sich Betten oder anderweitige erlaubte Bequemlichkeiten, als Wasch-Geschirr, Gläser, Tassen u. s. w. zu kaufen oder zu mieten, denen kann solches gegen baare Bezahlung gewährt werden.

Zweimal in der Woche, Mittwochs und Sonntags, können sich die Gefangenen gegen Bezahlung durch den von dem Platzmajor zu bestimmenden und zuvor vereideten Barbier in Gegenwart des Aufsehers rasieren lassen.

3. Laut Reglement §. 6 bedarf es zur Verabfolgung von Schreibmaterialien und Lectüre der jedesmaligen Genehmigung der Kommandantur, wobei indeß schon im Voraus festgestellt wird, daß das Verlangen von Zeitungen und politischen Schriften unstatthaft, und daher gleich abzuweisen ist.

Alle ankommende Briefe werden der Kommandantur zur weitern Bestimmung übergeben.

4. Spirituöse Getränke dürfen in keiner Art verabreicht werden. Bier ist gestattet.

Magdeburg, den 18ten Februar 1835.

Königlich Preußische Kommandantur
Gr. Hacke.

General-Lieutnant.

5. Jede schriftliche Mittheilung der Stubengefangenen unter sich, ist bei strengster Ahndung untersagt.

Magdeburg, den 7ten December 1835.

gez.: Graf v. Hacke.

Für Richtigkeit der Abschrift.

Singer

Hauptmann und Platz

Major.

Wie oft mögen des armen Gefangenen Augen auf diesen Zeilen geruht haben! Er wußte wahrscheinlich die einzelnen Paragraphen, die ganze Reihe von Geboten und Verboten, bald auswendig, welche an der Thüre seiner Zelle hingen und sein Leben in grausamer Weise regelten und bestimmten.

Wer „Ut mine Festungstid“ und speciell die Magdeburg betreffenden Abschnitte gelesen hat, — und wer hätte das nicht? — dem bietet einen ebenso interessanten wie lehrreichen Kommentar zu den von unserem Dichter mitgetheilten, harten Erlebnissen dieses vergilbte, aus zwei röthlich braunen, stockfleddigen Foliobögen, mit einem Schnürchen oben, bestehende Reglement, das derselbe als theure Reliquie mitnahm bei seinem Abzuge von der Festung, und welches somit in gewisser Hinsicht auch gehört zu den „Papieren des Studenten Reuter“.

Nene Mittheilungen aus Reuters Leben.

Das war ein heißer Sommertag Anfangs Juli im Jahre des Heils 1840. Die Sonne brannte stechend auf die Erde. An einem Feldgraben des gesegneten Landes Mecklenburg saß ein junger Mann nahe der Dreißiger, der äußerer Erscheinung nach ein reisender Handwerksbursche. Seine Kleidung war ordentlich, aber bestaubt, sein volles Haar struppig. Den Kopf in die Hände gestützt, starrte er müde undträumerisch vor sich hin.

Ein leichter, offener Stuhlwagen fuhr übers Feld, dicht bei dem Rastenden vorbei.

Da erhob sich derselbe, trat heran und bat den Herrn, ob er nicht mitfahren könnte, er wäre zu ermattet und müßte nach Stavenhagen.

Ihm wurde die Erlaubniß, sich vorn zum Kutscher zu setzen.

Als sie eine kleine Strecke gefahren, wandte sich der Fremde um und begann eine Unterhaltung, wobei er eine sehr humoristische Art zu sprechen offenbarte.

„Johann! prr!“ rief der Herr auf dem Rückseitze. Der Kutscher hieelt. „Setten Sei sic doch tau mi, min Bester, denn känen wi uns beter wat vertellen!“

Raum war das geschehen, so fragte der Jüngling seinen gütigen Nachbarn, ob er sich wohl denken könnte, woher er käme?

„Na, Sei sünd ut'n Deinst gahn, hebbən dat dor woll nich uthollen.“

„Ne, grad ut de Festung.““

„Wat?““

„Direct von Däms!““

„Is woll nich möglich? Herr Gott noch!“ und mit ängstlich scheuem Staunen blickte er seinen Gast an, von Kopf bis zu den Füßen, welcher sich über dessen verdußtes Gesicht amüsierte und herzlich lachte.

Dann fing er an zu erzählen, wie er als zu freisinniger Student verurtheilt worden und jetzt, nach siebenjähriger Haft, der Freiheit und dem Leben wieder geschenkt, auf dem Wege zu den heimischen Penaten begriffen wäre. „Wat min Vader is,““ — so schloß er den kurzen Bericht ,ut sine Festungstd‘ — „de is Börgermeister in Stemhagen, un ic̄ heit Fritz Reuter.““*) — — —

So war er zurückgelehrt ins Elternhaus. In den Freudenkelch des Wiedersehens aber floß mancher Wermutströpfen. Ach, er hatte ja seine schönsten Jahre hinter Schloß und Riegel vertrauern müssen!

Freilich, die letzte Zeit in der kleinen Grenzveste Dömitz an der Elbe war er nur dem Namen nach ein Gefangener gewesen. Sein Landsmann und Jenenser

*) Dies war die erste Begegnung Reuters mit dem Weinhandler Nissen, der damals für sein Geschäft Mecklenburg bereiste und mit dem Holsteiner Maßmann aus Heiligenhafen die Firma Maßmann und Nissen in Lübeck begründete. So oft später Reuter die ehrwürdige Hansestadt besuchte, kehrte er in dem gastfreien Hause seines alten Bekannten ein, und in den unterirdischen Kellereien der Breitenstraße hat er manch edlen Traubensaft an der Quelle gekostet bei gemütlichstem Gespräch.

Kommilitone Karl Schmidt hatte vor ihm mit drei anderen „Staatsverbrechern“ dort gesessen und es sehr gut gehabt; sie konnten ziemlich thun, was sie wollten, gingen häufig ins Hannöversche hinüber auf die Jagd, Morgens heraus, Abends heim, ja durften vier Meilen weite Ausflüge machen. Schmidt wurde gleich nach dem Tode des Großherzogs Friedrich Franz I. im Februar 1837 entlassen. Der hochbetagte Kommandant, Herr von Bülow, ein Original, sehnte sich gar bald nach Erholung und fand solchen in Reuter, der mit ihm Schach spielen mußte und, weil er ihn stets gewinnen ließ, sofort bei ihm einen Stein im Brett hatte.

So lebte unser von Festung zu Festung geschleppter Studiosus förmlich auf. Seine Gesundheit kräftigte sich, seine Seele streifte allmälig die bitterbösen Erinnerungen und Erfahrungen ab und wurde wieder heiter. Schmidt, seit Juli 1839 Polizeisekretair in Wismar, schrieb ihm einen tröstenden Freundesbrief. Das war Balsam auf seine Wunden; hatte sich doch Niemand unter seinen einstigen Studiengenossen weiter um ihn gekümmert. Von seiner damaligen Stimmung legt das folgende Antwortsschreiben Zeugniß ab:

Mein lieber Karl,

..... Es freut mich so unendlich, von einem alten Freunde ein Zeichen der Liebe zu erhalten, daß ich, obgleich ich Deinen Brief erst heute Abend um 11 Uhr in Empfang genommen habe, mich sogleich dabei gemacht habe, ihn zu beantworten. Dies braucht für Dich, mein lieber Bruder, kein Stachel zu sein, auf gleiche Weise zu verfahren, ferne ist es von mir, dies von Dir zu verlangen, da Dein Verhältniß ein andres ist als meins;

aber Du wirst meiner Freude Recht geben, wenn ich Dich versichere, daß dies nach langen Jahren der erste Beweis gewesen ist, daß ich nicht von früheren Freunden vergessen bin, da sogar N., der mit mir von Jugend auf zusammen gewesen ist, an den ich geschrieben habe, wo ich es eigentlich nicht durfte, mir nicht geantwortet hat.

Habe ich in dem Briefe an Dich mich fröhlich gegeben, so denke Dir, daß ich es jetzt bin; eine Reaction in der Stimmung muß ebenso gut eintreten, wie in der Politik. Früher, lieber Bruder, habe ich der bittern Stunden viele gehabt, ich glaube, zu meinem Besten! Aber ein unschätzbar Gut habe ich verloren, und das giebt mir keiner wieder, das ist — die Unbefangenheit! Mein Betragen, mein Urtheil ist gehemmt durch Mißtrauen, und wo ich früher geglaubt habe, da lege ich jetzt den Maßstab des Zweifels an. Du glaubst nicht, in welche Stimmungen des Kummers und der Hoffnungen ich gestürzt worden bin, Du kannst Dir die Sehnsucht nach Freiheit nicht denken, wenn nicht dreißigjährige Nacht Dich umschleiert hießt. Lies selbst, wie ich dachte und wie ich's machte:

1.

Mein Liebchen war die weite Welt,
Der Wald war mein Gemach,
Mein Rittersaal das grüne Feld,
Mein Bett der kühle Bach.

2.

Mein Schmuck, das war der Sonnenstrahl,
Der Fels, er war mein Schloß,

Der Blüthenkelch war mein Pokal,
Der Sturm, er war mein Ross.

3.

Ich hab mein Liebchen oft belauscht,
Sie oft ans Herz gedrückt;
Wir hatten Ringe ausgetauscht.
Wie war ich so beglückt!

4.

Doch ihre Schwester zu mir trat,
Die Welt mit ihrer Lust,
Verläumdet sie mein Liebchen hat,
Verdrängt aus meiner Brust.

5.

Sie bot mir statt des Brodtes Stein,
'Ne Schlange statt des Nals,
Und mit der bittern Reue Pein
Ich büßt' es und bezahl's.

6.

Jetzt schau ich nicht den dunklen Wald,
Nicht mehr das grüne Korn,
Mein brausend Ross ist eingestallt,
Verrostet ist mein Sporn.

7.

Der Wasserkrug ist mein Pokal,
Das dumpfe Stroh mein Bett,
Der Kerker ist mein Rittersaal,
Mein Schmuck die schwere Kett.

8.

Doch wenn mein Lieb vom Schlaf erwacht,
Sich Blumen flieht ins Haar,
Wenn sie in grüner Kleiderpracht
Verkünd't das neue Jahr —

9.

Dann hör' ich längst entchwundnen Sang,
Schreck aus dem Schlaf empor;
Ich beiße in die Eisenstang'
Und rüttle an dem Thor.

10.

Doch fest ist Gitter, fest ist Thür,
Vergebens ist mein Mühh'n,
Der Sang, er ist verhalset mir!
Ich sin' aufs Lager hin! —

Doch das sind jetzt glücklicher Weise tempi passati, und wenn ich wohl zuweilen auch noch jetzt des Verdrusses mich erfreue, so sind das doch nur homöopathische Pillen der großherzoglich mecklenburgischen Officin im Vergleich mit den allopathischen Dosen der königlich preußischen Regierung. Doch — ein Mückenstich schmerzt auch, und wenn man von einem ganzen Schwarm solchen Gesindels geplagt wird, so kommt man doch zuweilen in Versuchung, drein zu schlagen

Freund F. hat hier so abenteuerliche Streiche gemacht, daß ganz Dömitz an dem Beisammensein seiner Sinne zweifelte, und der Beweis, daß es der Fall sei, den ich lieferte, ist nicht zu meiner Zufriedenheit ausgefallen, da seine überzeugende Wirkung sich nur auf

die gutmüthigen und nachsichtigen Personen in Dömitz, deren es hier nur wenige geben soll, erstreckt hat. Er hat an mich von R. aus geschrieben und zwar in so exaltirter Stimmung, daß er mich dauert, oder vielmehr, daß es mich dauert, daß soviel Begeisterung an einen Gegenstand verschwendet wird, der mir der Begeisterung selbst gar nicht fähig scheint. Ich soll seine Dulcinea malen; doch muß ich gestehen, daß ich keine Zeit dazu habe und es auch nicht kann, da auch das wohlgetroffenste Portrait seinem verliebten Auge nicht genügen würde, und mit Flügeln als Engel kann ich sie doch nicht zeichnen?!

Wir ist das große Glück geworden, meinen Alten und meine Schwestern gesund hier bei mir zu sehen; aber meine Absicht, mir Urlaub nach Hause zu verschaffen, wird wahrscheinlich durch den Einwand der Regierung vereitelt werden, daß dies von Preußen abhänge; zu dem guten Willen unserer Regierung, mich loszulassen, habe ich übrigens das größte Vertrauen.

Du bietest mir juristische Bücher an. Dafür danke ich Dir herzlich, muß Dir aber sagen, daß ich durch Zufall in den Besitz der mir jetzt nöthigen gelangt bin, also Deine Güte nicht nöthig habe auf die Probe zu stellen; sollte ich Dich später incommodiren, so wundere Dich nicht.

Grüße Düberg, Martens und alle etwaigen Bekannten von mir, und sei überzeugt, daß die freundshaftlichsten Wünsche für Dich hegt

Dein

F. R.

D. d. 10. September 1838.

Ch. II. *)

*) Charles douze, Reuters Künstlename auf der Universität. Nebrigens ist die Jahreszahl verschrieben; es muß 1839 heißen.

Diese freundschaftlichen Gesinnungen hat der Dichter betätigt, indem Schurr-Murr „seinem lieben Freunde dem Gerichts-Secretair Karl Schmidt zu Wismar“ gewidmet ist.

Fritz Reuter war also frei! Der alte Vater betrieb mit Energie dessen Wiederaufnahme eines gelehrten Berufes und wußte den Sohn zu überreden, nochmals die rechtswissenschaftlichen Studien zu beginnen. Zu dem Beufwandte er sich an seinen einflußreichen Gönner, den als Landdrost 1864 zu Doberan verstorbenen Herrn von Löwitzow, welcher von 1833 bis 1848 erster Beamter des Stavenhäger Domäialamtes war und sich schon wiederholt in Schwerin sowie bei seinem Freunde, dem preußischen Staatsminister von Kampf in Berlin, auf das Eifrigste für den jungen Reuter verwendet hatte.

Was diesmal der Bürgermeister wünschte, ersehen wir aus einem Schreiben, welches er nicht lange nach Fritzens Rückkunft an Herrn von Löwitzow richtete:

Theuerster Gönner!

Mein Sohn, der sich mit so vielen, gewiß viel zu hart bestraften, jungen Leuten nun, Gott sey Dank! auch der Freiheit erfreut, will sein vor 9 Jahren ungefähr kaum angefangnes, aber bald darauf unterbrochnes Studium der Jurisprudenz fortführen und zu solchem Ende nach Heidelberg oder Tübingen gehen. Er meint, er gebrauche dazu weiter nichts als eines Regierungs Passes und ein magistratisches Zeugniß, daß er ein ehrlicher Mensch und nirgends relegirt sey,

Im Juni 1839 verließ er Graudenz, und des Nachmittags Kloock drei in den Zehannsmand ein duzend acht hundert un negen und dörtig führte hei äwer de Stadtbrügg in Däms, wie im Kapitel 26 „Ilt mine Festungstid“ zu lesen.

worin denn immer seiner vieljährig erlittenen Festungs-Strafe gedacht werden könne.

Ich erlaube mir im Vertrauen auf Ihre mir so vielfach bewiesene Güte und Hülfe die gehorsamste Bitte, daß Sie mir

1. einen Regierungs Paß erwirken, auch
2. Sich gewogenst, wenn es irgend seyn kann, bei einem Geschäftsmanne, der darüber wohl unterrichtet seyn mögte, (erkundigen): ob auf ausländischen Universitäten Mecklenburger, die der Theilnahme an burschaflichen Verbindungen halber zur Untersuchung gezogen und bestraft sind, wohl auf bloße Production eines Passes und des obenwähnten Attestes die Studenten Matrikel erhalten.

ad 1. bemerke ich noch, daß mein Sohn im 30sten Jahre alt, 5 Fuß 6 Zoll groß ist und blonde Haare hat. Auch schließe ich die Gebühr für den Paß mit 18 f. hier gehorsamst an.

Der Paß könnte übrigens auf Tübingen gestellt werden, da mein Sohn denn in Heidelberg, das er auf der Reise nach Tübingen passirt, wenn er es in Heidelberg für sich besser fände, verbleiben könnte, und wäre wohl zweckmäßig, auf 2 Monate gültig auszustellen.

Indem ich Ihnen im voraus für die von mir erbetenen Gefälligkeiten meinen verbindlichsten Dank, sowie die größte Hochachtung bekenne, verbleibe ich

Ihr

Stavenhagen
den 14. September 1840.*)

dankbar gehorsamster
J. G. Reuter.

*) Aus diesem Datum wie aus der wahrheitsgetreu erzählten Begegnung mit Herrn Nissen erhellt zur Genüge, daß Glagau Gaedry, Reuter-Neliquien.

Ueberspringen wir nun einen Zeitraum von zwanzig Jahren! Dazwischen liegen Reuters kurzer Aufenthalt in Heidelberg, seine Zurückberufung in die Heimat, seine Strom-(Landmanns)tid, des Vaters Tod, seine Heirath, seine Thätigkeit als Privatlehrer, seine Anfänge als Schriftsteller.

Aus dem bejammernswerten Festungsgefangenen, dem alternden Bruder Studio, dem ferngesunden Strom war ein Dichter geworden von Gottes Gnaden.

In Treptow an der Tollense hatte er sich die Sporen als Pegasusreiter verdient, in Neubrandenburg die fruchtbarste litterarische Produktion entfaltet. Seine Bücher fanden in beiden Mecklenburg und Pommern reißenden Absatz, sein Name ward allgemein bekannt.

Es war jedes Mal ein Freudenfest, wenn der einst so viel verkannte und schwer geprüfte Mann mit seiner jungen Frau nach Dassow zu Besuch kam zu deren Eltern. Sein Schwiegervater, der hochbetagte Pastor emeritus Kunze, verkehrte dort mit der Familie W. Die jugendliche Tochter des Hauses, Elise W., ein munteres, siebenzehnjähriges Mädchen, wurde bald Reuters Liebling. Er schätzte ja gemüthlichen Frohsinn über Alles und scherzte gern mit der Jugend.

„Ging ich nun nicht allemal“ — so erzählt mir meine Gewährsmännin — „in gleicher Weise auf die Unterhaltung ein, dann war stets ein kleiner Streit im Anzuge, der dadurch endete, daß Reuter zu nachstehenden Neckereien griff. In recht echtem, mecklenburgischem Plattdeutsch pflegte er zu beginnen: „Min leiwes lüttes Frölen, Sei gahn mi rein so nahdenkend in Hus ümher, dat ic glöwen dauh, Sei falsch berichtet ist, wenn er sagt: „Reuter blieb noch bis zum October 1840 sitzen. An einem Herbsttage verließ er die Festung.“

denken ümmer äwer dat Sprichwurt nah ‚Frigen is gaud, äwer nich Frigen is beter‘. Ich holl vel von Sei, un dorüm will ich doch mal seihn, ob wi äwer düssje Skrupel nich fix un ahn' vel Bedenken weg kamen känen. Ich heuw nämlich ünner min Bekannten un Frünn binah en Dutzend, de all so von Harten giren 'ne Fru heuwen willen; von düssje vernünftigen Herrn säuken Sei sick, Ehre Meinung nah, den gesetztesten as Ehemahl ut, un dormit wi de Wahl von en ganzes Dutzend Frier vull kriegen, willen wi Herrn L. von Johannsdörp of mitnehmen, wenngleich ich woll weit, dat Sei denn doch nich nehmen, indem hei, wat man so seggt, sick de dullsten Hürner noch nich astött hett.“ — Ich war nun schon gerade mit L. damals heimlich verlobt, und weil Reuter auch mit ihm sehr freundschaftlich verkehrte, so hatte er von unserem Verhältniß wohl eine Ahnung. Als die Zeit seiner Abreise aus Dassow herbeikam, mußte ich Reuter das Versprechen geben, falls ich meine Gesinnungen betreffs einer Verlobung ändern würde, ihn alsdann sofort davon in Kenntniß zu setzen. — Im Januar 1860 schickten wir nun, anlässlich unserer Verlobung, eine Karte an denselben und erwarteten kaum, weil damals gerade der Stern von Reuters Glanzperiode zu leuchten begann, von ihm für unser Glück eine Berücksichtigung, bis ganz unerwartet zu unserer großen Freude das folgende Schreiben eintraf:

Geehrtes Fräulein,

Kam er auch spät, so kam er doch! Damit meine ich meinen Brief, nicht Ihren Verlobten.

Aber ich bitte Sie, was machen Sie mir da für Geschichten! Ich kann natürlich nichts gegen Herrn L. sagen; er ist gewiß eine überaus passende Partie, und,

so viel ich weiß, haben sich außer Ihrer werthen Person noch sieben andere werthe Dassowsche Personen auf die ökonomische Hand des Herrn L. gespikt; aber in welche Verlegenheit bringen Sie mich! Drei würdige Heirathscandidaten habe ich angeschafft, der eine passender als der andere, alle in gesetzten Jahren und alle mit Eigenschaften versehen, die wohl geeignet sind, eine christliche Jungfrau in der Demuth, in der Geduld und in der Aufopferung für Andere einzuüben, wozu Ihnen vielleicht Herr L. nie Gelegenheit giebt. Was soll ich nun meinen dreien Competenten sagen? Die alten Bursche haben sich zu Ihrem Herzen gefreut, wie Kinder zu einem Marzipanherzen, und nun erhalten sie statt dieser Bescheerung eine Handvoll tauber Nüsse. Die alten Herrn werden Reugeld verlangen und werden mich beauftragen, selbiges bei meiner nächsten Anwesenheit in Dassow einzukassiren, und wie steht's dann mit der Zahlung? Sie werden sich doch dann nicht insolvent erklären?

Grüßen Sie mir Ihre beiden werthen Herrn Eltern! Ich sehe sie beide im Geiste kopfschüttelnd im Hause umhergehen und höre sie über die Voreiligkeit der Jugend klagen. Ich gebe ihnen recht; aber ich rufe ihnen das Trostwort zu: Jugend ist ein Fehler, den der Mensch von Tage zu Tage immer mehr ablegt. — Ich selbst habe diese Erfahrung gemacht.

Nun leben Sie wohl, verehrtes Fräulein, und empfehlen Sie mich Ihrem Herrn Verlobten aufs Freundschaftlichste.

Mit den aufrichtigsten Wünschen für Ihr Wohl

Ihr

Neubrandenburg
d. 29. Febr. 1860.

Fritz Reuter.

Kurz vorher, aber noch in demselben Monat, hatte ein in der ganzen Anklamer Umgegend sehr geschätzter Arzt, Herr Dr. Georg Berling, ein dem Minister Max von Schwerin, einem geborenen Pommern, gewidmetes Heftchen plattdeutscher Gedichte „Lustig un Trurig, as't jerer hewn will“ unserem Reuter zur Begutachtung eingeschickt. Er kannte den trefflichen Mann, und Beide besaßen einen gemeinsamen Freund, den Sanitätsrath Michael Marcus, der ebenfalls in Mußestunden poetisierte.

Im Vorwort des Büchleins heißt es u. a.: „Beel warn nu segg'n: Wat will so'n Docter grots sing'n? Von Kranken un Fevers willn wi nig hürn, wi hewn Friz Reutern un dat is naug, beter kann doch keener! Dit soll nu of all woahr sin, tunn wenigsten dat lebt, denn Friz sprekt 'ne gaure Mundvull Plattdütsch, dat mütt man emt laat'n, dat wi äwer blot eenen Bagel in uns' schön Pommeland hewn full'n, dat wier doch bal schnurrig un doarüm hew ic grar tum Mührsten min Lustig un Trurig tausam kompenirt un sihr full mi dat freug'n, wenn't den eenen orrer den annern gefallen deh; denn wenn 'k mi of jüst nich för'n Nachtigal utgeben will, so hört sich doch in'n Nodfall in de langen Winterabend of 'n Biesk orrer 'n Bauckfink mitunner recht pussierlig an.“

Das Einleitungspoem lautet also:

De Bagel singt, as em de Schnawel wussen,
De Lerch, de Draufsel un de Nachtigal,
Un jeres Leid, wat quellt ut eegnen Bussen,
Klingt hell un munter äwer Barg un Dahl.

Beel hew'n all in de wiere Welt rinsungen,
Beel fleut'ten of so ganz für sich alleen,

Un männigeenen is sien Leid gelungen,
Un männig müßt sich richtig of verteihn.

Wua war't Di gahn, Du armer Lütter Bagel,
De Du ierst fängst tau quinkeliren an?
Nimm Di in Acht vör Küll un Wind un Hagel,
Man ward of Di bald up de Flüchten schlan!

Mak't denn man nich tau hart un weßt taufreden,
Un schneert nich glied de frische Kehl em tau!
Ein Bagel mag keen Schüchtern, Steen un Weden,
He singt am Besten sich alleen tau Rauh.

Daran anknüpfend sandte Reuter als vorläufige Antwort dem Verfasser eine gereimte Epistel des Inhalts:

„Man vörwärts!“ as oll Blüchert seggt.
Iß hew Dien Bauk twors noch nich lesen,
Doch wenn Graf Max Swerin hett Recht,
Denn ward dat Ding heil prächtig wesen. —
Ein jeder Bagel singt sien Leid,
De Drauzel singt un of de Sparling,
Dat singt, as em de Snabel steiht;
Sing' Du man lustig, Dokter Barling!
Kiehr Di nich an de scheim' Gesichter!
De Kunst stiggt ümmer höger,
De Kopmann ward en Kröger,
Worüm de Dokter nich en Dichter? —
Kiek den Kollegen Michel an!
Hett hei nich öfters of all sungen? —
Grüß vel von mi den ollen Jungen,
Sall „mich besuchen“, wenn hei kann.

Un kümmt de Dokter Michel her,
Denn geb ich mich besondrs noch die Ehr,
Zu infentiren den Kollegen.
Un nu adjüs! un Glück un Segen!

Neubrand. d. 3t. Febr.
1860.

Fritz Reuter.

Die kleine Gedichtsammlung erschien 1860 in Anclam. Reuter kam bald darauf mehrere Male dorthin, besuchte stets den Arzt und Poeten, ja ermunterte ihn zur Herausgabe eines zweiten Heftes, welches denn auch 1861 glücklich vom Stapel lief.*)

Allein Fritz Reuter, damals schon von Anderen um Kritik angegangen, bedurfte selbst noch, wie er wohl fühlte, eines Wegweisers.

Wenn er nun an Jakob Grimm, dem Nestor deutscher Germanistik und Alterthumskunde, einen solchen just nicht

*) Ich habe das erste Heftchen, welches Reuter zur Beurtheilung vorlag, gelesen und gestehe gern, daß die lyrischen Poesieen warm empfunden und korrekt in der Form sind; die scherhaftesten Stüde würden allerdings, wenn minder lang, mehr wirken. Kürze ist des Wiges Würze! Immerhin gehört das Büchlein zu den besseren Erzeugnissen der Dialektdichtung. Wilbrandts abfällige Kritik („sehr mittelmäßige plattdeutsche Gedichte“) ist zu scharf und aus dem Zusammenhange gerissen der von ihm mitgetheilte Spottvers:

De Kukuf singt un of de Sparling;
Sing' Du man düchtig, Dokter Barling!

Fritz Reuter hatte keine schlechte Meinung von dessen poetischen Produkten, nicht einmal eine leise Ironie schimmert in seiner liebenswürdigen versifizirten Antwort hindurch. — Dies zur Ehrenrettung des Gedächtnisses unseres wackeren, am 16. Juni 1873 verstorbenen Georg Berling.

fand, er vernahm doch aus dessen Munde direkt und indirekt Lob über seine plattdeutschen Erslinge. Grimm hatte dieselben gelesen, denn, wie er von sich sagt: „ich bin kein Kostverächter und stets bestrebt gewesen, die eigenthümlichen Vortheile der plattdeutschen Sprache kennen zu lernen.“ Wie interessant wäre es, hätte er Reutors Bitte erfüllt und ein Vorwort zu den ollen Kamellen geschrieben!

Auf seiner Reise durch Deutschland im Jahre 1861 machte er in Berlin die persönliche Bekanntschaft des berühmten Gelehrten. „Es war seine erste und letzte Begegnung mit dem edlen, sechsundsechzigjährigen Greis“, wie Wilbrandt mittheilt. Dem widerspricht das folgende, an Jakob Grimm gerichtete Billet:

Hochverehrter Herr!

Zuvörderst meiner Frau und mein inniges Bedauern, daß wir bei unserer letzten Durchreise durch Berlin Ihres und Ihrer Frau Schwägerin Unwohlsein wegen nicht das Glück haben konnten, Ihnen unsere Ergebenheit zu bezeugen. — Hoffentlich sind Sie beide wieder gesund und wohl und erinnern sich noch unsers Zusammentreffens in Arnstadt. — Beifolgend erlaube ich mir, Ihnen den ersten Band eines neuen Buches von mir zu senden, und würde mich glücklich schätzen, wenn das Büchlein dazu angethan wäre, Sie auf einen Augenblick von Ihren ernsten Geschäften abzuziehen und Ihnen ein Lächeln abzugewinnen.

Fröhliche Weihnachten und ein gesundes neues Jahr für Sie und die verehrten Ihrigen! Das ist der Gruß
von

Neubrandenburg
d. 15 ten Dec. 1862.

Fritz Reuter
und Frau.

Bei dem ersten größeren Ausfluge anno 1861 lernte unser Dichter in Leipzig den Litterarhistoriker Julian Schmidt von Angesicht zu Angesicht kennen, der, wie schon vorher Robert Pruz im „Museum“, die originellen Schöpfungen des plattdeutschen Schriftstellers mit großer Wärme in den „Grenzboten“ besprochen hatte. Ein Freundschaftsbund umschloß bald beide Männer, wovon eine fleißige Korrespondenz Zeugniß ablegt. Als Julian Schmidt kurz darauf nach Berlin übersiedelte, begrüßte ihn dort ein launiges „Rimel“ seines mecklenburgischen Autors, und als er die ihm von der Fraktion Vincke angebotene Redaktion der „Berliner Allgemeinen Zeitung“ (dieselbe ging bereits 1863 wieder ein) acceptirte, beglückwünschte ihn Reuter, indem er u. a. schrieb: „Wenn durch die Uebernahme der Redaktion einer konstitutionellen Zeitung einer Ihrer Wünsche erfüllt wird, so empfangen Sie meine herzliche Gratulation; ich für mein Theil hätte lieber gesehen, Sie hätten sich ferner ausschließlich dem Richteramt in dem Tartarus der deutschen Litteratur unterzogen, um ab und an — etwa bei mir — Gnade für Recht ergehen zu lassen.“ —

Auf dieser Reise war dem Reuterschen Ehepaare zuerst der Gedanke gekommen, Neubrandenburg vielleicht zu verlassen und anderwärts Hütten zu bauen. Thüringen, seit der Studienzeit unseres Dichters Lieblingsland, hatte es ihm angethan. Nach dem Tode seines Schwiegervaters zog er gen Eisenach und mietete sich dort im Juli 1863 ein reizend gelegenes Schweizerhaus, hart am Fuße der Wartburg.

Kurz vor seiner Uebersiedelung hatte der ihm befreundete Eisenacher Banquier Severus Ziegler ihm einen Ruhlaer Meerschaumpfeifenkopf zum Geschenk gemacht und zugleich seiner Gattin in Dienstmädchenangelegenheiten eine

„dauerhafte Jungfrau“, Namens Lisette, empfohlen, welche früher Kammerzofe der Herzogin von Orleans gewesen war. Darauf bezieht sich die schelmische Antwort an Severus Ziegler:

Mein lieber Severus, ich danke Euch seín!
Die Pfeife soll jetzt meine Staatspfeife seín.
Ich laß sie beschlagen mit Silber und Gold;
Mein lieber Severus, ich danke Euch hold!
Den Deckel, den laß ich aufs Schönste verzieren,
Den Namen „Jocosus“ in selben graviren;
Und wenn sie dann später auch Quasten erst hat,
Mein lieber Severus, was wird's für en Staat!
Die dau'rhafe Jungfrau, die miethen wir Beide,
Und ging' sie im höllischen, feurigen Kleide,
Und wär' sie wie Stahl und wie Eisen so weich,
Und wären die Locken dem Korkzieher gleich.
Nun drück' ich die Hand Euch, mein lieber Geselle,
Und wenn ich erst zu Euch gekommen zur Stelle,
Dann sollt Ihr mal sehn, daß im frostigen Nord
Ein warmes Herz gilt und ein traurliches Wort.

Ja, dies warme Herz und traurliche Wort brachte Reuter mit nach Eisenach, entgegen trug er es aber nur wenigen auserkorenen Eisenacher Bürgern. Im Allgemeinen beschränkte er seinen Umgang in der Stadt auf ein Minimum: außer dem Zieglerschen Hause die Appellations-, Gerichts- und Kirchenrathsfamilien Agricola, Fischer und Stier. Dazu kamen Professor Koch, der durch tüchtige deutsch-englische Werke bekannte Gelehrte, sowie die Schriftsteller-Kollegen Friedrich Friedrich und August Becker.

Desto zahlreicher und lebhafte gestalteten sich dafür die Besuche alter und neuer Freunde, zumal im Sommer. Sein Festungsgenosse Schulze, „de olle Kaptain“, zählte zu den ersten und liebsten Gästen im Schweizerhäuschen.

Die beiden Leidenschaftsgefährten hatten einander gänzlich aus den Augen verloren. Schulzes Schwager, Amtsgerichtsrath Wachsmuth, Reuters treuester Kamerad auf Silberg, der „Bettler“ mit Beinamen, glaubte seinen Charles douze bei dessen kränklichem Körperzustande längst todt. Da bekam er 1863 als Abgeordneter seines Wahlkreises Grossen-Züllichau die Erzählung „Ut mine Festungstäid“ in die Hände und ersah aus dieser, daß der Verfasser sein alter Verbindungsbruder und Mitbulder Fritz Reuter sei. Er schickte das Buch sofort an seinen Schwager, den „ollen Kaptain“, und nun begann der Verkehr wieder mit dem Dichter. Derselbe kam zweimal während der Parlamentssitungen mit der Gattin nach Berlin. Sie speisten gemeinschaftlich im Hôtel de Saxe in der Burgstraße, wo sich stets die Tischgesellschaft ansehnlich vermehrte, sobald seine Ankunft bekannt geworden war. Denn er zählte namentlich im Abgeordnetenhouse eine große Menge begeisterter Verehrer. Reuter trug bald lesend, bald frei Stellen aus seinen Werken vorzüglich vor. Einmal verabredeten sich die zwei Freunde, sich ganz allein und ungestört in einem Restaurant der Leipziger Straße zu treffen. Es währte jedoch nicht lange, da war das Lokal mit Abgeordneten gefüllt, und als Wachsmuth die Rechnung hinter Reuters Rücken begleichen wollte, hatte dieser ihm heimlich den Vorrang abgelaufen und die ganze Reche bezahlt.

Justizrath Albert Schulze in Meseritz, der die längste Zeit mit Reuter auf der Festung gesessen, den Reuter auch

portraitiert hat, — das Bild befindet sich im Besitze von Fräulein Luise Schulze zu Weißensels — konnte an diesem Rendezvous in Berlin nicht Theil nehmen, reiste dafür aber noch in demselben Jahre nach Eisenach.

„Nun komm, mein alter Junge“, lautete die Einladung. „Die Betten für Dich und Deine Frau stehen bereit. Du wirst Dir hier gefallen, wir wohnen hier wunderlich, und — Gott sei Dank — nun ist Alles zu Schick. Mündlich will ich meine Umzugsqualen im einigen deutschen Vaterlande schildern.“

Als darauf der alte Herzensfreund Mitte Juli 1863 anfragte, an welchem Tage es am besten paßte, erhielt er unterm 23. d. M. die Antwort: „Wenn Du willst, so komme zum nächsten Sonntag, zu Hause bin ich. Aber ein Umstand würde es mich lieber sehn lassen, Dich hier am Montag zu empfangen, und dieser ist: für den Sonnabend und Sonntag hat Direktor Lehmann aus Marienwerder mit zwei Töchtern sich bei mir angemeldet, und da Du denselben nicht kennst, wie er mir schreibt, so würde ich nicht den vollen Genuss von Deinem Besuch haben, den ich absolut mang haben muß! Ich hoffe indeß, daß Dein lieber Bruder, den ich von ganzem Herzen willkommen heiße, nichts dagegen haben wird, die Gastfreundschaft eines Poeten anzunehmen; er soll wahrhaftig nicht mit Ueberlästigkeiten und Ueberladungen gequält werden. — Ich werde mich nach Kräften erkundigen, wann der erste Zug ankommen wird, werde Euch vom Bahnhofe abholen, und was die Länge oder Kürze des Aufenthalts betrifft, so reden wir darüber, wenn Ihr beiden Lieben hier seid.

Bei mir sollt Ihr aber logiren, wie es dem Verlobten der Königin Victoria geziemt.*)

Nun thue, wie es Dir gefällt, paßt es nicht am Montage, so komme am Sonntage, logiren mußt Du aber bei mir!" —

Das war ein ergreifendes Wiedersehen der beiden Leidensgefährten! Später lernte Reuter auch die „Fru Kaptain“ kennen, die Schwester seines „Bettler“. Die Familien Reuter, Schulze, Wachsmuth blieben fortan in echter Wahlverwandtschaft einander eng verbunden, bis der unerbittliche Tod ein Glied nach dem anderen von der Erde nahm. Die beiden Überlebenden aber, Luising und den Bettler, verknüpft noch heute ein trautes Freundschaftsband und die gemeinsame Erinnerung an die theuren Abgeschiedenen.

Doch — ich eile der Zeit voraus! Damals, 1863, hatten sich ja diese lieben Menschen nach langer Trennung wiedergefunden, damals war Fritz Reuter ja eben erst in Eisenach ansässig geworden.

Jetzt wohnte er im Centrum Deutschlands, jetzt — mit dem Verlassen Mecklenburgs — hörte er auf, Lokaldichter zu heißen, sein Name wurde eine deutsche, europäische Berühmtheit.

In seiner Bescheidenheit mochte er es selbst nicht glauben; aber es beglückte ihn doch innig, so oft er einen Beweis der Anerkennung erhielt von fremder, unpartheiischer Seite. Kein Orden, kein Diplom konnte ihm reinere Freude

*) Hier spielt Reuter auf ein Ereignis in der „Festungstäid“ an, Kapitel 15.

bereiten, als eine ungeschminkte, aus eigenem Antrieb erfolgte Zustimmung. Welch großes Gewicht er auf einzelne solcher Zuschriften legte, die er sorgfältig aufbewahrte, weiß ich aus dem Munde der Wittwe.

Mit ganz besonderem Stolze zeigte er wohl gelegentlich, wenn das Gespräch darauf kam, vertrauten Bekannten die folgende Adresse:

Hannover den 21. Decbr. 1863.

Eine Anzahl Verehrer der trefflichen Schriften von Fritz Reuter kann es sich nicht versagen, dem Herrn Verfasser ihrer aller große Freude zu bezeugen, mit welcher sie auch den vierten Theil der „Öllen Kamellen“ gelesen, zum Theil in meisterhafter Weise von einer in Mecklenburg geborenen Dame vorlesen gehört haben. Die bekannte Gestalt des gemüthlichen Entspecters Bräsig, dem das Herz auf dem rechten Flecke sitzt, und der in seiner barocken Redeweise einen sehr gesunden Menschenverstand, Beobachtungsgabe und ächten Mutterwitz kundgibt, — wir haben ihn alle lieb gewonnen; — der brave Hawermann, der jene wackeren Eigenschaften des Geistes und Herzens ohne die oft phantastischen Anwandlungen Bräsig's in natürlicher Wahrheit und Einfachheit besitzt, aber als tragische Figur der Dichtung vom Schicksal ziemlich hart behandelt wird; der ehrwürdige Pastor von Gürlich, dessen schönes Ende in wenigen Zügen rührender dargestellt ist, als wenn die Empfindung des Lesers mit noch so beredten Worten aufgeregt wäre; das Urbild einer gutmütigen, beweglichen, das Kleinsten beachtenden Landpastorin, wie es uns in Reginen entgegentritt; die liebliche, jungfräuliche Luise; der wackere, treue Franz; der stets von seinem Besitzer ausgefüllte

Lehnstuhl Jung-Fochens; die selbständige, sorgsame Schwester Hatvermanns; Lining und Mining, die verschieden gearteten und doch so innig befreundeten Schwestern; der um seine Predigt geprellte Gottlieb und der frische Rudolf mit Neß und Angel; der dicke Krautkrämer Kurz und der lange pedantische Rector Baldrian; der Lieutenant Axel mit seiner ökonomischen Bücherweisheit, bei eben nicht scharfer Wahrheitsliebe; die edle, menschlich fühlende Frida; Marie Möller, die Molochstochter mit den feuerrothen Armen; der windige Fritz Triddelsitz mit seinem aus der Art geschlagenen Maulesel-Füllen; die noble Familie Pomuchelskopp und ihre Helfershelfer; der Schulmeister Strull von Bümpehlagen und der Nachtwächter, ja selbst der Feind des letzteren mit seinem Horne, der Kettenhund; — welche festgezeichnete, greifbare Gestalten, die sogleich sichtbar vor Augen stehen, wenn wir nur ihre Namen hören!

Und dazu die köstliche Darstellung in der naturwahren plattdeutschen Sprache mit ihrem kernigen Humor, der in jeder anderen Mundart prosaisch wird, und eben so die Kürze des Ausdrucks, die so viel zu denken übrig lässt! Und neben der Kürze des Ausdrucks die breite Anschaulichkeit in der Ausmalung des Einzelnen, die uns in den Zustand der angenehmsten Behaglichkeit versetzt. Da ist kein Spannen und Zerren der Nerven durch starkes Gewürz, sondern die natürliche Theilnahme an den Schicksalen von Menschen, die uns lieb geworden sind. Und — —

Doch wir wollten ja keine Lobrede schreiben, sondern nur unsere große Freude auch über diesen Theil der Reuterschen Schriften und unseren Dank gegen den

Berfasser ausſprechen, der uns dieſen Genuß verſchafft hat.

Aber, um ganz aufrichtig zu ſein, wir knüpfen daran auch gleich eine dringende Bitte, — Genügsamkeit iſt nun einmal unsere Tugend nicht, und wenn der Einzelne ſich auch ſcheuen möchte, zudringlich zu werden, so wird er doch von der Schaar hinter ihm unwiderrührlich gedrängt und vorwärts geſchoben. Also die Bitte: — doch, ſie wird gewiß eindringlicher werden und das Herz unseres verehrten Freundes mehr rühren, wenn wir es versuchen, in ſeiner Lieblings-Mundart zu ihm zu reden:

Min Herrens un Damens, Friß Reuter ſall lewen!
Hei will us jo männigs taun Besten noch gewen,
Hei will us väl Mohren un Lachen noch maſken
Mit all ſine trur'gen un ſnurrigen Saken.

Doch, leiwe Friß Reuter, hör, wat ic̄ Di rade,
Kam bal mit de Ollen Kamellen parate,
De Hümpel von Frünn', de in diſſe Stadt lewen,
Den hett uns leiw' Herrgott Geduld nich väl gewen.

Sei willen nich töven bet hüt ävert Jöhr
Un möglicher Wis väl länger noch gor;
Ne, Fründ, ſi man flitig, ſüs kamen wi herbi,
Un all de hier nennt ſünd, wi all helfen Di.

Denn wahr Di, Friß Reuter, denn geit dat Di ſlicht,
Denn jedwederein maſkt ſin eegen Geschicht,
Un all Din Plansiren dat ſtötens' Di üm,
Drum mak Di alleen dorbi, weißt nu worüm.

F. Kohlrausch, General-Schuldirektor.

Ch. Schäffer geb. Kohlrausch.
M. Goldmann geb. Kohlrausch.

Clärchen Kohlrausch.

J. Reinhold geb. Kohlrausch.
Fr. Reinhold, Oberger. Secr.
Thea Reinhold.
J. Heinrichs, Geh. Reg. Rath.
J. Heinrichs geb. v. Lükle.
G. Brandes Dr. u. Ob. Med.
Rath.

E. Brandes geb. Wöttje.
Emmi Anruh.

Generalin Pfannkuche.

Auguste Pfannkuche.

A. Waechter, Regierungsrath.

Luise Lodemann Chanoinesse.

Charlotte Lodemann Vice-Domina.

Dr. Ch. Mertens, Schul-director.

Sophie Mertens geb. Tänzel.

A. Gotthard, Ingen. Hauptmann.

C. Gotthard geb. Hesse.

J. Wiestner.

Joseph Joachim,
Concertdirector.

Amalie Joachim.

Bernhard Scholz,
Kapellmeister.

Luise Scholz
sine Fru.

Der ollen Kamellen vierter Band (Ut mine Stromtid. Zweiter Theil.), auf welchen hier Bezug genommen wird, ist „dem würdigen, hochverdienten Herrn Generaldirektor, Professor Dr. Kohlrausch in innigster Verehrung gewidmet.“ Der alte Friedrich Kohlrausch (im Januar 1867 gestorben) hat unseren Dichter nicht persönlich gekannt; er hatte ihm schriftlich seine große Freude an den prächtigen Schöpfungen ausgesprochen, was wiederum Reuter erfreute von einem älteren Manne, der bei der Jugend bekannt und geehrt war durch seine deutsche Geschichte, die in vielen Gaedertz, Reuter-Reliquien.

Schulen als Lehrbuch benutzt wurde, und der durch seine Schilderung der Freiheitskriege die selbst mit erlebte Begeisterung in den Herzen der Jünglinge zu wecken das Glück hatte. Die Adresse nun kam so zu Stande: Eine Freundin der Familie aus Mecklenburg las in Freundeckreisen und geselligen Vereinigungen die „Stromtid“ vor und erhöhte als Sprachkundige den Genuss daran bedeutend. Dieselbe regte den Gedanken an, dem Verfasser mit „Schreven Schrift“ zu zeigen, wie viele Menschen er durch seinen unvergleichlichen Humor und seine gemüthvollen Schilderungen erquickt, und ihm zugleich mit dem Dank eine Mahnung auszudrücken, nicht gar zu lange auf die Fortsetzung seines Buches warten zu lassen. Der Herr Generalschuldbdirektor entwarf die Adresse, „halb“ Hannover unterschrieb, und — Fritz Reuter wurde zu Thränen gerührt!

Ein anderes Beifallszeichen sandte aus Kiel gleichfalls ein Lehrer. „Ja“, pflegte Reuter wohl scherzend zu sagen, „Art läßt nicht von Art, bin ja auch Pädagoge gewesen. Will 'mal sehn, wat de leive Minisch schriwvt!“

Herrn Fritz Reuter,
Verfasser des Stromtid's - Bräsig,
zu
frey. Eisenach.

„Süh, süh! Verfasser des Stromtid's - Bräsig steiht up't Couvert. Min Herzenskindting, ne wat denn?“ Und er öffnete und las:

Kiel d. 23. Sept. 64.

Lieber Herr Trik, — Reuter!

Soeben komme ich von Ihrer Hochzeit, soll heißen aus Regow, vom Schmause: — da kann ich's nicht lassen, Sie mögen denken und sagen und schreiben was Sie wollen (was Gutes wird's immer sein!) — aus der Schulstube, in welcher wir so eben 4 (schreibe vier) Primaner mündlich quetschen, damit Studenten daraus werden können, maturando, — ich sage: da kann ich's nicht lassen aus der schauerlichen Schulstube auf meines lieben Collegen H.'s Studirstube zu laufen, mir einen großen Bräsigischen Bogen geben zu lassen und eine Copie des Pariser Briefes zu entwerfen, die Ihnen nur sagen soll, daß ich Ihnen und Ihrem lieben Landsmann, unserem Bahnhofinspektor Diez aus Güstrow von Herzen dankbar bin, Ihnen für das Haupt- und Kapital-Werk, gegen welches Freund Groths Kleinigkeiten nur Nebenbuchstaben; — und Ihrem Landsmann Diez für die leibhaftige Illustration, die er mir dazu gegeben hat und noch täglich giebt. — Mein College H., den ich (er ist pflichtgemäß wieder in die Klasse gegangen) noch aus der Ferne lachen höre, — und er hat doch nur vom Hochzeitsmahle den Nachtmahl bekommen und den Bräsigischen Brief — läßt Sie durch mich, den imperitenten Unbekannten, als 2ter Unbekannter und doch Verwandter herzlichst grüßen. Derselbe sagt mir, Sie hätten den Bräsig einmal nach Berlin reisen lassen. Ist das wirklich wahr, so — nun so bitt' ich mir 'nen Ableger aus, den ich hoffentlich durch den Herrn Inspektor Diez als seinen Titelsgenossen bald erhalten oder,

was mich gar nicht wundern soll, durch Ihre Güte, denn Lumpabel sind Sie dazu am Ende eben so gut, wie ich zu diesem Brief, von dem natürlich meine Frau nichts weiß, denn der geht es jüsstement wie Ihrer: die sagt immer, wenn ich was Gutes schreibe, und das kommt man selten, aber denn auch (wie figura zeigt) ächt: „Aber, Ernst, wie kannst Du doch?! Du kennst ja den Mann gar nicht!“ — „Lotte“, antwort' ich dann, „was sagt der alte Kirchenvater? Mulier taceat in ecclesia!“ — Na, und das weiß Fritz Reuter auch, und nun weiß er, wenn der Brief, wie Bräsig's, wirklich zur Stelle kommt, d. h. nach Rahnstädt oder Büßow oder Rexow oder wohin sonst, — nun weiß er noch viel mehr; er weiß — daß ich heiße und bin

E. A. Struve,

Collaborator an der Gelehrtenhule zu Kiel.

P. S. He smölt gewiß of; denn laat Em den Briefe'n ehrlichen Fideibus gebruken; dat is he werth. Dixa.

Um des wichtigen und kostbaren Inhalts willen und — damit meine Frau nichts davon erfährt (sonst bekomme ich ein „naßes Jahr“), lasse ich meinen postalischen Freund R. diese Epistel mit dem Postfiegel versehen. Wenn das nicht fluscht, dann weiß ich nicht!

Das aber weiß ich: Fritz Reuter ist der Antipode von allen andern bisher bekannten Fritten, und ich bin

Ihr dankbarer Ernst Str.

„Das hat ordentlich as so'n Turnus! Wo kriegt er so'ne Redensorten her?“ mag Reuter da mit Onkel Bräsig ausgerufen haben. Thatsache ist, daß er diesen originellen Brief nicht zum Fidibus verwendete, sondern wie einen

Schätz verwahrte, ja nicht einmal die fünf blau-weißen Schleswig-Holsteinschen Freimärkten (je $1\frac{1}{4}$ Schilling Crt.) ausschnitt für die Agricolaschen Kinder, welche ihm die Fibibusse anzufertigen pflegten und zum Dank bald diese, bald jene Kleinigkeit als Gegengabe empfingen.

Ja, die „Stromtid“ hatte ihm Aller Herzen erobert. Nach dem Erscheinen des zweiten Bandes zitterten die Leser und Leserinnen förmlich für das Wohl und Wehe ihrer Lieblinge, in erster Linie des alten Hawermann und dessen Tochter Luise. Wie wird Beider Schicksal sich gestalten, wird es tragisch verlaufen oder eine fröhliche Endschafft erreichen?

Viele Anfragen mußte der Dichter deswegen über sich ergehen lassen, und meistens antwortete er, so auch zweien Leserinnen aus Dresden. Diese nun bedankten sich am Heiligabend 1864:

Sehr verehrter Herr Doctor!

Die „beiden Leserinnen“, denen Sie vor dem Erscheinen Ihres dritten unvergleichlich schönen Bandes tröstende Aussichten über das Schicksal Hawermanns gönnen, sind, obwohl nicht zwei Leserinnen, wie Sie voraussehen, sondern Mann und Frau, — nicht minder gerührt von Ihrer freundlichen Berücksichtigung gewesen und hatten große Freude an dem Handschreiben von Fritz Reuter. Nicht etwa weil er ein berühmter Mann ist, nein, weil er ihr freundlicher Gast war an jedem Abend, ein Guest, der sie bewirthete mit den schönsten Freuden, die man aus einem Buche credenzen kann. — Wir möchten das alte Jahr nicht schließen, ohne diesen Dank auszusprechen, und unser Neujahrswünsch ist, daß

Sie uns Neues schreiben. Diesen Wunsch begleitet ein Dresdener Stollen, und einige Plattdeutsch redende Apfel gesellen sich zu ihm, um hoffentlich gern von Ihnen verzehrt zu werden.

Mit dankbarer Verehrung

Ihre Leser.

Ein Dresdener Stollen und rothwangige Apfel! So 'was ließ sich Reuter gefallen. Das erinnerte ihn an die Sendungen, welche er einst, im Anfange seiner Schriftstellerlaufbahn, von pommerschen Sortimentsbuchhändlern erhielt: Würste und Spicakal und einen halben Schinken — statt der Zahlung. Doch jetzt war's ein Geschenk, ein Zuklapp von warmherzigen Verehrern, die seinen Weihnachtstisch aufspußen halfen und seine Festesfreude erhöhten.

Das war im Winter. Wie der Frühling ins Land zog, suchte ein anderer Bewunderer seiner Schriften ihn zu erfreuen und schrieb:

Min leiw Herr Reuter!

Dat Fräuhjohr sticht dei Näs all son beten dörch
dei Dör, un dei olle Blocksbarg seggt taum blagen Hewan:
Du künfft mi nahsten woll dei witte Slapmüz von dei
Uhren treffen. Dei Hewan meint äwer, et wäre noch
nich dei rechte Tid, un bündelt em den Kopp immer
wedder von Frischen tau. Dei Goldamer in minen
Goren het all en poor Mal den Buer dei Inladunge
taufläutet, dei vort Meist nich annahmen ward, un mine
leiwe Fru meint, ic möht nu ok wedder ne Inladunge
an Herr Reuter schicken, äwer ne fründlichere as jenne Bagel,
un dei wer ok lichtfariger annehmen kunn as jenne Buer.

Sei hebben mi tauseggt, dat Sei mi in düffen Sum-
mer besäuen wollen. Wenn Sei nu nah Ehre gauden
Frünn in Wolfsbüttel reiset, sau woll' ic Sei nochmal
tau weiten dauhn, dat in Blankenborg ok ein sitt, de
up Sei luert as Bräsig up en Vors. Wenn Sei mi
nu schriwet: „Dunn bin ic mit mine leiwe Fru in
Halberstadt oder in Thale“, so kam ic mit min Phan-
tom un führe Sei an min Hus. Denn will ic Sei
ok seggen, dat mi dei letzte Deil von dei Stromtid noch
dei allerleitweste west is. Ic hadd nich glöwt, dat dit
Stück so gaud tau Enn spelt warden kunn. — Hier
giffst et ok allerhand Lüd, dei Sei bruken un tau so'n
Stück von Uncle Bräsig verarbeiten künnen. Taur Brow
schick ic Sei en Breif von en ollen Förster, de all bi
Waterloo Soldat spelt het. — Ic soll denken, Sei
mößten den Kirl ut finen Breif malen künnen.

Ehr

Blankenborg a. Harz
d. 6. May 1865.

Karl Geitel.

„Dei gauden Frünn in Wolfsbüttel“ waren der Ober-
gerichtsanwalt Adolph Müller, Stabsarzt Bayer und Prä-
sident Albert Schmid, Letzterer nach dem Tode des Herzogs
Wilhelm von Braunschweig z. B. Mitglied des Regentschafts-
rathes, drei alte Verbindungsgenossen Reuters und Verehrer
seiner Muse, welche auf das Dringlichste seinen Besuch
erbeten hatten.

Indessen, die geplante Reise unterblieb. Fritz Reuter
hat nie den Harz kennen gelernt.

Die „Stromtid“ bot so Veranlassung zu einer ganzen
Anzahl von Zuschriften an den Verfasser, der die mitge-

theilten vier besonders werth hießt. Noch eines Briefes that er mit Interesse Erwähnung, so oft er von seiner Festungszeit sprach. Eine Offiziersfrau, Josephine von S., hatte nämlich es verstanden, die Erinnerungen an Graudenz in frischer, lebendiger Weise wach zu rufen, an Graudenz, wo er, Dank dem humanen Generalmajor von Toll, eine relativ glückliche Zeit verlebte, die er deshalb auch am Ausführlichsten beschrieben hat. Wir vermögen uns leicht in seine Stimmung hineinzuversetzen, als er folgende Zeilen las:

Köln d. 3. 2. 1866.

Mein lieber Herr Reuter!

Ich kann es nicht mehr aushalten, ich muß Ihnen sagen, welche herzliche Freude wir an Ihren Büchern haben. Solch Geständniß wird Ihnen wohl etwas Ge-wohntes sein, der Sie in unserem weitern Vaterlande so berühmt und geliebt sind, aber vielleicht werden Sie sich für eine Verehrerin ein wenig interessiren, die mit Ihnen zwei Jahre lang in einem Ort gelebt hat, einem Ort, der für Sie seinen bittern Nachgeschmack wohl nie ganz verlieren wird, und der für mich die Poesie von Stavenhagen im Schurr-Murr enthält. — Ich bin jetzt eine glücklich verheirathete, etwas „öllerhafte“ Frau. Damals von meinem 1.—10. Jahre (1830—40) lebte ich mit meiner Mutter bei meinem lieben, seligen Großvater, dem Garnisonverwaltungs-Inspector M., in Grauden (Oberthor rechts im Winkel) und ging mit Fdachechen M. in eine Schule und habe Ihnen, als deren treue Freundin, auch wohl manchen Knix gemacht.

Ich hatte Ihren Namen als Mädchen wohl oft

gehört, doch nie mit Interesse, da ich das Plattdeutsche immer für ganz unzugänglich für mich hielt. Nun, hier in Köln, las mir neulich unsere Frau Oberst etwas davon vor und lieh mir auch ein Buch; zu Hause schlage ich es so mitten drin auf und lese Familie Grünwaldt, Aurelia . . . ich flüge, ich blättere weiter, sehe den Titel genauer an, und richtig! mein altes, liebes Graudenz ist es — na, so muß es kommen! Das ist mein Kinderparadies; Alles war dort schön und herrlich, selbst die vier alten gemauerten Gemüllkästen waren mir mit ihrem geheimnißvollen Innern ein wünschenswerther Gegenstand, und ernstlich und oft und andauernd beneidete ich die Großen, die da so ohne jede Hals- und Bein-Berdrehung hineinsehen konnten und den alten Kehricht, die Knochen und Lumpen beschauen, oh! und dann die schönen, rothen „Quittschen“ (Ebereschen) an den Bäumen am Oberthor, der Bauhof, das Courbiere Denkmal, im Frühling die rothen Kätzchen, die von den Pappeln abfielen, es bleibt unvergeßlich. — Ich war damals, wie man hinterm Theetisch sagt, ein „Kind mit scharfer Beobachtungsgabe“; meine liebe Großmutter, eines Regimentsfeldscheers Tochter aus Stolpe in Pommern, nannte mich „eine spürnäsig Krät.“

Ich könnte in Graudenz Alles malen, Menschen, Häuser, Plätze, Kugelhaufen u. s. w. Mit dem Martinischen Hause waren wir sehr bekannt . . . Des Majors Tochter Auguste heirathete nach vielen Liebesgeschichten einen Graudenser Stadtkämmerer (Drähnbartel) und lebt nun als Wittib in Danzig; übrigens hat sie ihr Leben lang Nachtmückenbänder verschenkt, auch als Frau.

— Bei Drähnbartel fällt mir nun aber etwas anderes noch ein; auch mein Mann stand, im Jahre 1838, $1\frac{1}{2}$ Jahr als Fähndrich auf der Festung, und Sie können sich wohl denken, mit welchem Interesse auch er Ihr Buch las. Bei dem Erzbischof und Platzmajor Drähnbartel nun meinte mein Mann, Sie müßten wohl nie den Stabsarzt Klingsohr gekannt haben, der wäre der würdige Dritte im Bunde gewesen . . .

Von Ihnen, geehrter Herr Reuter, und Ihren damaligen Bekannten ist mir nur Schr. namentlich bekannt, die Uebrigen hießen in unserem Haus „die Staatsgefangenen“, und ich hatte mir in meinem Kinderkopf das so zurecht gelegt: zuerst kommen die gelb und grauen Baugesangenen, dann die Sträflinge, dann die Polen, dann die Staatsgefangenen; denn klassifizirt muß doch Alles ordentlich werden . . .

Ach Gott! Stundenlang hätte ich Lust, mit Ihnen über die allerlei Leute zu reden: General von Toll, Schwerdtseger, Majewski, Falk, Colevius, Quedensfeldt, Dr. Stürmer, Neuschäffer, und mein armer, lieber, unter der Last seiner treu erfüllten Pflicht hingefunkener Lehrer Mielke; Kortmann Lazareth-Inspector, Kapeller u. s. w. . . .

Führt Sie Ihr Wille und das Geschick 'mal an den Rhein, dann kommen Sie ja zu uns, dann wollen wir sein wie drei alte Bekannte. Sie sollten doch Vorlesungen in plattdeutscher Mundart halten. Bogumil Golz, an den ich viel denken mußte, von wegen Ihrer Sympathie mit ihm, thut das ja auch mit vielem Erfolge . . .

Bitte, grüßen Sie Ihre liebe Frau; ich weiß, sie heißt Luise. Ich habe das aus dem „Daheim“, worin

neulich eine kleine biographische Skizze und ein großer Holzschnittkopf von Ihnen stand, von dort her weiß ich auch, wo Sie wohnen

In währender Theilnahme Ihre ergebene

Josephine von S. geb. Gr.

P. S. Ich weiß noch vielerlei aus Graudenz, und Sie dürfen nur antippen!

Reuters Erzählungen aus der Graudenzer Festungszeit erscheinen uns hiernach noch einmal so vertraut, und auch die einzelnen Persönlichkeiten, vor Allem sin Lütt, leiw Idachechen oder Fding (Kapitel 17), der beiden Nebenbuhler, des „Kapteihn“ und „Copernikus“ Schatz, Auguste von Martini, Tochter des „ollen Platzmajur“ (Kapitel 21 ff.).

„Also im ‚Daheim‘ hat die „spürnäsig“ Frau Hauptmann einen Steckbrief von mir gelesen,“ rief Fritz Reuter lachend aus. „Na, fürchtete schon, daß Blatt wäre mir nicht mehr gewogen!“

Das aber hatte seinen guten Grund. Bald nach der Gründung dieser Wochenschrift hatte sich nämlich die Verlagshandlung Velhagen und Klasing in Leipzig wegen Mitarbeiterschaft an ihn gewandt und — einen Korb bekommen des Inhalts: „So sehr ich auch das von Ihnen begonnene Unternehmen für zeit- und zweckgemäß erachte, so muß ich doch leider die mich ehrende Mitarbeiterschaft ablehnen. Ich habe noch nie an einem Journale mitgewirkt und habe Aufforderungen dazu stets ablehnen müssen, weil ich theils nicht die dazu erforderliche Leichtigkeit besitze, theils um passende Stoffe in Verlegenheit sein würde; auch glaube

ich nicht, daß dialektische Beiträge grade viel zur Verbreitung eines so groß angelegten Journals beitragen würden.“ —

„Lat Di nich verblüffen!“ dachten die Verleger, ließen ein Jahr verstreichen und formulirten ihren erneuten Antrag dahin: „Wie wäre es, wenn Sie uns eine kurze Novelle in humoristischer Form, eine Episode aus dem Volksleben etwa, eine Dorfgeschichte, einen Schwank oder irgend etwas Humoristisches aus Ihrer Fülle plattdeutscher Dichtung schrieben? Wir glauben, diese Fülle ist in Olle Kamellen noch lange nicht erschöpft, und vielleicht schaffen Sie noch irgend eine Episode oder Novelllette mit einem Bräsig, Triddelsig oder der lütten Fru Pastorin! — Unsere Leser, besonders in den norddeutschen Küstenländern, würden entzückt sein, solch eine Perle in der anheimelnden, überall verständlichen Mundart zu finden; wir legen hohen Werth darauf und erklären uns bereit, jedes, auch das höchste Honorar zu zahlen. Um dem eine Form zu geben, bieten wir Ihnen 150 Thaler pro Bogen.“

Unseren Reuter konnte diese ebenso glänzende wie schmeichelhafte Aufforderung nicht blenden. „Beim besten Willen,“ erwiderte er unterm 14. April 1865, „Ihren Wünschen nachzukommen, und für Ihre mich so sehr ehrende Öfferten dankend, muß ich dennoch auf Ihr Anerbieten ablehnend antworten. Ich bin noch niemals Mitarbeiter an irgend einer Zeitschrift gewesen und habe alle Aufforderungen dazu von der Hand weisen müssen, theils weil mir passende Stoffe fehlten, theils weil ich bei meiner langsamten Art zu arbeiten mich sehr vor der Zersplitterung meiner Zeit zu hüten habe.“ —

Das war klug und weise gehandelt. Fritz Reuter kannte seine Arbeitskraft genau und wußte, was er ihr

zutrauen durfte und was nicht. Deshalb finden wir ihn auch in keinem Journal als Mitarbeiter, jedoch desto mehr in jedem über ihn mitgetheilt, aus seinem Leben, aus seinen Dichtungen, in Wort und Bild. Federmann (die Frauen nicht ausgeschlossen) wollte ja über das Schößkind der Nation mehr und immer mehr wissen!

Nur ein Schriftsteller, der witzige Julius Stettenheim, durfte wenigstens hoffen, möglicherweise aus der Feder des plattdeutschen Humoristen einmal einen Beitrag zu erhalten, wie folgende Zeilen kund thun:

Leider kann ich jetzt erst Ihre geehrte Buschrift beantworten, ich bin auf Reisen gewesen, und erst hier im Bade Elgersburg im Thüringerwalde hat mich Ihr Brief erreicht. Darum bitte ich die verspätete Antwort zu entschuldigen.

Was nun Ihren Wunsch der Mitarbeiterschaft an den Wespen betrifft, so steht mir ein unüberwindliches Hinderniß entgegen, das ist mein Wohnort. Ich wohne in einer kleinen Stadt, Neubrandenburg, wo alle pikanten Ereignisse schon sehr abgekühlt eintreffen, und wo man sich mit kleinen unbedeutenden Lokalspäßen abfüttern lassen muß. — Zudem habe ich mich für die nächste Zeit so gebunden, daß ich meine Thätigkeit nicht zerstören darf; sollte indessen einmal recht etwas Drastisches zu meiner unmittelbaren Kenntniß kommen, so werde ich es Ihnen recht gerne einsenden.

Mit vorzüglicher Achtung

Ihr

Elgersburg in Thüringen
d. 11ten Oct. 1862.

Fritz Renter.

Freilich, in Neubrandenburg! Alte, hausbackene Läuse und Römis waren keine Wespenstiche. Die mußten aktuell sein. Und später in Eisenach? Du lieber Himmel, die dortigen harmlosen und gemütlichen Späße und kleinstädtischen Vorkommnisse konnten eben so wenig im „Reiche“ interessiren!

So hat denn Reuter, trotzdem er ein Jahr lang selbst Redakteur eines Unterhaltungsblattes gewesen, nie für Journale gearbeitet. — Wohl ihm, daß er's nicht brauchte, daß er seine Zeit vor Zersplitterung bewahren konnte!

Ja, Geld, Ehre, Ruhm flossen ihm zu, wie in dem Grade noch keinem deutschen Poeten; aber dazu auch die Freundschaft gleichgesinnter Männer. Und die galt unserem Reuter am Höchsten. Wie beglückt fühlte er sich, als er 1864 durch Julian Schmidt in Berlin Ludwig Pietsch kennen lernte! Der hatte für den „Volksgarten“, wie damals die Ausgabe von Reils „Gartenlaube“ in Preußen hieß, einzelne Scenen aus „Ut mine Stromtid“ illustriert, u. a. Hawermann am Sarge seines geliebten Weibes Wache haltend. Die kleine Luise ist in seinen Armen eingeschlafen, nachdem sie kurz vorher an dem Mütterchen herumgezittert und dann plötzlich erschreckt gelassen hatte: „Mutting — huh.“ — „Ja, Mutting friert!“ hatte der tiefgebeugte Wittwer und Vater mit Thränen in den Augen erwideret. — Wundersam ergreifend war diese Federzeichnung Ludwig Pietsch gelungen. Er hatte ja ganz Uehnlisches in seiner Häuslichkeit kurzlich erlebt. Ein Töchterchen war ihm gestorben, und als es im Sarge lag, kam sein Söhnchen Paul hinzu, streichelte das eisig kalte Gesicht und rief in

der Unbegreiflichkeit des Kinderherzens: Huh! Schwester friert! — —

Fritz Reuter und Ludwig Pietsch — in Freundschaft schlossen sich diese zwei Künstlernaturen aneinander, und gleich bei der ersten persönlichen Bekanntschaft ward Brüderlichkeit getrunken. Reuter war ja auch ein Künstler, hatte wenigstens ein solcher werden wollen. Malen und Zeichnen betrieb er eifrig schon als Schüler, dann auf der Festung; wir wissen, daß sein sehnlichster Wunsch war, Maler zu werden. Und jetzt trat ihm in Pietsch ein solcher entgegen, der den Zeichenstift eben so geschickt zu handhaben weiß wie die Feder des Litteraten, und dieser Mann mußte gerade ihn illustriren, und so herrlich illustriren! Wie der Lyriker nach einem Komponisten erwartungsvoll ausschaut, ähnlich der Romantiker nach einem Illustrator; und Reuter fand in Pietsch den berufensten. Mit welcher Fürsorge ebnet er ihm die Pfade auf seiner Reise ins Obotritenland; wie genau schreibt er ihm nicht ein, sondern zwei Mal die beste Route vor, damit nur ja nichts auf dieser Künstlerfahrt übersehen oder verabsäumt werde! — Und als dann die Bractausgabe der „Stromtid“ fertig geworden, da fühlte er sich stolz beglückt!

Aber noch ein anderer Illustrator war ihm beschieden in Otto Speckter zu Hamburg. Dieser liebenswürdige Künstler war die geeignete Kraft, das Thierleben zu Hanne Nüte, der reizenden Minschen- und Vogelgeschicht', zu zeichnen. Durch Kräpelin erfuhr Reuter im November 1863 von Speckters Vorhaben und war entzückt, als er im Mai 1864 einige Proben zu sehen bekam. „Sie sind wunderschön. Ach, der Konsistorialvogel! Was haben wir

Beide hier gelacht!" — Bereits am 1. Juli erhielt er sämmtliche Bilder mit folgendem Begleitschreiben zugeschickt:

Lieber Dr. Reuter!

Hiebei erhalten Sie den ganzen Rest der Skizzen zu Hanne Nüte, es sind noch 26 Blatt, von welchen 10 Initialen . . . Bitte, sehen Sie die Blätter mit Ruhe durch und sagen mir frei von der Leber weg Ihre Meinung und was Sie anders wünschen, und ob Sie lieber zu anderen Scenen Bilder gehabt hätten. Gern hätte ich noch ein Kinderbild mit den Stuten gezeichnet, am liebsten in Verbindung mit dem Hochzeitszug, doch dann wären dort zu viele Bilder zusammen gekommen . . . Ich hätte gern noch lütt Budel gezeichnet bei dem Storcklied oder 265: „Ja, Mutting, ja, wenn Bader will!“ Dagegen könnte No. 21 wegfallen, da es unmittelbar auf No. 20 folgt, obgleich ich die Composition gut finde und nicht missen möchte. No. 14 ist da, um etwas von dem Bunstleben zu geben und die große Bilderpause zu unterbrechen. Die Gesellen und Meister haben doch keine Hüte auf und dürfen nicht rauchen? Bei der Gerichtsscene habe ich mich so viel wie möglich nach Ihren Angaben und anderer Leute gerichtet. No. 18. Was ist das Tüschenhäuschen? Ist der alte Schmidt Besenbinder? und wie ist seine Schneidebank oder wie es genannt wird? No. 15 aus dem Schrank muß ein Ofen gemacht werden.

Gern hätte ich einen Probeholzschnitt geschickt, doch habe ich selbst noch keinen erhalten. Jetzt will ich mit allem Fleiß bei den Holzzeichnungen gehen. Behalten

Sie die Zeichnungen und sehen sie mit ganzer Ruhe durch, doch dann schicken Sie sie mir auch gleich wieder, denn wenn ich in den ersten vierzehn Tagen auch noch nicht dabei komme, so habe ich sie doch gern bei mir, um nachzusehen.

Ist Ihre Konstantinopolitanische Reise ein Gedicht oder eine wahrhafte Geschichte? Sie müssen mir etwas davon schreiben. Ihr 3ter Theil Stromtid ist hier angezeigt, doch noch nicht zu haben.

Mir geht es Gottlob viel besser . . . ich kann jetzt ungestört arbeiten und gehe oder humple eine Stunde spazieren. Ihnen und Ihrer lieben Frau geht es hoffentlich wohl, und Sie freuen sich gewiß mit uns Allen über die Siege, die wir Deutschen aufs Neue erfochten haben. Meine Hoffnung auf Preußen hat mich nicht zu Schanden werden lassen.

Würde es Ihnen nicht ein Leichtes sein, nebenbei 50 Fabeln zu schreiben, wozu ich Zeichnungen mache? Ich werde immer darum angegangen. Doch seit Hey ist mir nur affectirtes Zeug geliefert. Sie kennen die Thiere so vortrefflich, und ich habe auch Mancherlei liegen, was auf die Weise so schön verwerthet werden könnte. Hinstorff spricht davon, Ihre sämtlichen Werke illustriren zu lassen. Wie würde ich mich freuen, die Franzosentid zu zeichnen!

Ihr

Otto Speckter.

War das ein aufmerksames Prüfen für Reuter und Gattin, die sich nicht satt sehen konnten an den prächtigen Zeichnungen! „Sie fragen, ob ich etwas geändert haben
Gaedertz, Reuter: Reliquien.

möchte, ich antworte: nein; es wäre denn, daß Sie die Scene, wo Johann mit der kleinen Wittwe Chokolade trinkt, vor zu großer Ueppigkeit bewahren möchten und die kleine Frau lieber etwas weinen ließen. Nr. 35 ist wunderschön, lassen Sie das nicht fehlen; überhaupt möchte ich von dem, was ich gesehen, nichts missen. — Nun zu Ihren Fragen. — Ein „Tüschenhäuschen“, auch wohl blos „Tüschen“ genannt, ist der Zwischenraum zwischen 2 Nachbarshäusern, der entweder mit einer Pforte oder blos mit Brettern verschlossen ist, wo sich das Dachwasser der beiden Häuser sammelt. — Der alte Schmidt ist im Winter Besenbinder. — Eine Schneide- oder Zugbank können Sie bei jedem Böttcher und Rademacher sehen, es wird daran mit dem Zugmesser gearbeitet und vertritt bei diesen Ge- werken die Stelle der Hobelbank des Tischlers; auch die Tagelöhner bei uns halten sich häufig dies einfache Werkzeug; ich werde eine rohe Zeichnung hiebei legen. — Die Konstantinopolitanische Reise ist weder ein Gedicht noch 'ne Geschicht, denn dieselbe ruht noch tief unten in meinem poetischen Bewußtsein und wird schwerlich vor drei bis vier Jahren hervorgesucht werden, denn ich habe die Gewohnheit, einen Stoff erst lange mit mir herum zu tragen, ehe ich daran gehe, ihn zu schreiben, und ich glaube, daß dies gut ist . . . Mit den Fabeln ist das eine eigne Geschichte; ich habe mich in dieser Richtung nie versucht und glaube auch dafür kein Talent zu haben; es gehört dazu eine ungeheure Summe von praktischer Lebensweisheit, von der ich leider bis dato auch nicht das geringste Körnlein in mir verspürt habe.“ —

So ist denn weder jene Fabeldichtung zu Stande gekommen noch eine Illustration der Franzosentid, geschweige

denn eine solche von Reuters sämmtlichen Werken. Über was Speckter und Pietsch aus Hanne Müte und Stromtid gemacht, wird, durch des Dichters persönliche Anerkennung geweiht, auf alle Liebhaber einen unverwüstlichen Zauber ausüben.

Die Reise nach Konstantinopel fand bekanntlich im Frühjahr 1864 statt. Jedoch das überaus stürmische und schlechte Wetter hatte Reuters Körper angegriffen, so daß eine Kur nöthig wurde. Er suchte daher mit seiner Frau die Kaltwasserheilanstalt Laubbach auf.

Raum eine Wegstunde oberhalb Koblenz, in fast direktem Anschluß an die dortigen Rheinanlagen, liegt im ersten Seitenthale des Rheins, im idyllisch-romantischen Laubbachtale, das Bad. Milde und Gleichmäßigkeit des Klimas, Naturschönheit und Lage in der herrlichsten Gegend des deutschen Stromes zeichnen diesen Kurort aus, welcher, selbst mitten im Park gelegen, sich unmittelbar an die großen, vorzüglich gepflegten Waldungen der Stadt Koblenz anlehnt. Im Jahre 1840 gegründet, gewann er unter der ärztlichen Leitung des Sanitätsrathes Dr. Petri einen weit über die Grenzen unseres Vaterlandes hinausreichenden Ruf.

Fritz Reuter, der schon viele Kaltwasserheilanstalten in Mecklenburg und Thüringen besucht hatte, hoffte hier völlige Genesung zu finden. In einem Schweizerhäuschen nahm er Quartier. Es gefiel ihm so gut, bekam ihm so vortrefflich, daß sich der Aufenthalt vom Juni 1865 bis zum April 1866 erstreckte. Während dieser Zeit schrieb er fleißig an Dörläuchten. Sein Ruhm stand damals auf der Höhe. Da konnte es nicht ausbleiben, daß um ihn die ganze Gesellschaft sich gleichsam drehte; ja, ihm, dem einstigen Staatsgefangenen zu Ehren veranstaltete sogar

das Offizierkorps der Garnison Koblenz ein Festdiner und ließ ihn dazu im Galawagen abholen. So hatten sich die Zeiten geändert!

Doch die Hauptſache: Gisbert von Vinde wurde hier sein Freund. Diesem Manne war es vergönnt, auf Reuters alte Schwäche einen heilsamen Einfluß auszuüben; in ihm gewann er einen aufrichtigen Kameraden, einen feinsinnigen Beurtheiler. Vinde verließ Laubbach eher als Reuter und sandte ihm von seinem damaligen Wohnorte Frankfurt am Main unterm 6. Nov. 1865 die folgende gereimte Epifel:

Im Frühlinge blühen die Rosen,
Im Sommer verlieren die Gänse ihre Fosen.
Fritz Reuter (Jugenddichtungen).

O Sommerzeit, o Sommerzeit,
Wie warst du tapfer dieses Mal
Und zogst zu Feld auf Kreuz und Leid
Im zugluftkühlen Laubbachthal!

Der Jubilarthrann*) gebeut,
Daß man den Morgenschlaf erschlug:
Johann, sein Henker, naht erfreut
Mit Kübel, Schemel, nassem Tuch.

Da wird verschont nicht Mann noch Weib,
Nicht Weib noch Kind, nicht Rang noch Stand:
Die gleiche Brüh für jeden Leib,
„Ἄριστος μην ὑδωρ“ genannt.

*) Sanitätsrath Dr. Petri, zu dessen würdiger Geburtstagsfeier Reuter einen poetischen Festjherz schrieb, den der Leser im dritten Abschnitte der „Reliquien“ abgedruckt findet: „eine Basteade von 777 (!) Knittelversen, welche Reuter als Comitemitglied dem unschuldigen Doktor in conspectu omnium beim Mittagstische applicirte und dabei auf seine Gesundheit trank.“

Hinaus, hinaus zum kalten Born!
Als Ballast kalte Fluth hinein!
Kein Mitleid kennt des Doktors Born,
Und tüdlich lächelnd schaut er drein! —

Dann süße Milch und saure Milch!
Der Hunger hinter jedem Stuhl
Krächzt monoton: „Vertilg! Vertilg!“
Die Magen werden gar so kuhl.

Nun sejet euch ins kalte Maß,
Wir fördern so die Reaktion!
Nun sejet euch und sitzet baß:
Für schlimm Gebahren schlimmer Lohn! —

In ungeheurer Sündfluth schwamm
Nur ein Solamen miseris —
Das Glöcklein hell des guten Gramm:
„Komm hurtig“, rieß, „und Warmes iß!“

Und Karl, der Nimmermüde, lief,
Tragbretter steuernd bergeschwer!
Und Karl, der Nimmermüde, rieß:
„Befehlen Sie? Wir haben mehr!“

O süße Ruhe nach dem Sturm:
O wundersel'ge Mittagszeit,
Wo jedes arme Menschenwurm
Sich lebt auf bittres Kreuz und Leid!

Ja, Leid und Kreuz mit Eichenlaub
In mannigfalt'ger Mißgestalt
Trug Männiglich durch Gluth und Staub
Und Männiglich ward naß und kalt.

Den Reuter traf der Hexenschuß,
Doch traf er nicht des Reuters Roß:
Laut wieh'rt und schnob der Pegasus
Und hochauf in die Lüfte schoß.

Einst hat aus comprimirter Lust
Münchhausen Steine fabrizirt —
Aus Humor hat und Waldesduft
Durchläuchting sich krystallisirt. —

O Sommerzeit, o Sommerzeit,
Wie thatst du brav im Laubbachthal!
Du schaffest Lust und Kreuz und Leid
Für soviel harrend Volk zumal. —

Der Sommer starb — und war so lieb!
Kommt auch der Herbstgesell in Kunst?
Herr Petri lächelt, er verschrieb
Dem Weltenall die Wasserkunst.

Aus Regenströmen, arg durchnäßt,
Steigt doch ein heitner Tag empor,
Dieweil ihn grüßt als Wiegenfest
Der Reuter und sein Roß Humor.

Vom gelben Main zum grünen Rhein
Viel gute Wünsche ziehen aus,
Hübsch weißgekleidet ziehn sie ein
Zur Reuterei ins Schweizerhaus.

Daß es mit uns beim Alten bleibt,
Den Wunsch vor allen send' ich hin;
Und, ob die Stunde wogt und treibt,
Sei hold mir die Frau Reuterin!

Der Empfänger war gerührt über diesen neuen Beweis von Zuneigung. „Ja, zwischen uns soll's noch lange beim Alten bleiben“, antwortete er, „oder besser, es soll sich immer wieder von Neuem ausbauen und erweitern. Der Wasserthyrann hat tüchtig gelacht über die poetische Epistel, und die Reuterin hat ebenso darüber gejubelt, wie der Reuter selbst.“

Beim Herannahen des Winters lud Vincke das Ehepaar zum Besuch nach Frankfurt ein. Dasselbe wollte aber noch bis Weihnachten bleiben, dann über Köln nach Pommern reisen und im Januar 1866 zurück nach Laubbach.

„Es geht halt nicht“, schreibt Reuter unterm 12. December 1865, „die Zeit rinnt mir wie Wasser durch die Finger, und wenn wir noch zu unserer Reise ins Pommernland kommen wollen und Dörläuchting vorher noch fertig werden soll, so muß ich mit ihr geizen. — Nehmen Sie statt unserer die beifolgende Ausgabe der Stromtid gütigst auf und legen sie auf den Weihnachtstisch Ihrer verehrten Gattin, vielleicht wird es die Freude des Tages etwas erhöhen, wenn auch ein Fremder aus der Ferne sich mit herzlichen Wünschen in Ihr Familienfest eindränkt. — Ich verspreche Ihnen, besagte Wünsche feierlich in schwarzen Schniepel und weiße Cravatte einzukleiden und ihnen solche Instructionen mitzugeben, daß sie bescheidenlich an der Thür stehen bleiben und sich nur innerlich an Ihrem und der Ihrigen Glücke freuen sollen. Wir sind hier in die Koblenzer Gesellschaften hineingerathen, wir wissen selber nicht wie. Gestern habe ich das Vergnügen gehabt, Ihren Freund, den General Kameke, kennen zu lernen; ich schreibe mit Absicht „das Vergnügen“, denn das ist ein liebenswürdiger Mann. Meine Frau will noch eigenhändig für

Ihre freundliche Gabe den Dank abzutatten, und deshalb mache ich ihr mit einer tiefen Verbeugung Platz." —

Gestärkt, geistig und körperlich frisch, kehrte Fritz Reuter im Sommer 1866 nach Eisenach zurück, und nun beginnt für ihn eine Zeit des Wirkens und Schaffens als — „Dekonomiker“ und „Strom“. Er erwarb nämlich ein nicht unbedeutendes Terrain am Hainstein, an der Fahrstraße zur Wartburg, welches er nach und nach durch weiteren Ankauf so vergrößerte, daß er sich einmal scherhaft als „Großgrundbesitzer“ bezeichnete. Jetzt grub und pflanzte und okulierte er, Landmann, Obstzüchter, Kunstmärtner — Alles vereinte er in seiner Person. Dazu kam noch die Aufsicht und Sorge für den neuen Hausbau, „Villa Reuter“, wie er seinem nunmehrigen Bruder Vinzenz mit glücklichem Stolze meldete. Der antwortete am 16. November 1867:

Lieber Freund!

Wißbegier ist eine unter den vielen Zierden der Frauen, und die meinige (nämlich Frau, nicht Wißbegier) vermag sich, trotz aller Beschreibung, von der künftigen Villa Reuter noch keine klare Vorstellung zu machen. Existiert nun die Photographie dieses Eldorado in spe in mehreren Abdrücken, so würde ich Dich bitten, mir resp. meiner Gattin einen derselben zu stiften; giebt es aber nur ein Unicum, so erwirbst Du Dir den freundlichsten Dank von ihr, wenn Du's zur Ansicht sub fide remissionis senden wolltest.

Eine Verehrerin von Dir (aber keine Distelconsumentin) hat neulich de Franzosenbild zweien Würtembergerinnen vorgelesen und — zu ihrer und meiner großen Verwunderung — unschweres Verständniß

gefunden: — numina fausta! Vorläufig sind die beiden, nicht mehr mit zartester Jugend behafteten Zuhörerinnen Deine Pioniere im Weichbild der schwäbischen Metropole. Schutz- und Trutz-Bündniß — Zollparlament — und nun noch Fritz Reuter: — die Siebenmeilenstiefel, in denen Germania zur Einigung fürbaß eilt!

Die Kölnische machte uns neulich um Deine Gesundheit bange; da sie aber im nämlichen Sahe Onkel Bräsig als Haupthelden der Reis' nah Konstantinopel (ist bald Aussicht?) proklamirte, so hoffen wir, dieses letztere jugendliche Mitglied des Entenvolkes war einem größeren Brutnest entfallen.

Mit den schönsten Grüßen von Haus zu Haus

Dein

Gisbert Winck.

Darauf entgegnete Reuter unterm 24. November:

Mein lieber Freund,

Du glaubst gar nicht, wie schwer zuweilen die vis inertiae auf mir liegt; da hat nun meine Frau schon vor einigen Tagen das beifolgende Paket zusammengeschnürt, aber der Begleitbrief hinkt heute erst nach. — Ja, wohl habe ich für Deine liebe und verehrte Frau eine Photographie der zukünftigen Cavallerie-Caserne; aber statt mit einer ruhigen, abgeschlossenen Idylle kann ich nur mit einem unruhigen und unfertigen Drama aufwarten: mit einer Photographie des im Bau begriffenen Hauses. Ich hätte die Photographie meines Baumeisters einsenden können, ziehe es aber als Anhänger der Realpoesie vor, durch einen getreuen Abklatsch der Wirklich-

keit alle Illusionen zu zerstören. — So sah das Ding vor anderthalb Monaten aus; nun sind die Rüststangen gefallen, und man ist mit dem Auspuß des Innern beschäftigt. — Ich wollte, ich wäre bei der Reise nach Konstantinopel auch erst so weit, daß ich die Rüststangen wegschlagen und mit dem Auspußen beginnen könnte; aber vor Anfang des nächsten Februar wird aus dem Druck wohl nichts werden. — Es geht mir die Arbeit augenblicklich recht gut von der Hand, nur komme ich örtlich nicht von der Stelle, ich kreuze noch auf der Höhe von Ithaka umher. Mutter hat den Schnupfen, und habe ich sie in der Koje zu Bett gebracht. Anton, Herr Nemlich, Paul, Jochen Klähn beschäftigen sich mit den Irrfahrten des Odysseus, die alte graue Dame, Helene und der alte Jahn werden heute Abend ein sehr ernstes Gespräch auf dem Deck abhalten, und der Herr Baron, der sich später als Commis eines Seidengeschäftes und falscher Spieler entpuppen wird, sitzt unten und betreibt sein Geschäft mit Rechts und Links. Die endliche Lösung des Ganzen wird in der Lagunenstadt vor sich gehen, und muß ich dann Karl Jahnem bitten, sich dorthin zu bemühen. — Theils, um die Photographie, die herzlich schlecht ist, zu verpacken, theils, um Dir Gelegenheit zu geben, ein Buch zu lesen, welches mir recht wohl gefallen hat, sende ich Dir dasselbe.

Nun viele Grüße von uns an Deine liebe Gattin und das ganze Haus! —

Warum Frau von Vincke eine Photographie der Villa zu haben wünschte, hatte seinen besonderen Zweck. Sie bereitete nämlich heimlich und in der Still' ein „Haus-

buch" vor und malte auf das Titelblatt die Borderansicht, umrankt von Rosen und Kamillen, weiter unten Disteln, die ein Esel frisbt, als Sinnbild für die zudringlichen Fremden.

Eine geradezu rührende Freude verursachte im März 1868 dieses Geschenk. Allein, während Reuter sich noch die Augen trocknet, schilt er auch schon schelmisch ob der weiblichen Schlauheit, ihm so unter allerhand Vorwänden eine Photographie des Hauses abgelugt zu haben. Ja, auch in diesem kleinen Zuge zeigt sich uns der große Humorist, wie er unter Thränen lächelt.

Indes — ehe die Villa fertig und bezogen wurde, mußte Reuter nochmals in eine Wasser-Tortur-Anstalt. Er ging in das nahe gelegene Bad Liebenstein. Von hier aus, im Mai 1867, schrieb er an Vincke: „Willst Du bei meiner, zum Herbste erwarteten, jüngsten Tochter, der ‚Reis' nah Konstantinopel‘, nicht die Gevatterstelle übernehmen? Wenn Dir der Name nicht gefällt, so können wir einen Shakespeareschen (Du machst ja Reisen zur Verherrlichung dieses größten Namens) wählen und das Kind taufen „die mecklenburgischen Montecchi und Capuletti“. Wenn Du diese Bitte erfüllst oder sie eventhaliter zu erfüllen versprichst, so werde ich Dir einen bis jetzt fertigen Theil der Geschichte zusenden, denn ich verlange nicht, daß Du die Käze im Sacke kaufen sollst.“ —

Das eingeschickte Manuscript gab Veranlassung zur folgenden Epistel:

Lieber Freund!

Als der Lieutenant die Kaserne inspizierte und an ein dunkles Zimmer kam, worin es doch laut genug

herging, da rief er hinein: „Aber, Leute, was macht ihr denn hier?“ — und nach einer Pause erfolgte die schüchterne Antwort: „Herr Lieutenant, der Gefreite Müller erzählt uns Gespenstergeschichten, und wir andern grauen uns.“ Applicatio: „Herr Reuter, meine Frau las uns de Reis' nah Konstantinopel vor, und wir andern waren alle entzückt.“ Aber nicht, als ob meine Frau nicht auch entzückt gewesen wäre — im Gegentheil; wie es denn gleichermaßen keinesweges feststeht, daß der Gefreite Müller sich nicht ebenfalls gegräutelt hätte. Wir haben recht von Herzen gelacht über so viel prächtigen Humor, und die tiefgemüthlichen Stellen sind uns tief ins Gemüth gegangen. Es ist gar ein fein Stück Arbeit, mit Lust und Liebe gewebt für Deine Freunde — und solche, die es noch werden sollen. Dies mein und unser Urtheil. Am Schluße unisono: „Bitte, bitte, bald mehr!“ — — Willst Du nun accessorisch auch böse Kritik? Magst wollen oder nicht, sollst sie doch haben, als Agent provocateur. Denn ich möchte die Milch Deiner frommen Denkungsart in gährend Drachengift verwandeln, damit Du mir vice versa meine Verslucubrationen gehörig durchhechelst, unter Beistand Deiner lieben Frau — wofür ich Euch Beiden aufrichtig dankbar sein werde. Bedenkt doch nur, daß Ihr vielleicht einem homunculus das Leben retten könnt, dem die Kritik später unbarmherzig den Hals abschneidet; denn bei der Kritik ist die Beseitigung der Todesstrafe noch nicht einmal in Perspective, im Gegentheil, die Carolina gilt noch und Processus summariissimus, der dem Verklagten jede Nothdurft verwehret; (wobei ich Dir bekennen will, daß innerhalb schon wieder eine gereimte Sünde, sub titulo

„Junge Burschen — alte Herren“, bis fast zum Stapellauf gediehen ist, denn ich stehe just vor dem Schlüßkapitel, welches mir erschrecklich im Kopfe herumrumort.) Also Kritik! —

Meo voto ist's wesentlich, dem Leser höchst plausibel erscheinen zu lassen, was an sich doch nicht so durchaus natürlich ist: daß a. beide feindliche Häuser darauf kommen, grade nach Konstantinopel zu reisen, b. beide am selben Tage und doch nicht mit demselben Zuge fahren. (Ich abstrahire davon, daß von Rostock nach Berlin nur ein Frühzug, und dann ein Abend- resp. Nachzug geht.) Dafür könnte noch mehr geschehn. Ad b. wäre sehr einfach, wenn die vorhandene Motivirung, daß Juanita in Sachen „Nerven“ nicht früh aufstehn kann, zum Abreisemoment vorgeschoben würde und allenfalls hinzukäme, daß der alte Jahn, seiner Natur nach, immer früh aufstand. Ad a. aber würde es mir als eine, freilich nicht so einfach einzurenkende Melioration erscheinen, wenn der alte Jahn, nach dem Rath des Doctors, sich zuerst zur Reise entschloßse. Es transpirirt dann bei Groterjahns, daß er eine Reise machen will, — wohin? wissen sie nicht, denn Jochen Klähn hat das ja ebenfalls noch nicht erfahren. Nun erboßen sie sich, daß der alte Esel reisen will, — oh, das können sie auch, und noch ganz anders: da steht's in der Zeitung, nach Konstantinopel geht ein Vergnügungsschiff! Das kommt grade zu paß — damit kommen sie ihm über, denn an Konstantinopel kann der doch nicht denken! — Ich glaube, auf diesem Wege würde eine nicht unvorteilhafte komische Steigerung gewonnen. Sonst Alles vortrefflich, die nicht leichte Concentrirung höchst gelungen, die Charakteristik

in Friede ihre ruhnen, mit gleichmässiger Bezeichnung, den
Bart und Bräzen Zeigene und zerrende Erfüllung —
bekannt. Eine Form: eine Wiederholung nicht
ist eigentlich blossstellen. Dagegen ist die Freude in
dieser Qualität, die mir einerseits in der Nachlaß bescheret
wurde bestrebt, Lützow, das ist nicht von mir. Und
nun, rührst du mich — sprichst Du — und dann,
läßt uns beide nicht los! . . .

Freude, der englischen Freundschaft kann ich nur
nur einiges Gedankens erwidern: Der Nebertießet
hat geschaut, was er wünscht war. Erzähltet, denen ich
das Buch gab, sondern es völlig wie ein Original gelesen
und waren sehr erbaut davon. Auf andern Standpunkt
steht allerdings der mit dem deutschen Buch vertraute
Leutze: er findet manchen Blüthenstaub verwirkt. Das
ist aber leider der Fluch jeder Nebertießung, denn —
plus, minus — bleibt nie weit hinter dem Original
zurück; und Du hast nun gar dafür gejorgt, daß Du
sollst unüberzeugbar bist. Ich meine, Du kannst mit Lewes
sehr zufrieden sein. Wahrhaft leid ist mir's, daß in
dat söste Kapittel mein Lieblingsspauß: „Pfui! Oft dat
noch!“ nicht zum Ausdruck gelangt ist.

Wir consumiren hier eine unglaubliche Quantität
Hefe und besitzen zwei nützliche Möbel, nämlich: einen
Eisschrank und Freihes Wörterbuch zu Fritz Reuters
sämtlichen Werken, jedes in seiner Art ein gutes Aus-
kunftsmitte! . . .

Von Haus zu Haus das Schönste und Beste!

Dein

Gisbert Winckle.

Arautsurt a/M. am Reichswahlstage (für Rothschild).

Hat Reuter, fragen wir, Vinces Vorschlägen betreffs zweier Punkte im neuen Roman ein geneigtes Ohr geschenkt? Hören wir, was der Autor selbst sagt! „Deine Ausstellungen in Bezug auf mein Opus sind richtig begründet, und die erste wird gewiß eine Folge haben, bei der zweiten bin ich aber etwas stutzig geworden, so wünschenswerth auch die Aenderung sein würde, so wird's aber doch eine Heiden-Arbeit sein, die ganze Geschichte umzu-arbeiten.“

Wer nun „de Reis' nah Konstantinopel“ im Gedächtniß hat, wird sich erinnern, daß in der That umgekehrt a nicht besorgt ist, dagegen b. Denn, wie es in der Ueberschrift von Kapitel 4 lautet: „Herr Zahn mit den ersten, Herr Groterjahn mit den zweiten Tog“ und in der Erzählung selbst: „Den annern Morgen satt de oll Herr Zahn recht warm in en Pelz in de zweite Klass' von de Iserbahn un führte nah Berlin. — Den sülwigen Dag, an den Zahn afreist' was, wull of Herr Groterjahn reisen, äwer mit den zweiten Tog.“ Und von Frau Groterjahn heißt es: „sei kunn des Morgens wegen ehre Nerven nich tidiger as hen tau Klock teihn ut den Bedd 'ruter finnen.“

Fritz Reuter kündete seinem Freunde und Gevatter am 20. August 1868 das Dedicationsexemplar mit folgendem Sprüchlein an:

Mein Buch ist fertig,
Versandt's gewärtig;
Die letzten Bogen
Sind abgezogen,
Und blos weil Hinstorff, der Bäckermeister,
Erfüllt hat die Bitte der Sortimente,

Es liegt an den Augen, den Augen,
Die wollen noch immer nicht taugen,
Sie bitten, ein bisschen sich noch zu gebüldigen.
Also nur Muth!

Was lange währt, wird hoffentlich gut,
Und es geht doch immer voran
Wie der Österreichische Landwehrmann.

Angefangen mit Dedication

(Im Erzählungston

Nebst zierlicher Nutzanwendung)

Ist die Reuterei mit Manieren schon —
Schenke der Himmel uns brave Vollendung!

Freilich kommt mir nun über „De Reis
Nah Stambul“ auch an Geschwindigkeit,
Denn natürlich von Fendigkeit
Sprech' ich nicht, weil ich das weiß.
Macht mir auch keine Bekümmerniß:
Dat is so as dat Ledder is!

Nemo tenetur ultra posse:
Der Fisch schwimmt, wie ihm gewachsen die Flosse!

Wohl befindet sich sonst die Familie
Gottlob! bei gewohnter Consumtibilie.
Nesthäfchen, die Anna,
Zählt $\frac{5}{4}$ Jahre nur
Und raucht zwar noch keine Savannah,
Ist aber bewandert in Literatur,
Und sagt man ihr: „Wo ist Fritz Reuter? Zeig!“
Weist sie ihn nach mit dem Finger sogleich.
Dies zeigt doch am einen Theile bereits
Von Intelligenz den sicherer Stempel,
Und es ist anderseits

Merkwürdige Popularitäts-Exempel,
Wenn den Poeten in blanco
Einjährige Kinder kennen
Und ihn, in Betracht des linguistischen Mano,
Dreist und flott mit dem Finger benennen.

Damit für heute Addio,
Carissimo mio!
Ich denke, wir halten
Es sonst beim Alten! —

Endlich, im August 1869, traf Vinckes verheißene Schrift ein: „Reisegeschichten. Novellenbuch in Versen.“ Die Eignung an Fritz und Luise Reuter bietet liebenswürdige Reminiscenzen:

Wir trafen uns zum ersten Mal
Um Rheingestad' im Laubbachthal —
Ein Treffer war's zu guter Stund:
Bald flog das Wort von Mund zu Mund
Und stammte doch aus Herzensgrund.
Dir fehlten nie die Prachtgeschichten,
Mein Freund, — ich konnt' Euch ab und an
Noch einen neuen Spruch berichten,
Der Eure Kunst sich auch gewann.
Die Hausfrau warf manch feines Wort
In unsre bunten Zickzackreden,
Und reicher wirkten sich die Fäden
Und spannen Tag um Tag sich fort.
Da drauß im heißen Sonnenstrahl
Zog ohne Rast der Rhein zu Thal —
So ging auch uns der Stoff nicht aus
Im grünberankten Schweizerhaus.

Und dann geschah's, zu Gross und Gram,
Des Scheidens schlechte Stunde kam:
Die Zeit wird nimmer flügellähm!
Schon sank der letzte Tag hinab,
Und die Geschichten — rissen ab,
Wie viel auch noch auf Lager waren.

Nun ist es ein verschmißt Verfahren
In unsrer redereichen Zeit,
Daß Einer herhaft sich befreit
Von seinen nichtgehaltenen Reden
(Die ja der Neid nur hat erstickt),
Indem er sie zum Drucker schickt
Als reife Lesefrucht für Jeden.

Den Standpunkt macht' ich mir denn klar
Und ließ die Feder flott berichten
Und bringe hier dem Reuterpaar
Gedruckt — die nichterzählten Geschichten.

Reuter bedankte sich in seinem und seiner Gattin
Namen beim Verfasser noch ganz besonders für das plus,
was er ihnen beiden geschenkt. Das bezieht sich offenbar
auf die folgenden zwei Citate:

Unser Freund Fritz Reuter, lauschend
Auf den warmen Puls des Lebens,
Zeigt, „wat bi dat Neueraschen
Rute kümmt“, und „Uncle Matthies“
Hat die Schwärmer nicht kurirt.
Andre wiederum verspüren
Starken Drang zur Pädagogik,
Den sie mit Talent verwechseln,
Ihn verwertend — nicht mit Glück.
Als Exempel, Möller Kiewitt:

„Bör de Hochtid kann't woll helfen,
„Mah de Hochtid helpt et nich!“ (S. 116.)

Und ferner S. 135:

Unser Freund Fritz Reuter schildert,
Wie der Mensch auf Karpfen fahndet
Und ein Rothaug' hat erwischt! —

Während dieser Zeit hatte Reuter seit dem Erscheinen von „De meckelnbörgschen Montecchi un Capuletti“ auf seinen Lorbeern geruht und den Pegasus ausgespannt. Solch otium cum dignitate war ihm wohl zu gönnen. Allein die Welt wollte von seinem Lieblingsautor neue Geschichten lesen. Vincke machte sich am zehnten August 1868 zum Anwalt der Volksstimme und setzte seiner gehänschten Mahnung aus Horaz' Oden das imperatorische „Poscimur!“ voran:

Brutus, schläßt Du? Sag es mir an!
Oder verpußest Du Gartenterrassen?
Ist es Dir völlig egal, Tyrann,
Hunger und Kummer grassiren zu lassen? —
Wenn Du so faul bist, rede, wofür
Steht denn die Warnung drauß an der Thür? —

Karl Kräpelin und Balleskes Emil
Harren gefräßig wie Alligatoren,
Senken die Häupter und spießen die Ohren;
Hunderte Kritiker spießen den Kiel.
Hinstorffs Lächeln — ein säuerlich Grinsen,
Täglich berechnet er schwindende Zinsen;
Und Sortimenter, die Uermsten, nun gar
Reißen vom Kopf sich das spärliche Haar,
Hofften von Dir ein gesegnetes Jahr —:
Täuschende Träume! sie fielen ins Wasser!

Werde nun menschlich, Du alter Verfasser,
Werde nun christlich, Du schlimmer Barbar!
Tausenden Hungrigen streue das Futter,
Mache doch endlich den Steuerbord klar,
Löse vom Anker den fröhlichen Rüttter!

Grüß mir die Gattin mit freundlichstem Wort,
Laß sie die Feder Dir reichen sofort,
Sehe Dich nur — und es geht ja wie Butter!
Weiteres theil' ich Dir heute nicht mit.
Höre den mahnenden ehernen Tritt! —

Ja, gewiß stand an der Thüre der Villa: „Dr. Fritz Reuter. Vormittags nicht zu sprechen“; aber — du lieber Gott! — verbotene Frucht schmeckt doppelt süß, die Fremdlinge ließen den geplagten Dichter doch nicht ungestört, der obendrein an heftigem Rheumatismus litt, als seines Freundes ehernes Mahnwort über seine Schwelle schritt, zwar nicht als ungebetener oder unwillkommener Gast, denn Reuter antwortete ihm, daß er in der letzten Zeit vielfach hin und her gesonnen habe, was er von litterarischen Arbeiten in Angriff nehmen wollte: „und bin zuletzt wie die Fliege an dem Klebstock des eigenen Lebens haken geblieben, ich denke, ich will meine Schülerzeit schreiben. Ich werde dann freilich, wie Pruz es schon mal in seinem nicht sehr reich ausgestatteten Musikantenthum — (Störung! Es kommt Besuch, ein Herr mit zwei Damen.) — als Motto gebraucht hat, die Chiffre des alten Königs Friedrich Wilhelm I., die er unter seine schönen Gemälde zu setzen pflegte, anwenden müssen: „in doloribus pinxit.“

Im Februar 1870 gestand er reumüthig: „Zu einem neuen opusculum bin ich noch nicht gekommen; es wird

mir zu schwer, unter den mir vorliegenden Stoffen eine Wahl zu treffen, und noch schwerer wird's mir, mich zu entschließen, ein Buch herauszugeben, welches vielleicht den früheren nicht gleich läme.“

Nicht nur die Schülerzeit, auch seine Schulmeisterzeit beabsichtigte er zu schreiben. Beide Pläne sind nicht verwirklicht und andere nicht vollendet worden, wie beispielsweise die Fragment gebliebene Bauerngeschichte: „Woans Franz Zunkel tau 'ne Dochter kamm.“

Viele Freunde sind Reuter beschieden gewesen. Neben Vincke war ihm wohl keiner mehr ans Herz gewachsen als sein alter, lieber, origineller „Lurwig“ (Ludwig) Reinhard, der 1863 nach Coburg übersiedelte und seitdem ein oft und gern gesehener Guest in Eisenach wurde. Von ihm sagt Waleśrode: „Der wackere, charakterfeste und doch so kindlich weiche Reinhard, ein Landsmann Reuters, früher als Theolog und Pädagog in Mecklenburg lebend, jetzt des leidigen Amtes ledig, in Coburg an der Presse beschäftigt, der aus naher Nachbarschaft von Zeit zu Zeit unter Reuters Dach einkehrt. Reinhard, manchem Leser als Mitglied des Frankfurter Parlaments bekannt, ist wie sein Landsmann ein geborener Humorist von dem Scheitel bis zur Zehe — wenn er auch seine sprühenden Einfälle mehr der Gesellschaft hingiebt, anstatt sie produktiv mit der Feder zu verarbeiten.“

Schon in den Läuschen und Rimels begegnen wir dem trefflichen und riesenhaft langen Rektor, von dessen Satyre und Spaßhaftigkeit ganz Mecklenburg redete. Wer erinnert sich nicht der amüsanten „Twei Geschichten ut de Slomsjohren von minen Fründ Rein . . .“ (De Kar-

so scharf wie immer, mit glücklichster Vertheilung von
Licht und Schatten, Helene eine reizende Erscheinung —
bekanntlich Deine Force: reine Mädchencharactere wahr
und anziehend hinzustellen, während der alte Goethe in
denen excellirt, die mit einer levis notae macula behaftet
sind (Gretchen, Clärchen), das ist aber viel leichter. Und
nun, nichts für ungut — revanchire Dich — und dann,
laß uns bald mehr haben! . . .

Puncto der englischen Franzosentid kann ich nur
mein erstes Urtheil bestätigend ergänzen: Der Uebersežer
hat gethan, was möglich war. Engländer, denen ich
das Buch gab, hatten es völlig wie ein Original gelesen
und waren sehr erbaut davon. Auf anderm Standpunkt
steht allerdings der mit dem deutschen Buch vertraute
Deutsche: er findet manchen Blüthenstaub verwischt. Das
ist aber leider der Fluch jeder Uebersežung, denn —
plus, minus — bleibt sie stets hinter dem Original
zurück; und Du hast nun gar dafür gesorgt, daß Du
fast unübersetzbär bist. Ich meine, Du kannst mit Lewes
sehr zufrieden sein. Wahrhaft leid ist mir's, daß in
dat söste Kapittel mein Lieblingspassus: „Pfui! O! dat
noch!” nicht zum Ausdruck gelangt ist.

Wir consumiren hier eine unglaubliche Quantität
Höhe und besitzen zwei nützliche Möbel, nämlich: einen
Eishrank und Frehes Wörterbuch zu Frik Reuters
sämtlichen Werken, jedes in seiner Art ein gutes Aus-
kunftsmitte! . . .

Von Haus zu Haus das Schönste und Beste!

Dein

Gisbert Bindé.

Frankfurt a. M. am Reichswahlstage (für Rothschild).

Hat Reuter, fragen wir, Vinces Vorschlägen betreffs zweier Punkte im neuen Roman ein geneigtes Ohr geschenkt? Hören wir, was der Autor selbst sagt! „Deine Ausstellungen in Bezug auf mein Opus sind richtig begründet, und die erste wird gewiß eine Folge haben, bei der zweiten bin ich aber etwas stutzig geworden, so wünschenswerth auch die Aenderung sein würde, so wird's aber doch eine Heiden-Arbeit sein, die ganze Geschichte umzuarbeiten.“

Wer nun „de Reis“ nah Konstantinopel“ im Gedächtniß hat, wird sich erinnern, daß in der That umgekehrt a nicht befolgt ist, dagegen b. Denn, wie es in der Ueberschrift von Kapitel 4 lautet: „Herr Zahn mit den ersten, Herr Groterjahn mit den zweiten Tog“ und in der Erzählung selbst: „Den annern Morgen satt de oll Herr Zahn recht warm in en Pelz in de zweite Klass“ von de Iserbahn un führte nah Berlin. — Den sülwigen Dag, an den Zahn afreis't was, wull ok Herr Groterjahn reisen, äwer mit den zweiten Tog.“ Und von Frau Groterjahn heißt es: „sei kunn des Morgens wegen ehre Nerven nich tidiger as hen tau Klock teihn ut den Bedd 'ruter finnen.“

Fritz Reuter kündete seinem Freunde und Gebatter am 20. August 1868 das Dedicationsexemplar mit folgendem Sprüchlein an:

Mein Buch ist fertig,
Versandt's gewärtig;
Die letzten Bogen
Sind abgezogen,
Und blos weil Hinstorff, der Bäckermeister,
Erfüllt hat die Bitte der Sortimente,

Um ihnen zu dienen,
Ist's noch nicht erschienen. —
Anbei, wie Du siehst, erfolget schon,
Und zwar in tiefster Devotion,
Die ganz bescheidene Dedication.
Sie ist nur schwach, vielleicht inept,
Und präsentirt sich nur als Concept,
Weil's mir zum Mundiren an Zeit gebreicht,
Und darum keine Freundschaft nicht!
Wir waren hier verschmachtet schier,
Denn in ein Monater vier
Hat's hier nicht geregnet,
Doch gestern sind wir mit Regen gesegnet;
Heut ist der Himmel wieder blau.
Und grüß auch freundlich Deine Frau
Und halte die Freundschaft ferner wach
Für die beiden Leute in Eisenach!

Am sechsten September konnte er es absenden: „Da das Buch Dir denn doch nun einmal gehört und Du für die Zukunft desselben halb und halb die Nackenschläge für dasselbe mit auszuhalten hast, so ist's doch auch wohl nicht mehr als billig, daß Du zuerst in den Stand gesetzt wirst, über die Schwächen desselben zu urtheilen. Hinstorff hat mir das beifolgende Exemplar ausnahmsweise vorausgesandt, da die Ausgabe des Buches sich noch etwas verzögern wird wegen des Einbandes.“

Gisbert von Vincke revanchirte sich bald darauf. Schon im Juli 1867 hatte er dem Neuterschen Ehepaare die Widmung seines nächsten Opus in Aussicht gestellt. Auf die Nachricht hiervon schrieb Fritzing: „Du hast wieder einmal

eine recht helle Freude in unserm Hause aufzuleuchten lassen, denn was sie ist, ist grade nicht eitel, fühlt sich aber doch sehr gekitzelt, von dem liebenswürdigsten Novellisten „dedicirt“ zu werden. — Oh, wir haben auch unsren Stolz! Wenn die Frau Kirchenräthin und die Frau Gerichtsräthin und die Frau Appellationsräthin und so weiter kommen, dann gehen wir so ganz verloren an den Bücherschrank und fragen: „um Vergebung, Frau Präsidentin, kennen Sie das Neueste von Freiherrn Gisbert von Vinde?“ und dann haben wir grade wo die Dedication steht das Buch ein bisschen auseinander gekniffen, damit die Seite doch gleich in die Hand fällt. — Ja, wir sind klug und weise!“

Allein, das mit Spannung erwartete Opusculum erschien nicht und erschien nicht. Vinde fühlte sich verpflichtet, sich darob in seiner Neujahrsgratulation 1868 eigens zu entschuldigen:

Profit Neujahr
Dem Reuterpaar!
Einen Eingang hell und sonnenklar
Ins neue Haus, und Gott bewahr
Darin die Beiden immerdar,
Geb' ihnen nach manchem, manchem Jahr
Einstmals, wenn erst schlohweiß das Haar,
Einen Ausgang wie der Eingang war!
So legt mein Zimmerspruch sich dar.

Inzwischen bei der Frau Reuterin
Bin ich des Stirnenrunzelns gewärtig;
Das Buch ist noch immer nicht fertig!
Aber die kluge, die freundliche Deuterin
Wird nicht den Willen beschuldigen: —

nalljenvagel. De Gaußhandel. I, 34)? Wer hat nicht noch die ergötzliche „Geschicht“ von minen ollen Fründ Rein . . .“ (II, 55) im Gedächtniß? Auch in „Ut mine Stromtid“ hat Reuter ihn verewigt als Advokat Rein, Präsidenten des Rahnstädter Reformvereins, welcher den ehrbaren Spießbürgern die hochkomischen, erlogenen Nachrichten aus der Zeitung vorliest.

Dieser Reinhard nun, weiland Rektor in Boizenburg, von dessen Originalität auch der Großherzog Friedrich Franz sich persönlich überzeugte, — ein Buch läßt sich über die schelmischen Streiche und geistreichen Aussprüche des seltenen Menschen schreiben, den nun längst das Gras deckt, — war auf den Karl Müller gehörigen Gütern Jeznitz und später Bolz bei Güstrow mit Reuter nach dessen Freilassung bekannt geworden. In dieser Gegend waren gleichsam die Zufluchtsstätten verfehlter, genialer Männer. So lernte Reuter Anfang der vierziger Jahre auch Hoffmann von Fallersleben kennen, der aus Breslau hatte flüchten müssen und in Pastor Lierows Gemeinde auf den Nachbargütern Hollendorf und Gerdthagen bei Gustav Müller, dem Onkel von Karl, ein Asyl fand. Wie er Reuter von seiner Festungszeit erzählen hörte, rief er emphatisch aus: „Das müssen Sie drucken lassen! Das ist ja meisterhaft von Ihnen geschildert!“ Hoffmann hat ihn späterhin zweimal in Eisenach besucht, Reinhard weit öster. Letzterer, der ohne Verwandte allein in der Welt stand, fand in dem Reuterschen Ehepaare die treuesten Geschwister, welche für des alternden Junggesellen Leibliches und geistiges Wohl auf wahrhaft rührende Weise sorgten. Weihnachten bekam er z. B. einmal ein eigens für ihn angefertigtes, geradezu riesiges Sopha, ähnlich dem-

enigen, welches für Bismarck der aufmerksame Kissinger Wirth herstellen ließ.

Ein Einblick nun in Reinhardts Korrespondenz gewährt hohen Genuss. So schreibt er am 23. November 1863 von Koburg aus:

Lieber Fritz Reuter!

Vielen schönen Dank für freundliche Zugesandthabendheit bewußten zweiten Theils. Leider habe ich jedoch noch nicht zu so viel Muße gelangen können, um von A bis Z Alles mit benötigtem Ueber zu genießen und sehr zu genießen. Ich lese stets nur wenige Blätter; Arznei gegen die Koburger Prosa. Nach meinem Privatgeschmack verdienen in Deinem lieben Buch, so weit ich gelesen, zwei Stellen „No. I mit Auszeichnung.“ Einmal jene prächtige Stelle, wo Bräsig, mein Liebling, der Frau Nüßler einen Commentar giebt zum Schillerschen: „O zarte Sehnsucht, süßes Hoffen! Der ersten Liebe goldne Zeit!“ Zweitens: Aus dem in der Stube sich abspinnenden Drama jener kostliche, aus tiefstem Menschengemüth herausgeholt Auftritt, wo Kurz und Bräsig am Fenster sich als Trommler etabliert haben. — Ich bedank' mich auch gar und gar zu viel Mal.

In Betreff des Weihnachtsfestes lebe ich der guten Hoffnung, bei Dir in Erscheinung zu kommen . . . Mir, als lediglosem, in der Lust schwelbendem Getümmel stehen alle Wege frei, die das Geschäft, die Pflicht nicht sperrt. Da nun Weihnacht in die zweite Hälfte der Woche fällt, wo meine Brust freier athmet, so will ich mich hiemit bei Dir und Deiner lieben Fräwen angemeldet haben. —

Köstliche Zeit alleweile. Von der Adria bis an die Eider die Tagespresse aus einem Tone blasend. Es wird ein Prozeß Michels contra Schudelmeier. Wie treffend ist doch meine Bemerkung in der Arbeiterzeitung: Es wird sich ausweisen, ob das ewige Schicksal einen Mann an diesen Scheideweg gestellt hat, oder ein altes Weib.

Deiner lieben Frau ergebensten Dank für Uebersendung des Lierowschen Briefes. Der Schwan an der Wildenitz hat als Pastor von Lohmen schon sein 25jähriges Jubiläum gefeiert. Wie doch die Zeit hingehet! Fast könnte man auf den Gedanken gerathen, als ob man mit jedem zurückgelegten Jahre um 365 Tage älter geworden wäre, wenn diese ganze Sache nicht auf bloßem Schein beruhte.

Also, wie gesagt! Vielmals grüßend
der Deinige

L. Reinhard.

Lierow! Wir haben die Bekanntschaft mit diesem würdigen Geistlichen schon gelegentlich der „Papiere des Studenten Reuter“ gemacht. Er wäre beinahe dessen Schützgeist in Berlin geworden. Erst spät lernten sich Beide kennen, wie wir noch sehen werden, und begrüßten sich als Brüder in Apoll. Denn, wie in den deutschen Pfarrhäusern manch poetisches Veilchen im Verborgenen blüht, so auch zu Lohmen. Zuerst 1842 hatte Lierow ein Bändchen lyrische Gedichte herausgegeben, dann 1843 gemeinschaftlich mit John Brindmann das mecklenburgische Album und 1844 allein christliche Zeitlieder, sowie 1882 ein neues Zeitlied „Um Reformationsfest“.

Doch zurück zu unserem Reinhard und zum Jahre 1864! Reuter hatte ihm den dritten Theil von „Ult mine Stromtid“ geschickt und dafür folgende Bescheinigung unterm sechsten September erhalten:

Lieber Fritz Reuter!

Empfange also meine sämmtlichen Dankgefühle für freundliche Sendung des Dritten. O wie hab' ich geschwelgt den ganzen ausgerekten Sonntag! Ich habe aber vorläufig geschwelgt wie jener Knabe. Jener Knabe nämlich, der sich später zu einem Erwachsenen ausbildete, pflegte, so oft es Reissuppe mit Rosinen gab, zuerst die Rosinen herauszufischen und sich einzubreiten. Ebenso habe ich zuerst aus Deinem liebwerthen Dritten mir meinen süßen Bräsig aufgesucht und verschlungen. „Delicios, Herr Hauptmann!“

Als höchst erbärmliche Gegengift erfolgt hieneben ein kleiner Traktatus über den Bauch des regierenden Erzbischofs von Bamberg. Der hiesige katholische Pfarrer hat über den satirischen Scherz sein Votum dahin abgegeben, daß der Verfasser ein großer Hungerleider sein müsse.

Wahrscheinlich im September oder Oktober I. J. ins Mecklenburg, d. h. wenn irgendwie abkommen könend. Hätte ich nicht in diesen Tagen einen Brief von Freund Demmler bekommen, so wüßte ich gar nicht, daß Mecklenburg, soweit es mich angeht, noch in der Welt ist.

Julius Wiggers mit Frau wird sehnlichst von mir erwartet. Natürlich erweise werden dieselben zuerst bei Dir vorsprechen. O, könnte ich alsdann — in Eurem

Bunde der Fünfte — unter Euch weilen, um in trauter Gemeinschaft auf die süße Gewohnheit des Daseins einen Salamander zu reiben! — — —

Reinhards litterarische Thätigkeit ist nicht unwichtig (sie wie der ganze Mann verdienten wohl eine Monographie); trotzdem befindet sich Nichts aus seiner Feder auf der Königlichen Bibliothek in Berlin, und auch Frau Luise Reuter konnte mir nicht mittheilen, ob die in nachstehendem Briefe ausgesprochene Bitte erfüllt ward:

Lieber Freund Fritz Reuter!

Wolltest Du also in diesen Tagen so gut sein und einige Zeilen Vorwort für mich in die Feder fassen? Es ist freilich unverschämt, Dir jetzt, wo Du ohne Zweifel in vollster Arbeit bist, mit solcher Zumuthung zu kommen; doch wollest Du auch andererseits einem wohl begründeten Egoismus sein Recht widerfahren lassen. . . .

Ueber den Werth oder Unwerth meines Geschrifstes steht mir selbst weniger ein Urtheil zu als dem Staatsanwalt. Nach meiner selbsteigenen Taxe würden 10 Wochen kein unbilliger Preis sein.

Von Schwerin aus ward ich wegen einer Kandidatur für Berlin befragt. . . .

Gesamt-Bolz grüßt Dich bestens. Frau Müller lässt Dich mahnen, mit Deinem vor Jahr und Tag ihr zugesagten Abbild ihr endlich unter die Augen zu kommen. Dixi.

Deiner lieben Frau noch nachträglich meinen wiederholten Dank für die wohltätige Dede. Viel Schmerzen unterwegs ausgestanden; ich hätte einem Maler als Onkel

dolorosus sitzen können. Jetzt soweit genesen, daß ich den Göttern einen Cochin-China-Hahn opfern möchte. Um die Mitte März denke ich mich wieder gen Coburg aufzumachen, falls nicht der Wunsch meiner Quartiergeber in Erfüllung geht, daß ich einen Rückfall erleiden möge.

„Recommando!“ sagte Mundschenk Dörr in Ludwigslust, so oft er sich verabschiedete.

In Harr'n und Sieg,

In Sturm und Krieg

der Deinige

Bolz, 3. März 67.

L. Reinhard.

Wahrscheinlich hat auf die oben angedeutete Flugschrift der folgende Brief Bezug:

Lieber Freund Fritz Reuter in Eisenach!

Hieneben mein armes Geschöpf; es ist so spät auf die Welt gekommen, daß es beinahe gar nicht gekommen wäre. Nun, Unglück, geh deinen Gang! Der nächste Versuch soll hoffentlich besser ausfallen; denn ich habe jetzt den Bischof von Paderborn in Arbeit, welcher in einem über 400 Seiten dicken, an die Protestantenten Deutschlands gerichteten Buche diesen Protestantenten die Haut voll gelogen hat

Seit einigen Wochen wieder hier. Das Entkommen von Bolz war nicht leicht. Alles war dort sehr lieb und schön, aber ich konnte nicht zum Arbeiten kommen. Dies soll hoffentlich in Coburg, wo ich eigentlich keine einzige Seele mein nenne, besser gelingen. . . .

An dem nämlichen Tage, wo ich hier wieder einrückte, ward Str. verhaftet — ob erweisslichen ausgezeich-

neten Betruges. Jammer schade um die schöne Menschenkraft, die in so schmachvoller Weise vor die Hunde geht! Ein fröhliches Fest und fröhlich gedeihende Capuletti! Besten Gruß an Luise Fritz Reuter!

Vorläufig bis zum Ton der letzten Trompete, welcher nach Dr. John Cumming, Hauptgeistlichen Ihrer Majestät der Königin von England, zwischen Herbst 1867 und Herbst 1868 ertönen und das Signal zum tausendjährigen Reich blasen wird,

Koburg, ich habe keinen Kalender,
1867.

der Deinige
L. Reinhard.

Doch wir müssen Abschied nehmen von dem urwüchsigen Brachtmenschen. Nur noch ein paar Zeilen zum Beschlüß, die so recht in wenigen Worten den alten Burschen kennzeichnen:

Vannig lieber Fritz Reuter!

Ein armer reisender Handwerksbursch. Weil ich das letzte Mal bei Dir war, machtest Du mir das freundliche, sehr schäzenwerthe Anerbieten, an Deiner bücherhaltigen Geselliusquelle in Berlin schöpfen zu dürfen. Der Nebel der Bescheidenheit, welcher bis jetzt alle ungestüm andrängenden Wünsche in dem Roben meiner Seele zurückgehalten hat, erweist sich als zu schwach und fliegt hiemit in die Lüste. Arthur Schopenhauers, des Philosophen, Werke sind schon seit Jahren, was sag ich? sind seit Jahren meiner Sehnsucht Ziel und Mainlinie gewesen. Wenn's also sich fügen wollte, möchtest Du gelegentlich das Nöthige veranlassen, auch es nicht für

Unverstand ästimiren, daß ein Proletarier, wie ich, sein ordinäres Gemach durch einen philosophischen Kronleuchter zu erhellen begeht.

Koburg, am Jahrestage der Schlacht bei Königgrätz 1867.

Aeußerst

der Deinige

L. Reinhard,

Dr. der Unverschämtheit.

- Zu Bolz bei seinem treuen, nun auch verblichenen Freunde Karl Müller ist er am 19. Juli 1877 gestorben (in demselben Jahre segnete „de olle Kaptain“ das Zeitliche) und auf dem Kirchhofe zu Ruchow begraben. Martin Müller, Karls Sohn und des Heimgegangenen Schüler, schreibt mir: „Es war Reinhards Sache nicht, Brieffschaften aufzuheben, und so werden auch die Reuterschen Briefe von ihm vernichtet sein.“ Jammerschade, denn die letzteren würden uns sicher weitere, interessante Einblicke in Reuters Verhältniß zu seinem originellen Landsmann und Busenfreund verstattet haben! Ist Reinhard doch derjenige gewesen, mit dem unser Dichter auf das Fleißigste korrespondierte, und dem er sein ganzes Herz öffnete.

Fritz Reuter selbst war vor seiner Uebersiedelung nach Thüringen noch am 19. Mai 1862 zum Besuch auf Bolz. Auf der Fahrt nämlich zum Pastor Lierow in Lohmen begriffen, traf ihn Karl Müller in Güstrow und bereedete ihn, anderen Tages herauszukommen; er werde schon dafür sorgen, daß Lierow auch dort sei. Stracks sandte nun der Gutsherr seine Equipage und ein Einladungsschreiben an Se. Chrwürden, worin er ihm mittheilte, Fritz sei ab Güstrow auf einem Einspanner bei ihm „angetuffert“, er

möge doch unter jeder Bedingung sofort erscheinen. So fand denn die erste Begegnung zwischen den beiden Männern statt. „Fritz rauchte stehend und höchst gemüthlich aus einer langen Pfeife“, — ich folge hier Lierows Erzählung — „als Karl mit großem Pathos uns vorstellte als den Dichter von der Tollense und den Dichter von „de Roth-Beel“, worauf wir uns ganz ehrbar, dabei aber voll Schelmerei, die Hände reichten und herzlich schüttelten. „De Roth-Beel“ ist nämlich ein unbedeutender Grenzbach an meinen Ländereien, und ich hatte zuweilen humoristische Korrespondenzen im Freimüthigen Abendblatt zu Schwerin drucken lassen unter dem Titel: „Vom rothen Bach“. Denn es hatte mich geärgert, daß dort immer allerlei Mittheilungen „von der Warnow“, „von der Wildenitz“, „von der Peene“ und wer weiß von was für inländischen Flüssen drin standen. Da wollte ich auch meine kleine Roth-Beel zu Ehren bringen, was mit Erfolg geschah, denn — ich erhielt sogar Honorar! — — Zu Bolz war es an jenem Tage köstliches Maienwetter, und Fritz las den Damen und uns (zu den uns gehörte auch Ludwig Reinhard) aus einem damals noch ungedruckten Manuscript vor, wodurch er uns, wie es ja seine Weise ist, bald zur höchsten Heiterkeit erregte, bald zum tiefsten Ernst herabstimmte. Wenn ich bei Ebert lese, daß Reuter seine Dichtungen selbst sehr schlecht vorgelesen habe, so protestire ich dagegen ganz entschieden. Er verstand es wohl, sie vorzutragen, wenn er eben in der Stimmung war. Und das war hier der Fall. — Nachher entwickelte mir Reuter noch seine Maxime, möglichst naturgetreu Alles zu malen und zu schildern. Er war ja ein guter und leidenschaftlicher Zeichner mit dem Stift, in unübertrefflichem Maße mit der Feder. — Der

Tag und der Abend verließen aufs Herrlichste, und ich kehrte erst spät heim. — Ich habe den lieben Fritz nicht wiedergesehen. Er lud mich zwar unterm ersten November 1863 von Eisenach aus ein, aber ich konnte in jenem Jahre eine so weite Reise nicht unternehmen. Später, am 22. August 1881, habe ich bei hellem Morgensonnen scheine einsam sein Grab besucht." —

Reuter hat nimmer seine Heimat vergessen. Noch dreimal zog es ihn von Thüringen aus nach seinem geliebten Lande Mecklenburg: im Januar und Februar 1865, Anfang Januar 1866 und zuletzt Weihnachten 1868 bis nach Neujahr 1869. Alle Stätten und Städte seiner Jugend- und Manneszeit hat er wieder betreten; zumal 1865 gleich seine Reise einem ununterbrochenen Triumphzuge. Indesß der Gefeierte war der bescheidene Mensch geblieben, der er stets gewesen, der gemüthvolle, gutgelaunte „leive Kierl“, dem besonders hier auf väterlichem Boden die Berühmtheit wie ein lästiger Kloß am Fuße nachhinkte. Entschlüpfte ihm doch eine Jugendgespielin mit den Worten: „Ne, ne, Fritz, ich kam fünft in de Bäcker!“ Sogar ein unschuldiger Spaß wurde ihm „verpurrt“. Ein junges Weib, das an Zahnschmerzen litt, kam ihm in den Weg. Als er die geschwollene Backe sah, stellte er, sich unbekannt wähnend, sich der Arzten als Zahnarzt vor und sagte: „Leiw lütt Wiesken, holl still, ich will Di helfen!“ Diese aber drehte sich um und antwortete, unter Schmerzen lächelnd: „Ne, Herr Reuter, dat kánt Sei nich; wenn man Dokter spelen will, möt man sín Bild nich in'n Ladenfinster ufhängen!“ — —

Sein Bild, Fritz Reuters Bild — war es uns schon früher bekannt, in diesen neuen Mittheilungen wird es, hoff' Gaedertz, Reuter-Reliquien.

ich, mit noch vertrauteren Zügen uns anblicken. Im hellsten
Lichte erscheint jedoch sein Wesen und sein Werden, sein
äußerer Lebensgang und sein geistiges Wirken, wenn wir
die folgenden Briefe lesen. Aus ihnen tritt uns erst voll
und ganz der liebenswerthe Mensch und unvergleichliche
Dichter entgegen, von welchem wir mit Goethe sagen
dürfen:

Die Spur von seinen Erdentagen
Wird in Aeonen nicht vergehn.

B r i e f e .

An Herrn Professor Jakob Grimm in Berlin.

Hochverehrtester Herr,

Durch einen jugendlichen Freund von mir, Herrn Richard Schröder aus Treptow, habe ich erfahren, daß Einiges von meiner plattdeutschen Schriftstellerei in Ihre Hände gekommen ist, und daß Sie nicht ungünstig über meine höchst mangelhaften Versuche geurtheilt haben. Von dem dichterischen Werthe meiner Produkte werde ich nichts sagen; ich bin nicht sehr stolz darauf, und was einmal darin liegen mag, ändern und bessern läßt sich da nichts; nur in der Wahl des Stoffes könnte ich später sorgfältiger zu Werke gehn; aber in Form, Ausdruck und in der Schreibweise, in der Wegschaffung von eingeschlichenen hochdeutschen Wendungen und Konstruktionen und in der Annäherung an alte unzweifelhaft plattdeutsche ließe sich noch viel thun. Ja, ich habe die Hoffnung, — wie ich es in der Vorrede zu der hiebei erfolgenden vierten Auflage meines Erstlingswerks ausgesprochen habe — daß auf diesem Wege eine gegenseitige Verständigung unter den plattdeutschen Dialekten wenigstens möglich ist. — Zwar hege ich nicht die kühne Meinung Anderer, daß die plattdeutsche Sprache nach so langem Schlaf im Stande sein wird, die hochdeutsche einzuholen, oder ihr gar vorauszueilen; aber wenn auch nicht, so achte ich es doch nicht für verlorene Mühe, ein Feld anzubauen, auf welchem selbst die hochdeutsche Sprache in späteren Zeiten manche goldene Lehre sammeln könnte.

Wenn Sie, hochverehrter Herr, sich die Mühe geben wollen, die hiebei erfolgende vierte Auflage meiner „Läuschen un Riemels“ mit den früher erschienenen zu vergleichen, so hoffe ich, daß Sie einen Fortschritt in sprachlicher Hinsicht finden werden; mehr noch dürfte dies in den beifolgenden wenigen Bogen eines noch im Druck befindlichen Buches der Fall sein, welches unter dem Titel „olle Kamellen“ in diesem Herbst erscheinen wird, und welches ich Ihnen, wenn Sie es erlauben, zu seiner Zeit vollständig zu über-senden die Ehre haben werde.

Sollte der in der Vorrede von mir angedeutete Weg zu einem allgemeineren Verständniß Ihren Beifall finden, und sollten Sie in den wenigen angelegten Druckbogen trotz der vielen Inconsequenzen einen Fortschritt in dieser Richtung erkennen, so bitte ich Sie, mir Ihre freundliche Anerkennung nicht versagen zu wollen und mir zu erlauben, dieselbe als empfehlendes Vorwort meinem neu erscheinenden Buche vordrucken zu lassen.

Ich weiß, es ist dies ein starkes Verlangen, und rüttete ich meine Bitte in eignesüchtiger Absicht an Sie, so würde ich mich meiner Unbescheidenheit schämen müssen; da dieselbe aber aus dem heißen Wunsche hervorgegangen ist, der Zerfahrenheit in der plattdeutschen Literatur zu steuern, so werden Sie mich in Ihrer großen Güte gewiß entschuldigen, wenn ich die mächtigste Hülfe und gewichtigste Autorität in aller Bescheidenheit anspreche.

Mit der tiefsten Verehrung und den lebhaftesten Wünschen für Ihr Wohlsein

Ihr

Neubrandenburg d. 22 ten Sept. 1859.

ergebenster

Fritz Reuter.

An Herrn Dr. Julian Schmidt in Leipzig.

Hochgeehrtester Herr,

Wenn ich einmal Gelegenheit hätte, Ihnen von Mund zu Mund meine Dankbarkeit auszudrücken, so fürchte ich, würden Sie mich für einen überaus exaltirten Menschen halten, der ich jedoch für gewöhnlich nicht bin. — Sie haben durch Ihre freundliche, vielleicht von meiner Seite nicht in so hohem Maße verdiente Beurtheilung meiner letzten schriftstellerischen Leistungen zwei Herzen in die lebhafteste Freude versetzt, das Herz meiner Frau und mein eigenes. Wir zählen nicht mehr zu den Jungen und die gewöhnlichen Erscheinungen im Menschenleben gehen so ziemlich ohne besondere Eindrücke an uns vorüber; aber eine solche Anerkennung und von solchem Manne hat eine Freude in unserer engen Häuslichkeit verbreitet, die ich nur voll dem Spender derselben eingestehen mag. — Wirklich ergötzlich war es, wie wir umschichtig mit dem in Ihrem Artikel ausgesprochenen Tadel übereinstimmten: ich mußte Ihnen in der Beurtheilung des Gedichts von dem „Eibom“ durchaus bestimmen, denn das Ding ist wirklich „gemacht“ — ich weiß es, denn es hat mir Mühe gemacht — und auch darin mußte ich Ihnen vollkommen Recht geben, daß kein Schmidtgeselle in Mecklenburg so ein Lied singen würde; meine Frau dagegen triumphierte mit Ihrer Ausstellung der Mahlschiffsgeschichte, die sie von vornehmerein für unpassend gehalten hat. — Aber auch mit Ihrer Einschränkung der plattdeutschen Literatur auf Stoffe des Kleinbürgerlichen Lebens, so wie auch mit der Ansicht, daß das Plattdeutsche nie wieder Schriftsprache für Norddeutschland werden darf und kann, erkläre ich mich einver-

standen. Und daß dies Letztere nicht der Fall sein wird, glaube ich durch meine eigene Erfahrung nachweisen zu können: schon während meiner Lebenszeit hat der Gebrauch des Plattdeutschen bei uns ganz auffallend abgenommen, namentlich gilt dies von den nördlichen preußischen Provinzen, wo durch Militär- und Beamten-Verteilung das Hochdeutsche bis in die untersten Volksklassen gedrungen ist. Ich bin den sanguinischen Hoffnungen der Plattdeutsch-thümler stets entgegengetreten und werde es immer, trotzdem, daß ich die Sprache recht von Herzen lieb habe. — Also noch einmal den innigsten Dank für Lob und Tadel!

In dem beifolgenden Packete übersende ich Ihnen meine früheren Schriften; leider werden Sie dieselben nicht so gut lesen können, als die Ihnen bekannten, weil ich anfangs eine sich an die Aussprache hiesiger Gegend anlehnende Orthographie befolgte. Dies gilt namentlich für „Reiß' nah Belligen“ und „Kein Hübung“. — Das zuletzt genannte Buch hat von allen meinen Schriften das wenigste Glück gemacht, und das ist begreiflich, da es einen sehr faulen Theil unserer mecklenburgischen Verhältnisse behandelt, von dem unsere Besitzenden indessen sehr erbaut sind, und in ihnen die Hauptstützen ihres Schlendrian-Regiments sehen. — Die beiden Theile „Läuschen un Riemels“ sind am meisten in's Volk gedrungen, welches bei'm gänzlichen Mangel eines ernsten politischen Lebens einen vorwiegenden Geschmack für dergleichen Schwänke zeigt. — Aus der „Reiß' nah Belligen“, die im nächsten Jahre in vierter Auflage erscheinen dürfte, denke ich durch vollständige Umarbeitung etwas Betteres zu machen; so, wie sie jetzt ist, ist sie auf einzelnen Stellen langweilig, auf andern zu roh und in ihrer Komik zu derbe. — Augenblicklich schreibe ich den

zweiten Theil von „olle Kamellen“, mehrere kleine Geschichten und dazu eine größere „ut mine Festungstid“.

Leben Sie recht wohl und bewahren Sie mir Ihre freundschaftliche Gesinnung; ich will das Meine thun, um Ihrem gütigen Urtheile keine Schande zu machen.

Mit vorzüglichster Hochachtung

Ihr

Neubrandenburg
d. 20st. März 1861.

Fritz Reuter.

An denselben.

Mein lieber, guter Dr. Julian,

Endlich sind wir wieder in der Heimath, endlich sind die nothwendigsten Correspondenzen und laufenden Geschäfte abgethan und die Freunde und die herzlichste Erinnerung an sie kommen an die Reihe. Vorgestern haben wir viel nach Leipzig zurückgedacht, es waren grade 8 Tage, seit wir Abschied genommen. Da sind denn von uns die ernstlichsten und hoffnungsvollsten Pläne zur Wiedervergeltung der Gastfreundschaft gemacht worden. Meine Frau hat mich ein über das andere Mal versichert: Du sollst sehen, sie kommen, sie haben es mir ja fest zugesagt, und ich antwortete darauf: Das walte Gott! Denn Sie müssen wissen, daß ich das Turnfest in Berlin theilweise mitgemacht habe und mich nun der Turnvater Jahnischen Sprechweise befleißige.

In den nächsten Tagen geht für Sie durch Brünslows Buchhandlung ein Paket ab, enthaltend: Meine opera omnia, für Ihre liebe Gattin bestimmt, auch meine dramatischen Sünden, denn man soll seinen besten Freunden

seine Schwächen nicht verhehlen; außerdem noch Polterabendscherze, zum größten Theil das Erste was ich geschrieben habe, auch ein ungedrucktes Manuscript: „Die drei Langhänse“, ferner „En poar Blaumen“ von der unglücklichen Wuthenow und dann Claus Groths Briefe über Plattdeutsch und Hochdeutsch mit meiner Erwiderung. Außerdem sendet Ihnen für die Grenzboten mein Freund der Pastor F. Voll einen Aufsatz über Zahn's Universitätszeit und seine ersten Turnanfänge, der, wie ich fürchte, seinen Unbetern in Etwaß die Augen öffnen dürfte, namentlich was das „Fromme“ in seinem Wahlspruch betrifft.

Als wir von Ihnen Abschied genommen hatten, reisten wir, wie Sie wissen, nach Berlin und haben dort noch den einen Tag des Turnfestes mitgemacht. Trotz vieler Thorheiten, die sich hauptsächlich in der schrecklich übertriebenen Anzahl von patriotischen Reden breit machten, hatte das Fest einen Zukunft verheißenden Charakter; Federmann war davon überzeugt und das Berliner Publikum war vollständig in Enthusiasmus. Als alter Turner schloß ich mich meinen Landsleuten an und machte den Auszug mit, wurde aber fast arg dafür gestraft, weil ich mit der Turnerschaar zuerst $2\frac{1}{2}$ Stunde in Sturm und Regenschauern auf der Straße stehen mußte — wahrscheinlich so vom Vorstand angeordnet, um den passiven Widerstand der Leinwandhosen gegen die Witterung zu prüfen — und darauf durch die Umstände gezwungen wurde, zu Ehren des Turnvaters in der Hasenhaide einen Dauerlauf mit zu machen. Ich gebe Ihrer lieben Gattin die vollste Erlaubniß, mich wegen meiner leichtenfüßigen Anstrengungen auszulachen, zumal da meine Gelenkigkeit nicht allein mir selbst, sondern auch dem Publikum höchst komisch

vorkam. — Meine armen Landsleute waren im Programm vergessen und mußten sich den Nachbarn (Schleswig-Holsteinern) anschließen, wodurch viel unverdiente Ehren an sie kamen, die nur sehr verlegen von ihnen aufgenommen werden konnten. Das sogenannte Mittageessen bei Kroll machte ich und — was sagen Sie? — auch meine Frau mit, die auf diese Weise in der allgemeinen Verbrüderung mit einbegriffen und eine Art von Turnschwester geworden ist; aber vor jenem Theile des Festes, in welchem die Turner auf Staatskosten nach Spandau gebracht wurden, wo für ihre Aufnahme freundlichst Sorge getragen war, bedankte ich mich, da ich dies schon früher einmal durchgemacht hatte und zu abergläubisch bin, um mit einem so bedenklichen omen Scherz zu treiben. Im Gegentheil, ich reiste schleunigst ab. — Es ist viel geredet und viel Bier consumirt worden; aber es war doch ein schönes Fest und seine Wellen sind sogar über unsfern conservativen meßlenburgischen Wall geschlagen, wenigstens sind schon 2 von unsfern Stockreactionairen, ein Director des hiesigen Gymnasiums und ein Arzt, hier bei mir gewesen und haben von nothwendigem Fortschritt, von Berechtigung der demokratischen Partei und Unhaltbarkeit hiesiger Zustände gesprochen. — All Gott hilft! (auch Kleinigkeiten helfen weiter.) — Für mich war nur das Eine störend, ich meine die schrecklichen Uebertreibungen, die man sich in Bezug auf den Turnvater zu Schulden kommen ließ. — Maßmann war etwas sehr verlegt, weil man die Alten in den Hintergrund gedrängt hatte; ich traf ihn grade, als er ein Gedicht verarbeitete, in welchem er seiner Empfindlichkeit Worte lieh; er hat es auch vorgetragen, aber keinen großen Eindruck damit gemacht; überhaupt waren die Reden sehr

schwach, die beste war die von dem Bürgermeister Hedemann. Ein Landrath aus Westphalen kam gar auf den Einfall, kleine Körnersche Lieder zu deklamiren, worin er denn zum Schluß noch vollständig stecken blieb, weil ihm das Gedächtniß ausging. — Grimm, den ich besucht habe, hat sich bei der Festlichkeit nicht betheiligt, obgleich man es vermutete und hoffte.

Das war Berlin und nun Neubrandenburg. Alles bei'm Alten und das ist gut! Die alte Gewohnheit ist mir so recht mütterlich entgegengetreten und hat ihre Arme geöffnet, daß ich, müde vom schönsten Genusse, an ihrer Brust ausruhen soll. Und dabei tönt ein elegischer Nachhall durch meine Stimmung, wie er uns überkommt, wenn vor unsren Augen ein schönes Stück mit liebenswürdigen Menschen über die Bühne gegangen ist; Melodien klingen in uns fort und glänzende Dekorationen schließen den Blick in die Ferne ab. Und zu diesen lieben Menschen gehören vor allen die Freunde im Lurgensteinschen Garten zu Leipzig, gehört der alte Prof. Wachsmuth mit der kleinen legitimirten Cousine und Dr. Busch. Sie glauben nicht, mit welcher wahren Herzensfreude wir an den Leipziger Tag denken, täglich wird der liebenswürdige Inhalt desselben von uns recapitulirt und sein Faden von Leipzig nach Neubrandenburg weiter gesponnen, so fest, daß wir nicht zweifeln, Sie an demselben zu uns herüberziehen zu können.

Während ich an diese fröhliche Zukunft denke, sind meine Gedanken mit mir spazieren gegangen; ich ertappe mich so eben über allerlei Pläne und über die Beantwortung der Frage: Was wir Ihnen denn eigentlich außer unserer Freundschaft sonst noch bieten können? Und da

findet sich denn so Mancherlei, an welchem Ihr reger Geist Interesse gewinnen könnte. Machen Sie sich nur für's Erste mit der Unabweislichkeit dieser kleinen Reise ganz vertraut, das Andere findet sich.

Bis auf Weiteres unterhalte ich mich mit Ihnen durch das Medium Ihrer Literatur-Geschichte und will darüber nur sagen, daß Sie mein Schulmeister werden sollen, und daß ich das Schulgeld in voller, klingender Münze der herzlichsten Dankbarkeit berichten werde. Außerdem liegen Otto Ludwig's Schriften schon auf meinem Tische und Shbel's Revolution ist bei'm Buchhändler bestellt.

Meine Frau hatte so viele häusliche Geschäfte, darum habe ich meinen Brief noch einige Tage zurückhalten müssen, eben so wegen des noch nicht eingelaufenen Böllschen Manuscripts. Der Pastor Böll sagt mir so eben, wenn die Probe aus der Jahnischen dissertatio Ihnen zu stark wäre, so möchten Sie dieselbe fortlassen. Damit Sie aber Alles bald erhalten, ziehe ich die directe Sendung der buchhändlerischen vor.

Nun, mein freundlicher Dr. Julian, ein herzliches Lebewohl und die besten Grüße an Ihre liebe Gattin und Schwester!

Ihr

Neubrandenburg
d. 18t. August 1861.

Fritz Reuter.

„Zwischen Himmel und Erde“ ist wunderschön, aber ich fühle, daß ich, um den rechten Genuss davon zu haben, es zweimal lesen muß.

An Herrn Pastor Pierow zu Lohmen.

Mein lieber Bruder,

denn die Brüderschaft nehme ich von Herzen an und werde mich zeilebens als Dein brüderlicher Freund zu betrügen suchen für die wohlwollenden Gesinnungen, die Du in bösester Zeit gegen mich gehegt hast. — Freilich sind mir die in Deinem Briefe beregten Beziehungen gänzlich aus dem Gedächtniß gekommen. Es ist möglich, daß mir Glaesel von Deiner freundlichen Absicht gesprochen hat; aber wenn es der Fall gewesen ist, so muß ich bekennen, daß ich in jener Zeit zu sehr in der wilden Gähre gewesen bin, um deren wohlwollende Güte zu würdigen. — Es waren jene Tage der wildeste Abschnitt meines Lebens und erst auf der verdamten Haus- und Stadt-Bogtei gingen mir die Augen auf; und was nachher kam, weißt Du. — Ich habe schon längst über jene verhängnißvolle Zeit und ihre bitteren Folgen einen dicken Strich gezogen und hoffe, daß mein nächst erscheinendes Buch „Ut de Festungs-Tid“ Dir zeigen wird, wie gut ich die herben Jahre der langjährigen Haft verwunden habe. — Ich hatte Schuld — wiewohl eine andere, als mir das Kammergericht in Berlin aufgebürdet hat — und mußte dafür büßen. — Gottes Wege sind wunderlich — wie Du weißt — und wenn ich nicht auf die Festung gekommen wäre, säße ich jetzt höchstens als Bürgermeister in einer kleinen mecklenburgischen Stadt und ärgerte mich über Ausschüßbürger und Viertelsleute, während ich jetzt als Poet — sei er schlecht oder gut — frei und ohne Verdruß mit meinen Freunden herzlich in die Welt hineinlache; mich hat die Noth zum Dichter gemacht, wäre ich von Jugend auf mit dem, was die Leute

Glück nennen, gesegnet gewesen, ich wäre ruhig in aller Wohlhäbigkeit mit der Welt fortgeduselt und hätte die hohe Freude eigenen Schaffens entbehrt. — Der liebe Gott hat es gut mit mir im Sinne gehabt, und ich danke ihm durch völlige Zufriedenheit mit meinem Los.

Aber ich fange an dem Prediger zu predigen und Eulen nach Athen zu tragen. Du wirst gewiß am besten wissen, wie bedingend das vergangene Schicksal auf das zukünftige, auf Charakter und die Entwicklung einzelner Seelenkräfte einwirkt; und darin stimme ich mit Euch, Priestern, durchaus überein, daß aus Leid Freude, aus Unruhe Ruhe geboren wird, sobald Einer nur im Stande ist, den in Leid und Unruhe wallenden Haß zu bewältigen, was bei mir leider doch nicht so ganz vollständig der Fall ist, weshalb ich mich dann auch noch immer bescheidenlich als etwas Werdendes betrachte.

Also der Schneider K aus Stavenhagen hat Dir einen Gruß von mir gebracht? Ja, Ihr guten Gotteswörter vom Lande, Ihr seid die wahren Lämmlein der Heerde, die von den Kindern dieser Welt geschoren werden! Der Kerl ist ein Gauner, er hat mir keinen Gruß von Dir gebracht, und ich habe ihm daher auch keinen Gegengruß aufgetragen. Er wird sich auch wohl hüten, denn — gestehe ich es Dir nur ein — ich gehöre auch zu den geschorenen Lämmlein; ich habe ihm auch einmal einige Thaler in früheren Jahren gepumpt. — Dieser Schneider! Paß auf! Der Kerl kommt wieder, dies Grüßetragen wird ihm gefallen haben. Dann aber sei so gut und grüße ihn vielmals von mir.

Deinen Brief an „Lurwig Reinhardtien“ habe ich fördersamst abgesandt, weiß mir aber aus den den Auftrag begleitenden Worten keinen Vers zu machen.

Ueber Deine freundliche Einladung habe ich viele Freude gehabt und werde mir dieselbe ad notam nehmen; es wäre möglich, daß ich in diesem Sommer eine kleine Fußreise durch die heimischen Gau^e mache, nach Bolz und von dort nach Parchim, wo Du mir dann schön zur Hand liegen würdest.

Mit meinem herzlichsten Gruß
Dein

Neubrand. d. 5ten März
1862.

Fritz Reuter.

An Herrn Dr. Julian Schmidt in Berlin.

Mein vortrefflicher Freund,

*Πως τ' αριστώ, πως τον προσπτυξομαι αὐτον?** — Accente lasse ich weg, weil ich mich damit blamiren könnte. — Wie soll ich Ihnen für Ihre fortdauernde Freundschaft

*) Eine Lieblingsreminißenz aus Reuters Lektüre von Homers Odyssee. Hier spricht (Gesang III, 22) Telemach zur Athene, die unter Mentors Gestalt mit ihm nach Pylos geht:

Μέντορ, πῶς τ' ἄρειστώ, πῶς τ' ἄρει προσπτυξομαι αὐτόν; Dieses „geflügelte Wort“ verwendet Reuter noch einmal in einem Briefe an Bisbert von Vincke (9. Nov. 1865): „Wie soll ich nun gehn, wie ihn anreden?“ — Fritz Reuter war kein gelehrter Mann, wollte auch nicht dafür gelten; aber es kitzelte ihn doch, mitunter Brocken seiner Schulweisheit zum Besten zu geben, auch in seinen Schriften.

So citirt er in der „Stromtid“ dieses sein Lieblingsdiktum (Theil II, Kapitel 19). Der gelahrte Rektor Baldrian führt es hier im Munde. „Aber nun“, hei gung up Bräsigien los, „πῶς τ' ἄρειστώ, πῶς τ' ἄρει προσπτυξομαι αὐτόν; auf Deutsch: wie soll ich Sie anreden, Herr Inspektor?“

danken? Nicht allein Ihre Anerkennung, nein grade Ihr Tadel, der selbst nach meiner doch gewiß etwas eigenliebigen Meinung fast immer das trifft, was ich mir bei ruhiger Ueberlegung selbst sagen muß, macht mir Ihre Freundschaft so werth, und sein Sie versichert, daß, wo's nur immer gehen will, ich denselben thätlich beherzigen werde. Merkwürdig ist mir aber die enorme Sicherheit, mit der Sie bei Ihrem Lobe stets die Stellen getroffen haben, die ich mit Vorliebe gearbeitet habe. — Ich hatte gehofft, Ihnen mit dem nächsten Briefe schon meine Festungsgeschichte zu senden zu können; aber mein Verleger läßt der bevorstehenden Ostermesse wegen so langsam drucken, daß ich bis zur Beendigung des Druckes mit meinem herzlichen Danke nicht an mich halten kann. — Jetzt habe ich etwas Größeres, wenigstens Umsänglicheres in Arbeit: „ut mine Strohmtid“ — Strohm ist Spitzname für Landmann — in welchem ich an bestimmten Typen unsers landwirtschaftlichen Lebens eine Schilderung der Hauptart in meinem Vaterlande versuchen werde. Das Ding soll in der politisch unschuldigen Zeit vor 48 beginnen und zum Schluß dies verhängnißvolle Jahr als Hintergrund erhalten. — Fürchten Sie jedoch nicht, daß ich mit Freiheitsphrasen, Barrakadenkämpfern und halbverdau'ten politischen Ansichten in's Geschirr gehen werde; ich denke, mir bei dem allerdings theilweise beabsichtigten tragischen Ausgang der Geschichte den Humor zu bewahren und den höchst peinlichen Unverständ der damaligen Zeit, sowie auch die feige Nachgiebigkeit der andern Seite durch denselben genießbar zu machen. — Wenn ich nun noch die Grüße meiner Frau an Sie und die Ihrige mit meinen eigenen zusammenpasse und hiemit übersende, auch von unserm Wohlsein die beste Nach-

• in's Geschirr gehen werde; ich denke, mir bei dem allerdings theilweise beabsichtigten tragischen Ausgang der Geschichte den Humor zu bewahren und den höchst peinlichen Unverständ der damaligen Zeit, sowie auch die feige Nachgiebigkeit der andern Seite durch denselben genießbar zu machen.

richt gebe, so wissen Sie, wie's bei uns aussieht — also genug davon und zu Ihnen!

Mit einem Redacteur einer großen politischen Zeitung muß man von Politik reden — und sollt's auch nur ein Stammeln sein. — Was Sie über unsere dermaligen Zustände denken, lese ich täglich in Ihren Leitartikeln; aber, obgleich Ihr Blick in keine rosenrothen Gefilde der Zukunft schaut, ich sehe die Sache doch noch schwärzer an, und leider muß ich berichten, daß meine Bekannten in Pommern mich wo möglich darin noch hinter sich lassen. — Wie ich höre, will der Graf Schwerin sich in Anklam wieder für die Wahl aufstellen lassen; aber man spricht sogar die Befürchtung aus, daß dieselbe zweifelhaft sein dürfte. Ich wollte, er unterließe diesen Schritt, weil ich wirklich viel von ihm halte; die Wiederwahl und seine Anwesenheit in der nächsten Kammer würde ihn jedenfalls in ein Dilemma bringen. Was ich Ihnen einst über Mecklenburg schrieb, daß es bei uns nur Feudale und Radikale gebe, gilt, allerdings mit einer günstigen Modification, auch für Pommern, der politische Sinn ist auch dort noch nicht so geschrägt, daß er sich zwischen den beiden Extremen mit Festigkeit bewegen könnte. — Wer nicht feudal ist, muß radikal werden — schon aus Furcht, daß die Gegenpartei sonst siegen würde.

Aber wie fühlen Sie sich persönlich in diesem politischen Treiben? und lassen Sie mich hinzusehen — in Ihrer schwersten Aufgabe? Der Artikel in Ihrem Blatte, in welchem Sie die Schwierigkeit für Ihre Partei hervorhoben, sich nach rechts und links vertheidigen zu müssen, nach hinten und vorn, traf mit meinen Befürchtungen für Ihr persönliches Wohlergehen zusammen. Ich freue mich

allerdings darüber, daß Sie es Ihren Gegnern gut eintränken und wacker um sich beißen; kann mich aber des Gefühls nicht erwehren, daß Sie in diesem ewigen Kampfe leiden müssen. — Nehmen Sie diese Bemerkungen als die Besorgniß eines ehrlichen Freundes auf, der einer Stellung, wie Sie sie inne haben, zu ferne steht, um nicht einmal einen dummen Schnack zu thun. Caeterum censeo: werfen Sie einmal Ihre verdrießlichen Geschäfte beiseite, lassen Sie einmal „Ihr Mädchen für Alles“ Ihre Geschäfte wohl oder übel besorgen und erholen Sie sich einmal hier bei Ihren Freunden.

Sie und Ihre Frau haben gewiß keine besseren und herzlicheren, als

Ihren

Neubrand. d. 26. st. März
1862.

Fritz Reuter.
Luise Reuter.

Lassen Sie für Ihr Blatt besser Correctur lesen!

Ich schicke diesen Brief durch die Adresse der Zeitung, da ich von Fr. v. Buddenbrock erfahren, daß Sie einen Wohnungswchsel vorhatten.

An denselben.

Bad Elgersburg d. 28sten Aug. 62.

Lieber Dr. Julian,

Eine der schlimmsten Situationen für einen Briefschreiber ist gewiß der Aufenthalt in einer Kaltwasseranstalt; wenn man glaubt Zeit genug zu haben, in die Ferne zu plaudern, dann steht ein abscheulicher Kerl mit

9*

einem nassen Laken hinter Einem und klatscht Einem das über den Kopf, oder schiebt Einen unter die douche, oder stürzt Einen in einen Kübel eiskalten Wassers und entzieht Einem das Quantum Wärme, was nothwendig zum Schreiben an einen Freund gehört. — So geht's mir in der letzten Zeit. — Es ist ein jämmerlich Leben mit diesem ewigen Kaltwerden und Warnlaufen, mit diesem Sauremilchessen und Wassertrinken — aber — wie der Entspekter Bräsig sagen würde — gut iss's doch! — Ich schicke Ihnen hierbei mein neuestes opus, an welchem Sie alle Ursache zum Tadel finden werden. Ich finde das selbst, es ist nicht aus einem Holze, ist bald zu langweilig und bald zu kurzweilig, und wo ich wirklich den Humor recht hätte spielen lassen können — in Däms —, da mußte ich ihn aus Rücksicht auf die Ueberlebenden unterdrücken. Nehmen Sie's gnädig auf. — Für heute muß ich schließen; ich bin todmüde, habe in Folge der Wasserpanscherei zwei Nächte nicht geschlafen und in fünf Minuten steht der Wassergeist mit dem nassen Laken wieder hinter mir. Meine Frau ist bei mir und läßt grüßen. Wenn wir zurückkehren — das Wann läßt sich noch gar nicht bestimmen — sprechen wir in Berlin bei Ihnen vor und nehmen Sie dann gleich mit nach Mecklenburg.

Mit herzlicher Freundschaft

Ihr

Fritz Reuter.

An Herrn Hofmaler Professor Schlöpke in Schwerin.

Lieber Schlöpke, Dich zu grüßen,
Greif ich nach dem Schreibgesieder,
Und ich grüß Dich tausend Male
Und ich grüß Dich immer wieder!
Nicht der Uebermuth des Habers
Sticht mir durch Geblüt und Därme,
Sondern nur der Wunsch, daß ich die
Alten Knochen mal erwärme.
Will in der Natur mal leben,
Mal an ihren Brüsten saugen,
Nicht in Frack und Ueberzieher,
Nein, in blanken Hemdesmaugen.
Will mich strecken mal behaglich
Unter grüner Waldesdecke,
Und dort ruhn, sonst geh' ich wahrlich
Vor der Zeit noch um die Ecke.
Will, auf Felsen sitzend, nieder
In die grünen Thäler schauen
Und mein Mittagbrot im Freien
Und mit Lust gesund verdauen,
Darum aber die Geliebte,
Mein „oll Meckelnborg“ nicht meiden,
Denn für ein paar kurze Jahre
Will ich mich nur von ihr scheiden.
Dir indessen, Holdgeliebter,
Rath ich tüchtig los zu malen;
Hinstorff, unser guter Engel,
Wird's Dir baar und blank bezahlen;

Oder sonst, Du edler Künstler,
Faulenz' immer fleißig weiter! —
Nimm die Grüße meiner Frauen
Und denk oft an Deinen

Reuter.

(Sommer 1863.)

An Herrn Pastor Pierow zu Lohmen.

Lieber Bruder,

Du sollst Dich nicht wieder über Schweigsamkeit von meiner Seite beschweren, und wenn ich in derselben Stunde, in der ich Deinen Brief erhielt, auch sogleich die Feder zur Hand nehmen soll. — Für Deine freundlich urtheilenden Worte sage ich Dir meinen herzlichen Dank und nehme dieselben mit derselben ehrlichen Treue an, mit der sie geboten sind. — Der Hauptzweck Deines freundschaftlichen Schreibens scheint mir aber die Erfundigung nach meinem Wohlbefinden hoc in loco zu sein, und da will ich Dir dienen: es ist hier prächtig und prächtig habe ich es hier getroffen mit Wohnung, Umgang und Unterhaltung; kurz Alles, was des Menschen Herz freundlich anregen kann, ist hier mit vollen Händen ausgestreut, und ich lange dreist zu, mir mein Theil zu Herz und Gemüth zu schlagen. Ich bewohne in einem ganz neuen, sehr geschmackvollen Hause die belle étage, deren Räume für mich und meine Bedürfnisse eigens erbaut scheinen. Das Haus liegt am Fuße der Wartburg in einem hübschen Garten, nicht allzu weit von der Stadt auf einer Anhöhe, von der aus ich

über die Stadt hinwegsehe. Der Fußweg zur Burg führt an meiner Gartenpforte vorüber und giebt mir Gelegenheit, jährlich circa 30,000 Fremde vorüber pilgern zu sehen, von denen ich mein gut Theil in Empfang nehme; denn es sind seit Johannis bis gestern 93 Personen bei mir zum Besuch gewesen. (Meine Frau führt Buch darüber.) Bekannte und Unbekannte, Berühmte und Unberühmte haben mich hier aufgesucht. — Mein alter Kaptain aus der Festungszeit ist einige Tage hier gewesen, der alte Prof. Wachsmuth aus Leipzig, der Maler Otto Speckter aus Hamburg, Prof. Ullrich aus Hamburg, Emil Balleske, Director Lehmann aus Marienwerder, Staatsrath Freiherr von Rössing aus Hannover, Prinzeninstructor Prof. Rossmann aus Meiningen, Hoffmann von Fallersleben, Professor Anschütz aus Halle, Hermann Grimm, der Sohn Wilhelms, mit seiner Frau Gisela von Arnim, der Tochter Bettinas, überhaupt fast Alle mit ihren Frauen — und dann eine Menge alter Studiengenossen, die ich sonst nie wiedersehen können. Da ist denn manch schöner Tag in heller Freude hingebracht worden, und vom Arbeiten war nicht viel die Rede; aber nun kommt der Winter und es wird stiller um uns her, und dann wird ja auch wohl die Arbeit wieder schaffen. Hier in der Stadt habe ich absichtlich keine Bekanntschaft gesucht, um mich freier zu erhalten. Nur mit zwei Familien bin ich in Verührung gekommen und ein einzelner Freund ist bei mir Hausfreund geworden: der Prof. Koch, ein liebenswürdiger Gelehrter. Du siehst, die Berichte Deiner jungen Freundin sind mehr als aus der Lust gegriffen; sie kann natürlich nicht dafür. — Außerdem habe ich in Leipzig viele Bekanntschaften gemacht: Auerbach,

Waldmüller (Dubocq), Müller von der Werra, mit G. Freytag war ich schon früher befreundet; von den Politikern führe ich nur Schulze-Delitzsch an. Bei Fried. Rückert bin ich in Coburg gewesen; der alte Herr nimmt sonst keine Besuche mehr an, ich bin stolz darauf, daß er mit mir eine Ausnahme mache. — Heute geht mit Deinem Briefe der letzte Correcturbogen des 2t. Theils Stromtid ab, und in den dritten, letzten, habe ich auch schon den Fuß gesetzt. — Dein Brief an Reinhard wird sogleich besorgt werden, ich habe mit dem alten Burschen einen kleinen Ausflug nach Kloster Banz in Baiern gemacht. — Meine Frau grüßt Dich und Deine Frau, und ich bin so frei, dasselbe zu thun. Wenn Du Müllers siehst, so bestelle meine herzlichsten Grüße.

Nun lebe wohl, mein alter Freund, und besuche mich doch hier mal, die Gegend ist es werth, wie Du weißt.

Dein

Fritz Reuter.

Eisenach d. 1st. Nov.

1863.

Heute wird in der Schloßkapelle der Wartburg das Reformationsfest gefeiert. Meine Frau ist oben, ich befand mich nicht darnach. —

Wenn ich nicht immer so prompt schreibe, mußt Du's verzeihen; meine Correspondenz hat schreckliche Dimensionen angenommen.

An Herrn Dr. Julian Schmidt in Berlin.

Mein lieber Doctor Julian,

Wenn Sie zu Johannis vielleicht erfahren haben, daß ich mit meiner Frau durch Berlin gereist bin, ohne Sie zu besuchen, so werfen Sie keinen Stein auf mich, ich hatte so viel mit Umpackung meiner Sachen, mit Zoll und allerlei weitläufigen Scherereien zu thun, daß ich Gott dankte, Berlin im Rücken zu haben. — Jetzt endlich bin ich im Stande, Ihnen den 2t. Theil der Stromtid zusenden zu können, die Verzögerung ist alleinige Schuld meines lieben Verlegers . . . Und Ihre allgemeine Zeitung geht zu Neujahr richtig ein? — Bleiben Sie dann in Berlin? oder rücken Sie dann wieder nach Leipzig in unsere Nähe? — Schreiben Sie mir darüber ein paar Zeilen, auch darüber, ob Ihnen der 2t. Theil so gut gefällt, wie der erste.

Wir leben hier sehr glücklich, und keine Stunde ist es uns Leid geworden, Eisenach zum Wohnort gewählt zu haben. — Eine wunderschöne Natur und den freundlichsten Menschenverkehr haben wir hier gefunden — die eingeborenen Ilsenäker ausgenommen, mit denen wir nur durch 2 Familien und einen Junggesellen in Verbindung stehen. Viele Fremde haben uns besucht, darunter auch unser alter Freund Wachsmuth mit 2 Nichten. — G. Freytag habe ich auch schon wiedergesehen, er war wohlauß, als er mit mir nach Leipzig zum Nationalverein reisete. — Wann sehn wir Sie mit Ihrer guten, lieben Frau, meiner herzlichen Freundin, einmal bei uns? — Sie sollen Ihr blaues Wunder sehn, wie schön wir hier wohnen und was wir

für ein kleines wohnliches Zimmer für unsere besten Freunde haben. Nicht wahr, wenn Sie mit der verdrießlichen Redaction abgefunden sind und das Bedürfniß der ländlichen Erholung fühlen, dann besuchen Sie das Reutersche Ehepaar und streifen mit demselben auf den Bergen umher; Kindergeschrei soll Ihnen den Aufenthalt nicht verleidern. — Ich arbeite jetzt sehr fleißig an dem letzten Theil der Stromtid und hoffe denselben vor Ostern gedruckt zu sehn; ich bin jetzt grade in der Schilderung des Jahres 1848 begriffen, wie's sich in den kleinen Städten machte; es macht mir viel Spaß, dasselbe in heiterer Weise zu recapituliren.

Verzeihen Sie, daß ich Sie mit der Besorgung des inliegenden Briefes und des einen Exemplars beschwere, aber ich wußte nicht, ob die Frau Professor Grimm noch in der Linkstraße wohnt. — Ihrer freundlichen Frau die herzlichsten Grüße von uns beiden und die Zusicherung des Pflichtexemplars, sobald es gebunden in meinen Händen ist.

Mit freundschaftlichem Lebewohl

Ihr

Eisenach d. 17^t. Nov.
1863.

Fritz Reuter.

An den Abgeordneten Herrn Dr. Friedrich Henneberg
in Gotha.

Lieber Friße,

Hiebei ein Buch für Deine liebe, hochverehrte Frau, es ist von mir ausdrücklich zum Dankopfer bestimmt für

die Erlaubniß zu Rauchopfern, die sie mir in ihren schönen Räumen abzuschmauchen gestattete. — Die brandrothe Farbe des Umschlags soll symbolisch die Gluthflammen des Dankopfers darstellen. Also! grüße sie auch von mir; sie ist doch eine liebe, freundliche Frau, wenn sie auch ohne Veranlassung, aus freier Faust mit Kaffeegeschirr nach ihren Gästen wirft. — Ich habe eine Idee, nimm dieselbe in Deinen Anwaltshuß, denn die Dinger fangen schon an bei mir knapp zu werden: was meinst Du? Ich habe hier noch eine hübsche Anzahl Exemplare von einem Theil meiner opera (neuester Auflage), die ich gewöhnlich an Freunde zu verzetteln pflege; da nun aber Schleswig-Holstein jetzt unser aller nächster Freund ist, so will ich diese Exemplare (circa 48) an ihn verschenken. In natura geht dies nun nicht; ich frage Dich also, ob nicht in Gotha ein freisinniger Buchhändler sich finden möchte, der den Vertrieb dieser Bücher gegen den üblichen Rabatt übernehmen möchte, und ob er wohl gute Meinung für den Absatz hat. — Ich würde diese Exemplare nach Mecklenburg schicken können an eine oder die andere Buchhandlung, aber theils ist dort, da dies 2t. Auflagen sind, Alles besetzt, theils ist auch gar keine Stimmung für Schleswig-Holstein. — Denke Dir! während ganz Deutschland und seine Vertreter in heller Vaterlandsgluth entbrennen, berathschlagt der Mecklenburger Landtag über einen Pastor W einen Lumpen, und über die Erzieherin eines mir wohlbekannten Herrn von Z Ist's nicht scheußlich, wenn's nicht so lächerlich wäre? — Ich wickele das Buch in den sauberer Artikel, damit Du die Verhandlungen selbst lesen mögest. — Lieber Gott! das sind die Vertreter Mecklenburgs!

Wenn mein Project Erfolg haben sollte, so habe ich nur den einen Wunsch, daß das aufkommende Geld durch den Eisenacher National-Zweig-Verein an den Ausschuß gesendet werden möge; ich möchte gern, daß unsere hiesigen Beiträge denen anderer Städte vergleichsweise nicht nachständen. — Gieb Dir Mühe, alter Fritze, sollst auch schönen Dank haben von Deinem

Fritz Reuter.

Eisenach d. 10^t. Dec. 63.

An Herrn Obergerichtsanwalt Adolf Müller in Wolfenbüttel.

Mein lieber, freundlicher Müller,

Es ist mir eine wirklich große Freude gewesen, von Dir den Beweis in Händen zu haben, daß Du Dich meiner mit Freundschaft erinnerst; und dazu fügst Du noch die Grüße alter Freunde, des blondgelockten Schmidts und des dunkel umlaubten Bechers.*) — Wer sollte diesen Becher nicht kennen? — Ich wenigstens kenne ihn, denn er hat mich einmal sehr mit der Fülle seiner übertriefenden ärztlichen Kenntnisse getröstet, in Biegenhahn war's, als ich dem Cornelius Jäger anderthalb Zoll tief unter der Achselhöhle mit dem Pariser Kielte und eben ausreißen wollte, weil der Ruf ging: „Axillaris durch-

*) rectius Bayer, weiland Oberstabsarzt in Wolfenbüttel.
— Dr. jur. Albert Schmidt (nicht Schmidt, wie Reuter schreibt) lebt seit 1879 als Präsident des Oberlandesgerichts in Braunschweig.
Vergl. S. 71.

stoßen!" — Da kam dieser tief gebildete ärztliche Menschenfreund zu mir, legte seine Hand auf meine bebenden Schultern und sagte: „Es ist kein Arterien-, es ist nur Venen-Blut.“ Und ich trank durstig aus diesem „Trost-Becher.“

— Daß meinem alten Freunde zwei liebliche Töchter blühen, daß Dir selbst so ein kleines Wolfenbüttelsches Fragment von Gott geschenkt ist, freuet mich sehr; aber daß diese kleinen, hoffnungsvollen Zukunftsideen in meine realen löschräpierenen Lebensdarstellungen hineinragen und dieselben mit jungem „Grün“ gütigst bedecken, ist eine wirkliche Erquickung für den alten Menschen. — Aus zwei Dingen jedoch, die Ihr in freundlicher Weise anregt, kann so bald noch nichts werden; erstens mit dem Besuche des Harzes und Eurer altberühmten Stadt, denn ich habe mich für diesen Frühling schon bei Sultans in Constantinopel versagt; ich reise mit einer großen Gesellschaft am 26. März von Triest nach Constantinopel, Smyrna und Athen und werde dann noch eine Weile in Venedig und Umgegend verbringen und dann muß mal eine Zeitlang wieder krumm gelegen werden, um wieder zu seinem Gelde zu kommen.

— Zweitens kannst Du Deinem lieben Töchterchen sagen, daß ich aus diesen Gründen nicht im Stande bin, den jungen Herrn Franz von Rambow mit Louise Hawermann vor Ostern, wie ich gehofft hatte, zu verheirathen; zu Pfingsten erst wird Hochzeit sein. — Ich könnte allerdings schon weit früher fertig sein; aber in meines Verlegers Druckerei ist eine Seuche unter den Sezern ausgebrochen, vielleicht eine Klauenseuche, weswegen sie nicht sezen können. — Von solchen kleinen Umständen hängen zuweilen Kaiser und Könige ab, warum nicht meiner kleinen Louise Hawermann ihre Hochzeit? — Kommen komme

ich aber zu Euch, wie die Ostpreußen sagen, und zwar mit meiner lieben Frau, ohne die ich niemals komme; sie geht selbst mit nach Constantinopel!

Grüße Dein liebes Kind, grüße Schmidt und den Becher mit seinen Töchtern und Deine und die andern Frauen und behalte mich im guten Andenken!

Dein

Fritz Reuter.

Eisenach d. 27^{st.} Febr. 64.

An Herrn Ludwig Pietsch in Berlin.

Mein verehrtester Herr,

Wie ich schon von früher her dem Dr. Julian Schmidt zum aufrichtigen Danke verpflichtet bin, so muß ich demselben jetzt wieder danken, daß er uns beiden Menschenkinder zusammengebracht hat. Obgleich die Bäume blühn, hat er Sie mir gewissermaßen zum Heilchrist in einer Fülleklappe geworfen. Wie ist es aber nur einmal möglich, daß ein Mensch den andern so verstehen kann? daß ein Mensch dem andern Menschen einen solchen Menschen, wie der Mensch Bräsig ist, so mit Haut und Haar aus der Seele herauslesen kann, wie Sie gethan haben? — Ich habe früher selbst ein wenig gezeichnet und namentlich viel aus dem Gedächtniß; dies und vielleicht auch natürliche Anlage haben mir die Möglichkeit verschafft, mir Personen, die ich aufführe, in ihren speciellsten Eigenthümlichkeiten leibhaftig vorstellen zu können, und nun stimmt

Ihr Bräsig mit meinem Bräsig, der seit 2 Jahren und länger hinter meinem Stuhl steht und auf Verlangen vortritt, bis auf's Haar zusammen. So ist's auch mit Hawermann und mit den Kindern, und nur eine Figur hätte ich etwas anders gewünscht; das ist die kleine Pastorin, die möchte ich runder und frischer haben. Es giebt bei uns Frauen, namentlich solche, die keine Kinder gehabt haben und viel in frischer Luft leben, die Fülle der Glieder und blühende Farben bis in's Alter hinein bewahren, und eine solche habe ich mir bei meiner Frau Pastorin gedacht. Ich wollte, Sie könnten eine Tante meiner Frau, die Pastorin Conradi in Neubrandenburg, sehen in ihrer Beweglichkeit und ihrem natürlichen, gütigen Gesichtsausdruck! — Einen weiteren Dank für Ihre prächtige Zusendung auszusprechen, halte ich für überflüssig; ich habe mich so gleich hingesezt und habe an Hinstorff geschrieben und darauf gedrungen, daß er Ihrem Verlangen in Betreff eines größeren Formats nachgebe. Sie werden also das Feld dort vorbereitet finden, und da Hinstorff mich in circa 4 Wochen hier besuchen wird, so werde ich dann in dieser Richtung persönlich auf ihn zu wirken suchen....

Sie wollen des Landschaftlichen wegen eine Reise nach Mecklenburg wagen? Nun, dann folgen Sie meinem Rath, dann werden Sie außer Erreichung Ihres speciellen Zweckes noch eine Fülle von hübschen Natureindrücken mit in den Kauf erhalten. — Sie reisen mit der Eisenbahn bis Prenzlau, von dort mit der Post nach Neubrandenburg. Hier werden Sie eine sehr schöne Natur finden, gehen Sie um den Wall, nach Belvedere, in's Nemerower Holz, zur hintersten Mühle. Wenn Sie es wünschen, gebe ich Ihnen Empfehlungsbriebe an Freunde, an den Pastor Voll, an den

Dr. Böll, an den Dr. Siemerling, und da diese Leute nicht immer Zeit haben, an den Photographen und Maler Bahr, man wird Sie schon führen. Aber in Neubrandenburg können Sie schon weitere Studien machen, Sie können dort in dem Zimmermeister Schulz, der viel in meinem letzten Bande vorkommt, eine ergötzliche Figur finden, wenn Sie mit Bahr in das Mohnkesche Bierlokal gehen. Sie logiren in Neubrandenburg am besten in der goldenen Kugel, der Wirth ist ein guter Bekannter von mir. Sehn Sie sich das Haus von außen gut an, es ist das Wirthshaus zum goldenen Knopf, welches in „de Franzosentid“ vorkommt. Wenn Sie die Pastorin Conradi sehen wollen, giebt Ihnen meine Frau einen Brief an dieselbe mit; es sind aber ein paar alte Leute, von denen Sie weiter nichts haben, auch müssen Sie mit der Frau laut reden, denn sie ist schwerhörig geworden. Von Neubrandenburg fahren Sie 4 Meilen mit der Post nach Stavenhagen durch eine fruchtbare aber grade nicht malerische Gegend. In Stavenhagen logiren Sie noch am besten bei W. Clasen. Hier sehen Sie das sogenannte Schloß und das Rathhaus an, in welchem ich geboren bin, welche beiden Lokalitäten eine Rolle in „de Franzosentid“ spielen. Fritz Sahlmann lebt noch dort, kann Ihnen aber nicht nützen, denn er ist jetzt ein alter Mann, der nachträglich die Pocken gehabt hat. Von hier aus machen Sie einen Abstecher zu Fuß nach Ivenack ($\frac{1}{2}$ Meile) durch Wiesen, Wald und den Ivenacker Thiergarten. Da werden Sie als Maler durch die schöne Gruppierung von — meines Wissens — den größten Eichen Deutschlands belohnt werden. Ivenack selbst ist einem englischen Landsitz vergleichbar. — Recht gutes Wirthshaus. — Von Stavenhagen gehen Sie zu Fuß nach

dem Dorfe Gützow, der erste Bauerhof linker Hand ist die frühere Besitzung von Filen Besserdichs, die noch darin hauset, so viel ich weiß; gehen Sie dreist hinein und fragen Sie nach der alten Frau Pagels, so heißt sie jetzt . . .

Frits Reuter.

(Eisenach, im Frühjahr 1864.)

An Herrn Amtsgerichtsrath Wachsmuth in Crossen.

Lieber Bester,

Habe Dank für Deinen freundlichen und erinnerungsreichen Brief, auch für die Mittheilungen über Dich und Deine Familie, obgleich ich durch frühere persönliche Erzählung des alten Capitain darin sehr genau instruirt war. — Du hast mich für todt gehalten; dies ist von meiner Seite bei Dir nicht der Fall gewesen, denn schon seit langer Zeit ist mir Dein Name in den Kammerverhandlungen aufgestoßen, und wenn mir noch ein Zweifel blieb, ob Du dieser Wachsmuth wirklich wärest, so mußte er schwinden, wenn ich das Wirken dieses Wachsmuths genauer in's Auge sahste. Für die Vermittelung der alten Bekanntschaft mit dem Capitain zu einer neuen nimm meinen herzlichen Dank; er war mir und allen Cameraden, die ich gesprochen habe, vollständig aus den Augen gekommen, auch, glaube ich, hätte ich schwerlich den Muth gehabt, mich selbst durch Zusendung der „Festungstid“ bei

Gebert, Reuter: Reliquien.

10

ihm einzuführen, denn — gestehe ich es nur — ich hatte das unangenehme Gefühl, daß ich den Scherz vielleicht zu weit getrieben hätte, und daß er ihn vielleicht anders aufnehmen würde, als er gemeint sei. Von unsfern Festungs- genossen kann ich Dir die genaueste Nachricht geben, bis auf Bönniger, denn daß der tott ist, habe ich erst durch Dich erfahren. Scheibener hat in Stralsund eine Privatschule errichtet, hat geheirathet und ist mit Hinterlassung von 2 Töchtern, die ich gesehen habe, verstorben. Bohlchen wohnt in Stralsund als alter Junggeselle hinter dem Esel, wo schon seine Eltern wohnten, er hat die Scheibnersche Schule übernommen und ist so unverändert in seinem Aussehen und seinen altheutischen Studien, als wäre er erst gestern aus Silberberg entlassen . . . — Wuthenow, der Kreisgerichtsrath in Greifswald ist, hat sich trotz großen häuslichen Unglücks ebenfalls sehr gut conservirt und sein heiteres Temperament nicht eingebüßt, er hat 4 Kinder, an denen er Freude erlebt; seine Frau aber ist schon seit vielen Jahren in Irrenanstalten untergebracht; jetzt ist sie im Württembergischen. Das Wunderbare aber bei diesem Unglück ist dies, daß diese Frau trotz ihres Zustandes die schönsten Gedichte macht, die ich früher einmal herausgegeben habe*) und wodurch ich mit Wuthenow in sehr genaue Verbindung gekommen bin. — Von Stahlberg und Braun weißt Du Bescheid. — Schultheiß ist Arzt zu Wollmirstädt bei Magdeburg, er hat an mich im vorigen Winter geschrieben, er hat mit der Stieftochter, Alwina B.,

*) Ueber die entzückenden Schöpfungen dieser Gottlob! wieder in geistiger Frische und Klarheit wirkenden Frau hoffe ich demnächst mit einer besonderen Schrift hervorzutreten. Vergl. S. 122.

5 Kinder, klagt sehr über beschwerliche Arbeit und Abnahme von Lebensfrische; drechselt aber noch und hat mir die Beweise seiner Kunstfertigkeit zugesandt. — Der kleine W... hat aus Manchester an mich geschrieben, er hat viele, zum Theil Höllen-Fahrten durchgemacht, ist allenthalben von den Regierungen ausgewiesen, in London dem Hungertode nahe gewesen, hat jetzt aber eine gute, ausreichende Stelle als Lehrer in Manchester. — Das traurigste Loos ist dem dicken D... geworden. Er nahm nach dem Tode seiner Eltern das Gut Siedenbollentin an, welches jetzt meinem Freunde Fritz Peters gehört, den ich in drei Tagen mit Familie hier bei mir erwarte; da D... gern den Großen spielen möchte, nichts von der Landwirthschaft verstand und vor Allem nichts that, so wollte es nicht mit ihm gehn, so mußte er die Wachtung zurückgeben Er ist ganz verarmt gestorben

Nun aber etwas Anderes. — Wir sind beide gleich alt, lieber Vetter, und wenn Du unter wadern kämpfen älter, und Dein Haar weiß geworden ist, so lese ich aus Deinem Briefe doch Glück und Zufriedenheit heraus; Deine Frau, Deine Kinder und vor Allem das Bewußtsein, Gutes und Ehrenwertes gewollt und erstrebt zu haben, berechtigen Dich dazu, und der edle Stolz, der sich in Deinen Zeilen ausspricht, giebt mir die Gewißheit, daß Du Dich in Deinem Herzen glücklich und mit Deinem Geschick zufrieden fühlst. — Mir ist eine so segensreiche und für das Glück der Mitmenschen thätige Laufbahn versagt worden, ich habe aber ebenfalls sehr kämpfen und streiten müssen, und wenn Einer Augen hat zu sehn, so wird er zwischen den Zeilen meiner Schreibereien herauslesen müssen, daß ich immer Farbe gehalten habe, und daß die Ideen, die

den jungen Kopf beinahe unter das Beil gebracht hätten, noch in dem alten fortspuken. — Uebrigens will ich Dir zu Deiner Beruhigung mittheilen (denn est solamen miseris socios habuisse malorum), daß der Actuar, der mir meinen Paß nach Constantinopel aussstellte, mir in denselben „Haare: grau“ hineinschrieb; da wir aber in dem gebildeten Thüringen wohnen, dies „grau“ höflichst in „graumelirt“ verwandelte.

Nun noch einen freundlichen Gruß von meiner Frau und mir an Dich und die Deinigen. Auch Herrn Caspar bitten wir zu grüßen.

Dein

Fritz Renter.

Eisenach d. 16t. Aug. 1864.

Wenn in diesem Winter die Kammern zusammen gerufen werden, hoffe ich Dich in Berlin zu sehn. Meine Photographie folgt hiebei. Deinen Titel hast Du mir nicht geschrieben, ich schreibe daher auf gut Glück.

An Herrn Dr. Julian Schmidt in Berlin.

Lieber Julian,

Nun könnte ich die schauderhafteste Rache an Ihnen üben, ich könnte die warme Nachtwäde der Gefühlsweichheit in den Kleiderschrank hängen und mir dafür das angepriesene Panzerhemd von Härte und Galle hervorholen und in diesem Ihre Freunde empfangen. Sorgen Sie indessen nicht: Ihre Freunde sind meine Freunde, und wenn ich einmal mit Lasalle zusammentreffe, so wird mir das ebenso unangenehm sein, als Ihnen am Bierwaldstätter

See. — Nehmen Sie den Scherz nicht übel, denn im Herzen bin ich Ihnen sehr dankbar für Ihre beiden Briefe, weil ich daraus ersehe, daß Ihre Freundschaft sich ernstlich mit meinem ferneren Wohle beschäftigt, und, was noch mehr ist, ich will Ihnen im Ganzen Recht geben. — Zur Zeit hat es jedoch noch keine Gefahr; ich kann mir unbedingt das Zeugniß geben, daß die vielen Beweise von Freundschaft, die mir hier zusließen, mich weder zur Sentimentalität, noch gar zur Selbstüberschätzung stimmen. — Ich weiß recht wohl, daß es in Berlin und anderswo viele Leute giebt, die durch ihre Ueberlegenheit in Talent und Wissen weit über mir stehen und dadurch einen vortheilhaften Einfluß auf mich ausüben können, und ich lehne deshalb auch Ihren Freundes-Rath keinesweges ab; mein ganzes Leben ist aber nur in ganz engen Verhältnissen aufgewachsen und ich fürchte, daß mich ein Blick in weite Aussicht mehr verwirren als fördern könnte. — Für das Zuströmen von Galle aber sorgt meine gute Verdauung, die mecklenburgische Ritterschaft und mein Verleger. Der Letztere hat mich . . . in eine solche Stimmung gebracht, daß ich Recht zu thun glaube, wenn ich in derselben die Urgeschichte fortsetze. Dazu kommt noch, daß ich von andern Mecklenburgern erfahre, daß in meinem lieben Vaterlande eine ganz gehörige Gährung unter dem Volke ausgebrochen ist, die sogar dem Großherzog nicht fremd geblieben ist und ihn mit Unzufriedenheit gegen seine Minister und Kriegsminister erfüllen soll. Es wäre vielleicht also ein günstiger Moment, wenn so'n bischen Sathre in den Hexenkessel hinein geworfen würde. — Daß Sie Beide glückliche Tage in der Schweiz verlebt haben, hat uns sehr erfreut, und daß Sie trotz dieser glücklichen Tage noch an Eisenach

freundlich gedenken, noch mehr. — Diesen Winter sehen wir uns jedenfalls in Berlin, und wenn diesmal dort der Aufenthalt auch nicht so lange dauern wird, wie Sie rathen, so werde ich für das darauf folgende Jahr doch meine Disposition zu einem längeren Aufenthalt daselbst treffen. Ebenso wie Sie haben wir Bietsch auf der Rückreise vergebens erwartet; da wir Sie leider nicht gesehen haben, so bitte ich Sie, Bietsch zum Weiterzeichnen unter allen Umständen zu veranlassen . . . Von dem Schloß und dem Rathhaus in Stavenhagen habe ich vor etwa 14 Tagen schöne Photographien erhalten durch die Schwiegertochter des alten Amtshauptmann, die jetzige Senatorin Weber in Rostock, zugleich sandten mir die drei Enkelinnen des alten Herrn einen kostbar gestickten Pelzteppich und der Sohn hatte unter den Papieren des Alten meinen ersten schriftstellerischen Versuch gefunden, eine Reisebeschreibung nach Braunschweig und Magdeburg, die ich für ihn als 11 jähriger Junge geschrieben habe; auch diese hat man mir zu meiner großen Freude gesandt. — Nun die herzlichsten Grüße an Sie Beide von uns Beiden. Fischer hat seinen Gruß selbst hiebei geschrieben.

Ihr

Eisenach d. 19t. Aug. 1864.

Fritz Reuter.

Der (wackre) Justizrath, der sich sehr freut, daß Sie seiner so freundlich gedacht haben, empfiehlt sich Ihnen und Frau Gemahlin zu geneigtem Andenken. Ihr ergebenster
J. Fischer.

Damit alle Ränder voll werden, grüße ich die beiden lieben Schmidts noch mit rechter Herzlichkeit.

Luisa Reuter.

An Herrn Ludwig Pietsch in Berlin.

Lieber Pietsch,

So eben erhalte ich Briefe aus Neubrandenburg, die mich daran — wenn auch unwillkürlich — gemahnen, daß Du ja vielleicht nächstens die gute Stadt besuchen wirst. Ich werde Dir anbei einen Brief an Freund Peters auf Siedenbollentin und einen dito an Dr. Siemerling in Neubrandenburg legen. Aber erst will ich von unserer Angelegenheit reden. — Der Vorschlag, den ich in Betreff der zu verringernden Anzahl von Bildern mache, ist blos ein Ausfluß meiner Unkenntniß in solchen Dingen; ich accep-tire Deine Ansicht vollständig, habe deshalb auch schon an Hinstorff geschrieben, der mir vor einiger Zeit anzeigte, daß er sich directe an Dich wenden wollte, um die Sache mit Dir definitiv abzumachen. — Dein vernünftiges Verlangen, Dir die Holzschnieder selbst auszusuchen, habe ich ihm ebenfalls als conditio sine qua non hingestellt; er wird sicherlich darauf eingehen

Nun Deine Reise: von Berlin nach Prenzlau, dann auf der Post bis Neubrandenburg, dort logirgst Du in der goldenen Kugel und siehst Dir dies Gasthaus von Außen an, weil es in der Franzosenzeit vorkommt. Da Du früh genug dort an kommst, ob schon im Dunkeln, gehst Du in die Mohnlesche Brauerei, woselbst Du den Zimmerling Schulz sehn wirst, den Du nur abzuschreiben brauchst, um ein prächtig Bild zu haben. Den andern Tag giebst Du den Brief an den Dr. Siemerling ab; wenn er irgend Zeit hat, wird er Dir dann alle Herrlichkeiten von Neubrandenburg zeigen. Du kannst und mußt des Morgens aber rund um die Stadt um den Wall gehn. — Du

bleibst in Neubrandenburg, so lange es Dir gefällt, und fährst oder gehst nach Treptow, wenn Du gehst, adressirfst Du Deine Sachen an den Postmeister Gollreider; dort kannst Du dieselben liegen lassen, bis dieselben von Bollentin geholt werden, wohin tagtägliche Gelegenheit ist. Du gehst dann noch eine starke Meile nach Bollentin. — Hier bleibst Du, so lange es Dir gefällt, läßtest Dich dann von Peters nach Treptow fahren und sendest Deine Sachen mit der Post über Neubrandenburg nach Stavenhagen an den Gastwirth Clasen; Du selbst marschirfst einen näheren Weg über Wolde und Ivenack (drei Meilen). In Stavenhagen kannst Du meine Schwester besuchen, sie wird Dich hoffentlich herzlich aufnehmen. Dort besiehst Du vor Allem das sogenannte Schloß und das Rathhaus. Von dort gehst Du nach Gützow (Bauerhäuser), Pinnow (Bümpelhagen etwa), Demzin, Liepen (etwa Regelow, nur muß das Haus anders), nach Basedow und von dort gehst Du nach Malchin, grüßest meinen ältesten Jugendfreund Senator C. Krüger und einen prächtigen Menschen, den Brauer Hahn, von mir und kannst dann so hoch und so weit noch springen, wie Du willst.

Meine Frau und ich grüßen und wünschen Deiner lieben Frau baldige Genesung.

Dein

Eisenach d. 2^t. October 1864. .

Fritz Reuter.

So eben erhalte ich eine No. des Volksgartens mit Deiner Sargscene; es scheint mir der Schnitt nicht Deiner Zeichnung ebenbürtig zu sein; aber es liegt wohl in der Sache, daß viel verloren geht.

An denselben.

Mein lieber Pietsch,

Als ich noch in den glücklichen Jahren der Jugend und in dem Irrgarten der ersten Liebe umherwandelte, erhielt ich einmal mit Recht einen tüchtigen Rüffel von meinem Vater, weil ich ihm in meinem Liebesdusel einen Brief ohne datum zugesandt hatte; halbwege war ich indessen entschuldigt. Aber was soll ich von Dir sagen, der Du weder durch Jugend, noch durch Liebesdusel entschuldigt bist? — Da erhalte ich nun Deinen Brief an den Rhein nachgesandt und soll umgehend antworten, und weiß nicht, wann derselbe geschrieben, noch wann er in Eisenach angekommen ist. — Leider kann ich Dir meiner Abwesenheit halber das Portrait des alten Weber nicht zusenden, ich muß mich auf eine unzulängliche Beschreibung beschränken: er war ein Mann von ungefähr 5 Fuß 10 Zoll, eher mager als fleischig, obgleich das Gesicht, obwohl sehr pockenarbig, durchaus nicht von tiefen Falten verunziert und ziemlich voll war, aber blaß. Sein gepudertes Haar war glatt nach hinten gekämmt und endete in einen kleinen Zopf ohne Haarbeutel. Seine Haltung war überaus grade und stattlich. Er trug einen dunkeln Rock von behaglicher Weite, helle, kurze Beinkleider und lange Suwarow-Stiefel, die faltig das Bein umgaben und stets sehr blank gewichst waren. — Meine Mutter, damals noch sehr jung, war eine kleine, blonde Frau mit hellen blauen Augen und einem lebhaften Gesichtsausdruck; meine aufgestützte Nase hatte sie nicht. Sie trug eine Mütze von durchsichtigem Zeuge von der bestehenden Form und einen oben anschließenden Oberrock. Meine älteste Schwester, die leider vor

6 Wochen verstorben ist, war eine kleine wohlgenährte runde Dirn und ich ein sehr magerer Junge. Die Frau des Amtshauptmanns war ebenfalls klein und hatte einen wohlwollenden Ausdruck, war aber nicht stark und voll. Desto mehr leistete in diesem Stücke Mamzell Westphalen, sie war sehr voll und ziemlich groß mit rothem, stumpfem Gesichte. Luth war ein junger, beweglicher, kräftiger und schlanker Mann von intelligentem Gesicht. — Die andern Personen sind von mir hinzugedichtet. —

Bor zweien Tagen sind mir die Bilder vollständig durch H(instorff) zugesandt, auch der erste Band in seiner Vollendung. — Ich bin doch sehr zufrieden mit dem Ganzen, wenn Du auch Recht hast in Betreff der zu magern Aussstattung. — Ueber die einzelnen Bilder müssen wir einmal — ich hoffe bald — persönlich sprechen, hier nur, daß ich folgende für die gelungensten halte: Strull mit den beiden Inspektoren; Frida mit den beiden Hallunken; die Bostonparthie; Bräsig als Redner; Gottlieb bei der Erbsenschüssel; der Tod des Pastors; Hawermann, die Tochter vorstellend; Hawermann mit Axel und viele, viele andere. — Das schwächste von allen scheint mir Frida mit dem Dienstmädchen durch die Nacht gehend. — Aber wie hat Dich der Teufel geritten, daß Du mich persönlich dahinein gebracht hast? Nun, wenn meine Frau auch mich nicht voll anerkennen will, Alle, die es gesehen haben, stützen und sagten: aber, das sind Sie ja

Dein

(Laubbach d. 22. (?) August 1865.)

Fritz Reuter.

An Herrn Generalsuperintendent Petersen in Gotha.

Mein theurer Herr und Freund,

Sie haben mir in Ihren herzlichen Worten einen warmen Sonnenstrahl durch die grauen Nebel der trüben Zeit zugeschickt. — Es ist wahrlich an der Zeit, daß sich der Eine an dem Andern in diesem Windzuge unerwarteter Ereignisse wärmt, wo drohende Phänomene an dem Himmel aufblitzen und nicht blos den abergläubischen Menschen, sondern auch den denkenden erschrecken. Wenn wir von den unmittelbaren Leiden absehen, die der Krieg im Gefolge hat, so müssen wir allerdings Gott von Herzen danken, daß er uns nicht schlimmer und härter getroffen, daß er unserer materiellen Macht und Gewalt den Sieg zu geben scheint; aber dieser Triumph schließt ein tiefes Mitleid mit der innern Zerfleischung des Vaterlandes nicht aus — und die Aussicht in die Zukunft, auf das, was denn schließlich werden soll als abgklärtes Resultat dieser aufgewühlten Woge, erfüllt mich wenigstens — ich glaube — mit gerechtem Bangen. — Aber trotz Alledem muß ich den Anfang eines neuen teutschen Reiches mit Freude begrüßen; die Zustände im Vaterlande, an seiner Spitze der unselige Bundestag, waren unerträglich geworden und die reißenden Erfolge des geschlossenen, preußischen Staats zeigen uns nur zu deutlich, auf was für thönernen Füßen der Chorführer Österreich einherschritt, und wie blind und lahm die Kleinstaaterei im thörichten Vertrauen auf seine Macht ihm nachhinkte.

Aber was schreibe ich hier für dumme Politik an einen warmen Freund, der in seiner reichen Erfahrung sich schon längst seine Meinung gebildet hat. Sie müssen diesen

excursus mit der allgemeinen politischen Ansteckung entschuldigen. Ich will Ihnen lieber einen herzlichen Gruß und Glückwunsch für die zukünftige Frau „Pasturin“ zu Friedrichroda auftragen, dem sich meine Frau von Herzen anschließt. — Ihr braver Landwehrmann ist einer von den vielen Wackern, die in schlimmster Zeit ihre Pflicht zu thun wissen, ohne Ansprüche, ohne Prunk, und wir wollen hoffen, daß er nach dem Kriege mit dem Civilrocke das Bürgerthum wieder anziehe, denn für dieses werden in nächster Zukunft wackerer Streiter sehr nöthig sein. Ich habe auch einen sehr wackeren Landwehrmann augenblicklich bei mir, den ich mir aus hiesigem Lazareth zur Pflege ausgebeten habe, einen katholischen Gymnasial-Lehrer aus Rheine in Westphalen. — Eine große Freude muß ich Ihnen noch mittheilen: ich habe einen plattdeutschen Aufruf an meine Mecklenburger erlassen zur Unterstützung der Verwundeten in Langensalza und Dermbach; das Ding scheint meine etwas ruhigen Landsleute gepackt zu haben, ich habe schon Nachricht darüber, und eben kommt die erste Geldsendung in meine Hände. Vielleicht ist bei Ihnen auch Noth; ich bitte Sie daher, mir das Betreffende mitzutheilen, es wäre möglich, daß auch dort ein Scherflein beigesteuert werden könnte.

Nächstens wird auch ein neues Buch von mir erscheinen, gedruckt ist es schon; die Zeitumstände könnten die Herausgabe indessen etwas verzögern.

Mit den besten Grüßen und Wünschen für Ihr Wohl
Ihr

Fritz Reuter.

Eisenach d. 14t. Juli 1866.

An Herrn Amtsgerichtsrath Wachsmuth in Croffen.

Mein lieber, guter Vetter,

Das war mal ein recht gescheuter Einfall von Dir, mich und meine Frau mit Eurem Familienbilde zu erfreuen. Es ist für uns eine wirkliche und wahrhaftige, reine Freude gewesen, auf solche Weise die Bekanntschaft aller Deiner Lieben zu machen; aber, was sagst Du? in einen Winkel sollte ich ein so liebes Geschenk verweisen? — Nein, es hängt in bester Gesellschaft von Goethe und den beiden Grimms grade über meinem Schreibtisch, und die freundlichen Gesichter Deiner Frau und Deiner Kinder geben mir die liebenswürdigste Gelegenheit, physiognomische Studien zu machen, und auf deren Art und Charakter zu schließen, welches bei Deinem alten, treuen Gesichte nicht mehr nöthig, da hier die tristigste Erfahrung für die schwankende Beurtheilung a priori eintritt. Also nimm meinen besten Dank für die Gabe, den ich auch an Deine liebe Frau und die jüngeren Mitinteressenten zu bestellen bitte!

Uns ist es im Ganzen recht gut ergangen, nur vor ein paar Tagen jagte mir meine Frau einen derben Schreck ein, sie klagte über dieselben Symptome von Uebelbefinden, die ihrer vorjährigen bedeutenden Krankheit vorausgingen, und mußte sich zu Bett legen; ist aber — Gottlob! — schon wieder aufgestanden und wird hoffentlich bald wieder ganz genesen sein. —

Es ist eine große Freude für mich — ich glaube, ich habe dasselbe an den Captain geschrieben —, daß wir, die wir in der Jugend ein und dasselbe wollten, im Alter noch so gut wie einer Meinung sind, und die Geschichte,

wie sie sich im verflossenen Jahre vollzogen hat, hat uns ein schönes Zeugniß dafür ausgestellt, daß wir doch nicht die idealen Thoren und Schwärmer gewesen sind, wozu uns die abscheulich lederne, metternich-russische Epoche der preußischen Geschichte unter Friedrich Wilhelm III. so recht mit Behagen stampeln wollte. — Du machtest uns im vorigen Winter Aussicht, uns bei Deiner Durchreise nach Kissingen besuchen zu wollen; das hat denn nun wohl die Kriegszeit verhindert; aber was nicht im vorigen Jahre möglich war, wird vielleicht in diesem Jahre der Fall sein, dann bitte ich Dich doch recht sehr, mit Deiner Frau bei uns vorzusprechen und hier unsern schönen Wald als frische Borkur zu betrachten. — Platz haben wir, Euch aufzunehmen, wenn auch das neue Haus noch im Bau begriffen sein sollte. Dies letztere ist denn nun freilich für uns eine große Quelle nie versiegender Unterhaltung und ähnlicher Freude, wie den Kindern die Heilchrist-Bescheerung. Meine Frau interessirt sich mehr für das Haus, ich mehr für den Garten, in welchem ich schon diesen Frühling da, wo der Bau nicht zerstörend einwirken kann, allerlei Arbeiten, als Terrassirungen, Anlage von Spargelbeeten, Anpflanzungen von Obstbäumen und blühenden Sträuchern vorzunehmen gedenke. — Es ist das eine alte Liebhaberei von mir, der ich nur in der letzten Zeit habe entsagen müssen, weil mir die Gelegenheit dazu fehlte. — Diese Beschäftigung soll mein Kissingen werden. —

Nun noch eine Frage: Du schickst mir opera omnia tua, hast Du denn meine, oder was fehlt Dir daran? Schreib es mir, damit ich die Lücken ausfüllen kann, wenn nicht mit einem Male, doch nach und nach, wenn neue Ausgaben gedruckt werden.

Nun leb wohl! grüße Deine Frau und Deine Kinder
von uns und denkt in fortdauernder Liebe an uns.

Dein

Fritz Menter.

Eisenach d. 21st. Januar 1867.

An Friedrich Franz, Großherzog von Mecklenburg-Schwerin.

Allerdurchlauchtigster,
Allergnädigster Großherzog und Herr,

Der Volksmund sagt: „jeder Tag hat seine Plage“, man sollte so gerecht sein, hinzuzusehen: „und seine Freude.“ Aber deshalb sind doch noch nicht alle Tage gleich; die Plage, die an dem einen Tage zu schwächlicher Verdrießlichkeit einschrumpft, wird an einem andern zu einem tiefen, heiligen Schmerz, die Freude, die an dem einen Tage kümmerlich unter Aschenhaufen verglüht, schlägt an einem andern in lichter Höhe zum Himmel empor. Tage, an denen der heilige Schmerz und die lichte Freude die Herzen der Menschen über das Gleichmaß des Lebens erhebt, sind Weihetage, und einen solchen feiern Ew. Königliche Hoheit heute. Der tiefe Schmerz um den hohen, vor fünfundzwanzig Jahren geschiedenen Vater wird die Seele in Nacht versenken, aber der leuchtende Strahl heller Freude über ein fünfundzwanzigjähriges, segensreiches Wirken muß diese Nacht zerstreuen. — Bergönnen Ew. Königliche Hoheit mir, dem fernstehenden Manne, Theil zu nehmen an Freud' und an Leid; mein Herz fühlt sich berechtigt zu beiden. Die väterliche Fürsorge des hohen Herrn, dessen Scheiden wir heute

beklagen, hat mir einmal den schönsten Tag meines Lebens, den Tag der Freiheit, geschenkt, daher meine Trauer; Allerhöchst Sie haben von der Huld und Gnade, die Sie mit reicher Hand über das Vaterland ausgestreuet haben, einen großen Theil auf mich fallen lassen, daher meine Freude an dem heutigen Tage.

Möge unser Herrgott Ew. Königlichen Hoheit noch viele solcher Weihetage schenken, sie sind Brunnen in der Wüste des Lebens!

Ew. Königlichen Hoheit

Eisenach d. 7t. März 1867.

ganz unterthänigster
Fritz Reuter.

An Frau Justizrath Mathilde Schulze in Meissen.

Meine hochgeschätzte Frau Capitain,

Nein, so ad acta — was Sie sich doch schon Alles von dem alten Rechtsanwalt angewöhnt haben! — wollen wir Ihren freundlichen Brief denn doch nicht legen und wollen doch einmal zusammen überlegen, was bei der Sache Zweckmäßiges zu thun ist. — Vor zweien Tagen brachte mir meine Frau Ihren Brief — ich bin nämlich augenblicklich hier in Bad Liebenstein in der Schwemme und trinke Karlsbader Brunnen —, und da der Zufall es so fügte, daß auch mein Verleger, der Hofbuchhändler Hinstorff in Bismar (Mecklenburg) hierher kam, faßte ich den Stier bei den Hörnern und ging ihm mit dem Ansinnen zu Leibe, den Verlag Ihres Buches zu übernehmen. Letzteres schlägt nun freilich auch nicht in seinen Verlag, da er außer meinen

Büchern nur Mecklenburgica als Verlagsartikel führt; er war aber doch nicht abgeneigt, auf meine Vorschläge einzugehen, wenn er auch bestimmte Zusicherungen nicht vor Einsicht des Manuscripts ertheilen konnte. Schicken Sie daher letzteres mit Verufung auf mich unverweilt an ihn ab. Wenn der Herr Dir. L . . eine Recension für einige Blätter abgeben will, so ist das gewiß gut und förderlich; aber mit Ihren Vorschlägen des Selbstverlags bin ich nicht einverstanden. Ich habe das Alles selbst durchmachen müssen und weiß, was so ein Unternehmen für Verdrießlichkeiten nach sich zieht. Selbst versenden bei einzelnen Exemplaren an die verschiedenen Buchhandlungen à condition können Sie das nicht; wenn Sie nun das Buch auf Ihre Kosten drucken lassen, so müssen Sie es einem Buchhändler in Commission geben und den Bruttoprofit mit ihm gegen 50 Prozent theilen, d. h. der gute Mann nimmt gefälligst Ihr Buch unter seine Firma, hat keine Auslagen dabei und kümmert sich um den Vertrieb gar nicht. Sie dagegen haben außer den Druckkosten noch zu zahlen: für Annoncen, für Lagergeld in Leipzig, für Versendung, für den Commissionär in Leipzig und noch für andere Dinge, die der Herr schon ausfindig machen wird, und das Ende vom Liede ist, daß Sie zu Ihren Herstellungskosten noch zuschließen müssen, und daß Ihr vielleicht höchst werthvolles Buch gar nicht einmal bekannt wird. Es heißt schon im gewöhnlichen Leben: „hülte Dich vor der ersten Auslage“; im Buchhandel gilt der Satz dreimal. — Mein Rath ist nun der: nehmen Sie lieber ein bescheidenes Honorar für eine bestimmte Anzahl von Exemplaren in einer Auslage, schließen Sie einen festen Contract über die zu zahlende Summe und zu liefernden

Freierexemplare, von denen Sie sich nur die allernothwendigste Zahl nehmen müssen, damit Sie dem Buchhändler den Markt nicht verderben, und überlassen Sie die Schritte zur Bekanntmachung ganz Ihrem Verleger. Die Art weiß darauf zu laufen, und was bei dem Schriftsteller unanständig sein würde, die Unpreisung der Waare, steht dem Buchhändler ohne Tadel frei. Oder, wenn Sie von dem Werth und der Gangbarkeit Ihres Buches ganz fest überzeugt sind, so machen Sie folgenden Contract: Der Buchhändler stellt das Buch auf seine Kosten fertig her in einer bestimmten Anzahl von Exemplaren für die erste Auflage, vertreibt es und geht dann mit dem Betrage seiner Auslagen in der Einnahme vorweg; was dann Reingewinn ist, wird zu gleichen Theilen getheilt. Dieser Modus hat nur das sehr Unangenehme, daß sich die Abrechnung durch Jahre hinziehen kann. . . .

Nun, meine verehrte Freundin, grüße ich Sie von Herzen, und wenn ich den alten Capitain nicht grüßen lasse, so geschieht es nur aus Rücksicht für Ihr Geheimniß.

Wenn Sie von Hinstorff Resolution haben, so theilen Sie mir dieselbe mit, vielleicht kann ich etwas zu Ihren Gunsten einwirken.*)

Ihr

Fritz Reuter.

Bad Liebenstein in Thüringen
d. 28. f. May 1867.

In acht Tagen bin ich wieder in Eisenach.

*) Das Buch ist wirklich unter dem Titel: „Denkmäler der Liebe. Für die weibliche Jugend von Mathilde Schulze“ in der Hinstorff'schen Hofbuchhandlung zu Wismar, Rostock und Ludwigs-

An das Capitel des Maximilian-Ordens in München.*)

Hochwohlgeborener, hochverehrter Herr,

In das jetzt herrschende, ewige Zwielicht der Natur und in das fortschreitende Dämmerlicht eines stetig herannahenden Alters ist Ew. Hochwohlgeboren verehrte Zeitschrift wie ein leuchtender und wärmender Strahl in mein Herz gefallen.

Schon seit meiner frühesten Jugend hege ich die allerninnigste Verehrung für das Bayerische Königshaus, das sich in allen seinen Herrschern für die Pflege der Wissenschaft, wie der Kunst so segensreich für Deutschland erwiesen hat; aber daß ich selbst einmal durch so viel Huld und Gnade geehrt werden sollte, ist für mich eine solche Ueberraschung, daß ich nicht weiß, wie warm ich dafür danken soll.

Auch dem Vorstande des Capitels, dem Herrn Geheimen Rath Freiherrn von Liebig bitte ich den Ausdruck meines aufrichtigen Dankes zu Füßen zu legen, nicht blos für seine Bevorwortung dieser Auszeichnung, sondern vor Allem für seine Agricultur=Chemie, die mir einmal als

Iust 1868 erschienen. Die Verfasserin, Frau des „ollen Captain“ und Schwester des Amtsgerichtsraths Wachsmuth, bietet u. a. die Briefe ihres Bruders, welche dieser als intimer Leidensgefährte Reuters auf der Festung Silberberg schrieb: schmerzlich süße Erinnerungen an eine trübe Zeit!

*) Dankschreiben für den vom König Ludwig von Bayern zugeschickten Maximilian-Orden, mit welchem der persönliche Adel verknüpft ist.

ein lebendiger Quell in der dünnen Haide der damaligen mecklenburgischen Landwirthschaft entgegen gesprudelt ist und mich zuerst auf das Feld der Naturwissenschaft geleitet hat.

Mit meinem warmen Dank für Ihre verehrte Zeitschrift bin ich

Ew. Hochwohlgeboren

Eisenach, December 1872.

ergebenster

Fritz Reuter.

Gelegenheitsgedichte.

Erbvergleichliche Romanze.

In Rothenmoor, da haben sie
Den Teufel ausgetrieben,
Doch ist das alte Rabenvieh
Im nächsten Städtlein blieben;
Dort hat er in den Hexentopf
Hinein gebonnerwettert
Und hat den würd'gen Landtagszopf
Auf's Grimmigste verheddert.

Als er gethan die böse That
Und ihn verheddert hatte,
Schob er den frommen Kirchenrath
Hinein in die Debatte,
Und schob Herrn Maneke hervor
Mit allerlei Gespölte,
Und Pogge frug, was Rothenmoor
Zu konventikeln hätte.

Das hat denn nun die Ritterschaft,
Die fromme, nicht gelitten
Und ist in ihrer Heldenkraft
Auf Pogge losgeritten:

„Pistolen her! Stell Dich, Hallunk!
Du mußt in's Gras uns beißen!
Versagst Du diese Forderung,
Bist Hundsvott Du geheißen.“

De Ritterschaft, de litt dat nich!
Hie Blüskow! Hie Malzähne!
Doch Satan schmunzelt still für sich:
„Ihr seid die rechten Hähne!“
Und nimmt die Herrn bei ihrem Schopf —
„Ihr müßt gleich revoziren,
Dann will ich Euch den alten Zopf
Auf's Neue arrangiren.“

Und strählet ihn und widelt ihn
Und thut ihn parfümiren;
Was wird die gute Stadt Malchin
Für Nasenwollust spüren!
Nun hängt der Zopf uns wieder glatt
Fein rittershaftlich 'runter
Und wadelt auf dem Schulterblatt
Landständisch frei und munter.

Und Satan lacht: „Nun weiter jetzt!
Wir wollen weiter tagen!
Die Eisenbahn, das Zollgesetz
Und andre solche Fragen
Sind zu 'ner Resolution
Bei uns nicht durchzubringen,
Mit Landescontribution
Wird besser es gelingen..

„Ich, meine Herrn, ich stimm dafür.““
„Ich auch, ich auch und Alle wir!
Hurrah! es ist gelungen,
Wir han was durchgebrungen!“ —

Und hinter diesem alten Kopf
Da steht ein Volk in Schmerzen
Und schüttelt traurig mit dem Kopf
Und kümmert in dem Herzen:
Was scheert uns Blüskow und Malzahn,
Was kümmern uns Duelle?
Herr Urian, die Eisenbahn!
Fort Zölle, Fürst der Hölle! — —
Da lachet Satan: „Schicdet Euch,
Das steht nicht in dem Erbvergleich,
Nicht in den Reversalen.
Ihr Esel müsst bezahlen!““

Erbvergleichliche Romanze,
Alter Erbweisheit erneu'tem Glanze
Dargebracht zum Angebinde
Von dem frömmsten Landeskinde.

F. R.

De Winter kümmt, de Sommer geiht.

De Winter kümmt, de Sommer geiht,
De Sünn geiht up un dal;
Bör Baderhus ein Dierning steiht

Taum allerleßten mal:

„Kein Blaum de bläucht in Holt un Feld,
Kein Freud för mi up dese Welt,
Mien Ein un mien All is begrawen.“

Sei geiht üm Vaders Hus herüm

As in en sworen Drom

Un kict taum leßten mal sik üm

Woll unnern gräunen Bom:

„Dit is de Bom, dit is dat Flag,

Wo mi an einen Frühjohrsdag

Mien Ein un mien All hett verlaten.

Mien Vader liggt in't käuhle Graww,

Mien Mutting dicht dorbi,

Un unner desen Bom dor gaw

Den leßten Kuß hei mi;

Hei's gahn, hei's gahn woll bet un bet,

Un üm 'ne anner Leiwste hett

Mien Ein un mien All mi verraden.“

Un as sei weint un as sei steiht

Un kict sik trurig üm,

Dunn kümmt en staatsche Burs un sleiht

Den Arm weik üm sei rüm:

„Lat Klagen sin, lat Weinen sin!

Min säute, leiwe Diern, ik bün

Dien Ein un Dien All ümmer bleben.“

Fieken, denn frieg!

„Gun Morgen, mien leitw Herr Pastur; ik kam tau Sei, seihn S', ik bün nu of all in de Zohren, dat ik mi giern verfriegen mücht. Wat meinen Sei woll dortau?“

„Ih, Fieken, denn frieg!“

„Se, dat is woll so; äwersten Hei is man jünger as it.“

„Se, denn frieg leiwerst nich.“

„Se, ik dacht nu äwerst so: ik lehm denn doch in betere Uemstänn, wenn ik friegen dehr.“

„Se, denn frieg.“

„Se, Herr Pastur, dat is of man so. Dägen deiht Hei nich; wenn Hei mi man nich sleicht.“

„Denn frieg nich.“

„Se, äwerst so allein in de Welt — dor ward so mit Einen rümmerstött.“

„Denn frieg.“

„Ja, dat dehr ik denn nu of woll, wenn ik man wüft, dat Hei mi tru bleew un dat Hei't nich mit oll Krämerschen ehr olle Fädermenthsche Diern höll.“

„Denn frieg jo nich.“

„Se, äwerst ik mücht doch gor tau giern friegen.“

„Na, denn frieg!“*)

*) Dies drastische, so recht aus dem Volksleben gegriffene und charakteristische Gespräch hat Reuter als „Läuschen“ bearbeiten wollen. Die handschriftliche Aufzeichnung trägt die Überschrift: Nr. 70. Anekdoten; auf der Rückseite des Blattes steht zu lesen: Hauswirths Wolf. Voltenhagen bei Wismar. — Die neue Folge der „Läuschen un Rümels“ schließt mit Numero 69. Reuter hatte also offenbar ursprünglich die Absicht, diese liebenswürdige Piece poetisch zu gestalten und als siebenzigstes Stück zu verwerten.

Woans Bur Fink Hasen fangen deiht.

„Was?“ seggt oll Förster Rod taum Jungen,
„Du sagst, er hätt' sich Hasen fungen?
Hochgräflich Hasen? Kör'l, bedenke wohl,
Was ein hochgräflich Hase is!“ —

„Ja, Herr, hei leggt sik Sneeren in den Kohl,
Un in de Sneeren sitten s' wiß;
Hei fangt de Hasen in de Bein,
Iſt hew dat gistern fulben seihn.“ —

„Kör'l, Jung, bedenk's! Ich glaub' es kum!
Hochgräflich Gnaden gnädigst Eigenthum,
Hochgräflich Hasen fängt de Bur?“ —

„Ja, Herr. Un an de Sneer, dor sitt 'ne Snur,
De geiht in siene Stuw henin'n,
Un an de Snur, dor hängt 'ne Kelingel,
Un bi de Kelingel sitt de Slüngel
Un luurt bi'n warmen Aben bin'n,
Un sitt en Haf' denn in de Sneer,
Denn bimmelt bin'n hen un her,
Un seihn S', denn geiht oll Fink herut
Un löſt sik all de Hasen ut.

Un Sündags lett hei s' sik denn braden.“ —

„Hochgräflich Hasen!“ röpt de Förster,

„Entsahmtes Takel!“ rute börſt'e.

„Täuw man, ik ward tau Gast mi laden!“ —

Den Abend geiht hei tau den Buren,
Oll Fink ward an sien Kelingel luren.

„Gun Abend, Fink!“ — „Schön Dank oß,“ seggt oll Fink
Un giwt sien Öllsch so'n lütten Wink,
So as: de olle Knav, de fängt mi nich —.
„Herr Förster, kamen S', setten S' sich!“
Sei warden beid sit nu verstellen
Un fangen an sit tau vertellen
Bon niegen un von ollen Tieden.
Mit einmal fängt de Kringel an tau lüden:
„Wat's dit?“ frögt hastig Förster Rod. —
„Oh nids,“ seggt Fink, „en Haf' is't blot.
Ik fang de Rackers in de Sneeren,
Sei dauhn mi all den Kohl vertehren.“ —
„Un denn?“ frögt Rod —. „Oh nids,“ seggt Fink
Un drückt tau Höchd de Döhrenklink,
„Herr Förster, kamen S' driesting mit,
Will'n doch mal seihn, ob einer fast nich sitt.“ —

*) Dies „Läuschen“ ist Fragment geblieben, gewährt aber trotzdem oder gerade deswegen hohen Reiz, indem es uns einen Einblick gestattet in Reuters geistige Werkstatt, uns eine Vorstellung gibt von der Art und Weise, wie der Humorist seinen gefundenen Stoff ansaßte. Auch die obige Geschichte ist, gleich den meisten Läuschen und Rimels, alt, im Volke sehr wohl bekannt und der Schluß folgendermaßen: Beim Fortgehen nimmt Bauer Fint die hinterm Spiegel steckende Rüthe, womit er seine Mädel zieht und die Buben züchtigt, und Beide treten hinaus in den Garten. Richtig! da sitzt Meister Lampe in Todesängsten. Der Bauer greift ihn bei den Löffeln, entledigt ihn der Schlinge und bearbeitet, während das arme Häslein die gelungensten Sprünge

Julkapp-Verse.

An **Erik Peters** (bei Ueberreichung eines Pfeifenkopfes).

Dit is en Ding tum Piepen,
Doch fläuten deiht dat nich;
Deihst Du't noch nich begriepen,
Denn rathe, Friederich!

Dem **Justizrath Schröder** (nach der Melodie: Butt Häuneken).

Justizeken! Justizeken!
Wo ward Di dat woll gahn?
De Geldgeschäften sünd dorhen,
Wenn s' in den Krieg sit slahn.
Kein Deuwel slütt denn Pacte,
Un keiner maakt Runtracte.
Justizeken! Justizeken!
Wo ward Di dat woll gahn?

in die Lust hinein thut, dessen Hintertheil mit der Nuthe. Als er dann glaubt, des Guten Genüge gethan zu haben, lässt er sein Schlachtopfer laufen und sagt zu dem ganz verdutzt dastehenden Förster: „De kümmt mi nich wedder! So, Herr Förster, op de Art fang ik de Hasen!“

An Erix Peters' Töchterchen (zum Deklamiren).

Bin ein kleines Wichtchen,
Hab ein blaß Gesichtchen,
Blondes Haar und blaue Augen,
Die noch nicht zum Neugeln taugen;
Geh' ich, ist's ein Balanciren,
Sprech' ich, ist's ein Quinkeliren.
Doch warte, noch funfzehn Jahr,
Dann wird Dir grau das Haar;
Ich springe dann lustig Berg ein Berg aus!
Bin thätig im Haus,
Hinab in den Keller, hinauf die Treppen,
Denn ich bin die Maus!
Hurrah!
Ich bin das Pöppen.

Viel fragen kann ein Federmann,
Antworten kann nicht Feder,
Es kommt nur auf die Frage an,
Auf's Aber und Entweder.
Hier könnt Ihr lernen, wie man's macht,
Wie man sich klug die Fragen stellt,
Und wie man über Unsinn lacht,
Wenn mal verqueer die Antwort fällt.

An Frau Luise Reuter (mit einer Muff).

Ich bün ein Ding, seih gruuglich ut,
Doch fäul'ch mi an ganz weit un warm.
Bon buten bün ic̄ nix as Hut,
Un binnen bün ic̄ nix as Darm.

Ich holl de Knäweln un dat Lief
Tau Wiehnachtstied Di prächtig warm.
Un nu, Du häckermenthsches Wief,
Nu mak mi wiere keinen Varm!*)

An Dieselbe.

Ach, Mutting! So hastig nu werre dormang!
Herre Gott doch! Ward Sei denn de Tiedt werre lang?
Man sachten! Man sachten! Wer nix nich besüht,
Dei kümmt stets, so mein ich, tau richtige Tiedt.
Fru Reutern fallt kriegen, Fru Reutern behöllt,
Dat heit, wenn de Inholt Fru Reutern geföllt.

*) Welche Glückseligkeit, welche Liebe thut sich in diesem Sprüchlein kund! Der junge Ehemann dichtete dasselbe für sein junges Weib zum ersten, gemeinsam mit einander gefeierten Heiligabend. Merkwürdig kontrastiren dagegen ein paar Verse aus jener früheren Zeit, da Reuter — wie es schien — vergebens um die Hand von Fräulein Luise Kunze wiederholt anhielt, da er glaubte, allein und verlassen auch in der Zukunft dastehen zu sollen:

Wenn einst sich senkt mit bleiernem Gefieder
Der blasse Tod auf meine Augenlider,
Wenn sich das müde Haupt zum Grabe neigt
Und jede Lebenshoffnung schweigt;
Dann ist's umsonst, wenn ich die Hände hebe,
Dass mir ein liebend Weib den letzten Handdruck gebe,
Dann ist's umsonst, wenn ich im Kreise schaue,
Ob nicht 'ne Kindessträn' auf mich herunterhaue.
Einsam hab' ich durchs Leben wandern müssen,
Es ist mein Loos, es einsam zu beschließen.

Sprüchlein.

An Herrn Hofprediger Karl Schaubach in Meiningen.

Bi dese Unerkenntlichkeit,
Bi dese Unverständlichkeit,
Weit ik gor nich, wat dat bedeut,
Wo dese gaude Minsch woll heit,
De jümmers an mi schriwen deih;
Doch eins is, wat mi trösten deih,
Dor is en Sprükwurt, wo dat heit:
Wat ik nich weit, mäkt mi nich heit.

Wo schön is't, wenn ut wide Firu.

Wo schön is't, wenn ut wide Firn
En Fründ uns winken deih,
Un wenn en fründlich Hart uns girn
Un warm entgegen sleih!

Un is dat nu en Dichterhart,
Is't en Colleg von min,
Denn hüppt min as en Lämmerstart
Un sleih entgegen Din!

Heww Dank, Du leive, fründlich Mann,
Dat Du mi so begrüßt!
Un wenn'k Di of nich seihen kann,
Ik weit doch, wer Du büst.

So is dat Recht, so möt dat sin
Up Dichter-Wanderschaft,
Ein Feder schick as Kundschaft in,
Wat hei mal wirkt un schafft.

So schick ic Di en Bauk hir in,
Wat möglich Du nich kennst,
Wat möglich Du in Dinen Sinn
„Ein schwarzes Schaf“ benennst.

Indessen schrew ic't doch einmal,
As mi de Welt was swart,
Un all de Noth un all de Qual
Terret mi mal dat Hart.

Un noch en anner legg ic bi,
Villicht is't Di bekannt,
De Hauptgeschicht spelt dicht bi Di
An Dinen Wisselstrand.

Un noch en Spaß legg ic mit in —
Lach' düchtig äwer mi! —
Doch nu, dat ic oß Dokter bün,
Bün'k icst Colleg von Di.*)

*) Dieses Gedicht hat Reuter kurz nach seiner Rostocker Ehrenpromotion zum Doktor der Philosophie und Magister der freien Künste, 25. März 1863, an den Gymnasialdirektor Dr. August Lehmann zu Marienwerder gerichtet. Derselbe, ein Sohn des Königsberger Universitäts-Professor Lehmann, der sich durch seine Theilnahme an der Stiftung und Leitung des „Tugendbundes“

Trinkspruch.

Ein fröhliches Mahl
Bei'm frohen Pokal
Mit hellem Gesang
Ohn' Streit und Zank
Kann wohl die Menschenbrust erfreu'n.
Darum erschall aus voller Brust
Für all die Lieb', für all die Lust
Ein Hoch dem tüchtigen Verein,
Der uns so frohe Stunden heut! —
Doch, Freunde, naht die schlimme Zeit,
Dann wird's uns nimmermehr mit Singen
Und mit der Fröhlichkeit gelingen.
Es braus't ein Sturm durch uns're Welt —
Läß brechen, was da bricht!
Läß fallen, was da fällt!
Und ging' das Alte all zu nicht,
Wenn nur der Mann zum Manne hält! —

seiner Zeit einen Namen gemacht, verfasste nicht nur verschiedene pädagogische Bücher, sondern auch Schriften über die Sprache Goethes, Luthers und Lessings. Aber auch in den Geist der Volksmundarten suchte er einzudringen, und er begegnete sich in dem Studium des niederdeutschen Dialektes mit Fritz Reuter, den er später in Eisenach besucht und persönlich kennen gelernt hat. Aehnlich wie Reusch und Fritschbier in Königsberg, trieb Lehmann nicht allein als Forsscher wissenschaftliche Behandlung des heimischen Idioms, er dichtete darin auch selbstschöpferisch; und diese seine plattdeutschen Lieder fanden in Reuter einen wohlwollenden Beurtheiler. Am 6. December 1883 starb Direktor Lehmann, 81 Jahre alt, zu Danzig.

„Berein“ nennt Ihr Euch — seid vereint!
Es gilt nicht blos dem fremden Feind,
Die eigne Zwietracht geh' zu Schanden!
Es soll in unsren deutschen Landen
Nur eines Volkes Stimme sein!
Das heißtt Verein!
Der nur allein
Kann's Herz erfreun,
Kann von dem deutschen Sonnenschein
Die Nebel scheuchen,
Die Sturmestwolke —
Schwarz, Roth und Gold, das ist sein Zeichen —
Hoch! hoch! dem ein'gen, freien Volke!

Noch ein Trinkspruch.

Vor drei Decennien tauchte Vater Rhein
Mit schilfumfränztem Haupt bei Morgengluthen
Hervor einst aus den grünen Fluthen
Und schaut' ins Laubbachthal hinein.
„Hm“, sprach er, „s könnnt auch anders sein. —
Was thu ich dort mit einer Mühle?
Wer, Teufel, steht mir dafür ein,
Dass nicht im hochpoetischen Gefühle
Ein kleiner Goethe kommt und mir geschwinde
'Ne Müllerin dahin setzt mit dem Kinde?
Ich bin romantischen Unsinns jezo müde.
Da singen sie im abgedroschnen Liede
Vom Blut der Reben und Liebesleben,
Von Küssenippen und Rosenlippen,

Von Pfirsichwang und süß Umfangen,
Von alten Bechern und goldenen Bechern,
Von perlendem Glase und rother Nase
Und, weiß der Himmel! — was all für Zeug.
Ihr dummen Kerle, ich frage Euch,
Kommt Euch denn niemals in den Sinn,
Dass ich, der Rhein, ein Gott des Wassers bin?
Na, wartet, ich will Euch das lehren,
Ich bau Euch einen Tempel hin,
Da sollt Ihr mich als Wassergott verehren!"

*) Gram oder richtig Gramm, Restaurateur.

**) Trapp auf Trappshöhe.

Ein Deckenschwitzer,
Ein Pillenhasser,
Ein Wasser-Prässer,
Kurzum, er sei so'n rechter, echter Nasser."

So sprach der alte Vater Rhein,
Und Doktor Petri rückt' als Hoherpriester ein.

So sind die Jahre denn dahingeschwunden,
Mancheiner hat Genesung hier gefunden,
Mancheiner biß in's Gras hinein,
Der Doktor blieb sich immer gleich.
Er geht umher, ermahnet Euch,
Er macht Euch wieder frischen Muth,
Symptome find't er sämmtlich gut,
Und wenn ihn Einer mal zu sehr verdrießlich plagt
Und von ägyptischen Plagen klagt,
So tröst' er äußerst freundlich diesen:
„Ja, bester Herr, das sind die Krisen." — —

Heut Morgen ging ich an den Rhein,
Da kuckt der Alte aus den Wellen:
„Wie geht es?" rief er, „sag' mal, stellen
Sich auch bei Dir schon Krisen ein?
Wie geht's Dir denn, Du altes Haus?
Wie sieht's denn in der Laubbach aus?
Ich wollt' Dich längst schon darnach fragen." —
„Ja, gnäd'ger Herr", sprach ich, „wenn ich so wollt' ...
Es ist nicht Alles, wie es sollt." —
„Was ist denn los?" rief nun der Alte,
Und auf der Stirn zeig't sich 'ne Falte,
„Was ist denn los?" rief Vater Rhein,
„Hallunke, schenk mir Wahrheit ein!" —
„Herr", sprach ich, „das soll'n Kranke sein?

Sie jubiliren und musiziren,
Sie schnabuliren und pokuliren,
Und Einige sollen sogar sponsiren;
Sie rennen im lieben Lande umher,
Als wenn nicht genug Lärm auf der Landstraße wär'.
Ich habe von dem Lärm genug,
Ich misse den richtigen Krankengeruch.
Und nun erst heute!
Da rennen die Leute,
Die ganze Laubbach wird aufgeputzt,
Der Herr Inspektor ganz verduft
Geht wie die bleiche Sorge um,
Johann, der kümmert sich gar nicht drum,
Ob ich des Morgens bin abgerieben,
Allotria nur, die werden getrieben;
Und der Herr Gram und das Personal,
Die schmücken die Tafel und den Saal,
Ob was drauf kommt, fällt keinem ein;
Mag wieder ein schönes Essen sein!
Was haben wir Kranken in unsren Nöthen
Zu thun mit Essen und Festivitäten?"" —
Da flogen von der Stirn die Falten,
Und um den breiten Mund des Alten
Legt sich ein derbes Lachen um:
„Oh Fritz“, sprach er, „was bist Du dumm!
Du bist ja 'n Erzkameel, ein Erzphilister!
Wenn Euer würd'ger Hoherpriester
Jahr aus Jahr ein muß Wasser saufen,
Ein edles Vorbild Euch zu sein,
Wenn er bei Eurem Wimmern, Eurem Schrei'n
Die kurzen Bein' muß kürzer laufen,

Bis er schachmatt ins Bett muß sinken,
Um Euch Gesundheit zu erkauen,
Wollt auf sein Wohl Ihr nicht mal trinken?
Ihr seid ja undankbare Wichte!" —
Und Born malt sich auf seinem Angesichte —
„Ich räche ihn, Ihr sollt drauf trinken,
Doch nicht in kühlem Wasser — nein!
Ihr sollt drauf trinken heut im Wein,
In diesem Gift! Das soll die Strafe sein!"
So sprach der Vater Rhein, und wie ein Frosch ganz munter
Taucht er in seinen Fluthen unter
Und da verschwund er. —

— — — — — —
— — — — — —

Der Alte hat's gesprochen,
Der Alte hat's gesagt,
Hat sich an uns gerochen,
Doch wir sind unverzagt.

Der Doktor, er soll leben
Und wachsen immerdar!
Und, wenn es Gott will geben,
Wachs' er durch's eig'ne Haar!

So lang' noch Frauen grüßen
Den Strand des grünen Rheins,
So lang' noch Neben sprießen,
Die Quellen edlen Weins,

So lang' ein Kräcker eben
Noch nicht drei Hundert wog,
So lange soll er leben!
Hoch, Doktor Petri, Hoch!*)

Gedicht

an den Großherzog Friedrich Franz
bei Zusendung von „Dörlsläuchting“.

Es paßt sich freilich schlecht, wenn ich mich untersange,
In dieser Zeiten ernstem Drange,
Des hohen Fürsten Fühlen, Denken
Vom tiefen Ernst auf heitern Scherz zu lenken.
Indessen da der klapperbein'ge Bürger,
Das alte rasselnde Gerippe,
Das frech umgeht mit Stundenglas und Hippe,
Beinahe ganz verschont die braven Mecklenburger,
Und Sie, mein hoher Herr, in alter Reichsstadt Mauern
Den Lorbeer sich um Ihren Helm geschlungen,
So, denk ich, ist was Fröhliches errungen,
Und Jubel herrscht im Lande mehr, denn Trauern.

*) Zur feierlichen Geburtstagssfeier des Sanitätsrathes Doktor Petri, Dirigenten der Kaltwasser-Heilanstalt Laubbach zwischen Coblenz und Stolzenfels, hart am Rhein gelegen, woselbst wir von Juni 1865 bis April 1866 uns befanden. (Nach Frau Dr. Reuters eigenhändiger Aufzeichnung.) Vergl. S. 84.

Doch sollten wirklich sich die Sorgen schwer
Herniedersetzen auf des Fürsten Stirn,
Den Wolken gleich, die auf des Berges Firn
Zuerst sich lagern, hoff ich doch, ich wär'
Vor meinem hohen Herrn entschuldigt,
Dass ich ihm so nach meiner Art gehuldigt. —
Des Menschen Seele ist gar wunderbar
Und wechselvoll gestimmt von Anfang an gewesen,
Und nicht erträgt sie Spannung immerdar,
Sie muss zuweilen ihre Wirbel lösen;
Drum wag' ich's dreist trotz meinem Ungeschick
Und selbst auf die Gefahr hin, dass ich fehle,
Ich faß den Wirbel, dreh' ihn keck zurück
Und spann' die Saiten ab von meines Fürsten Seele.

Eisenach, Anfang September 1866.

P r o l o g

zur Feier der goldenen Hochzeit
von Dr. Franz Eberhard Marggraff und Frau Eleonore geb. Engel.

Dat sünd nu föftig Jöhr —
Ja, ja: 't sünd föftig Jöhr,
Dunn makt de Oll 'ne Jöhrt,
So recht nah Wiking-s-Ort:
Hei föll in Nahwers Land,
Just nich mit Murd un Brand,
Ne, 't was 'ne Frigeri,
'Ne Frugens-Röweri.

Tau Jabel up den Strand
Gewunn hei sick de Hand
Bon fine Leonor —
Dat sünd nu föstig Jöhr! —

De Gegend müßt em sihr behagen,
Denn af un an let hei sick wedderseihn;
Doch kamm hei nu nich mihr allein.
Ach ne! Hei hadd up finen Wagen
En ganzen Swarm von luter Gören —
Dat krawwelt hin'n, dat krawwelt vören,
Un Westen*) rep sin Fru: „Fieb, kumm un mat,
Süh dor, dor treckt de Draf!“

*) Westen hieß der „Havmeister“, der die Aufficht über die Leute führte, zu Jabel. Es war zugleich eine Landwirthschaft mit der Pfarre verbunden. Als Pastor in dem Kirchdorfe Jabel bei Malchow fungirte Fritz Reuters Vaterbruder, Johann Karl Jakob, der eine Schwester der Frau Marggraff geheirathet hatte, eine Tochter des Küchenmeisters Engel zu Kloster Malchow. Der alte „Vater“ Marggraff, wie ihn der Berliner Volksmund nannte, feierte am 6. Oktober 1868 seine goldene Hochzeit mit Leonore geb. Engel, der Schwester von unsres Dichters Tante. Er war ein Freund und Genosse Jahns, dessen Bestrebungen für Ausbildung körperlicher Kraft und Tüchtigkeit und vaterländischen Geistes er sich mit vollster Begeisterung angeschlossen hatte. Als wahrer Turner und Patriot „frisch, froh, fromm, frei“, war ihm eine gewisse Strenge gegen fremdländisches Wesen eigen, so daß er z. B. kein entbehrliches Fremdwort litt. Er war so recht ein Mann nach dem Herzen unseres Reuter, der ihm sein Lebelang dankbar blieb für seine Verwendung 1833 auf der Hausvogtei und ihn später, wenn er nach Berlin kam, stets besuchte. — Im December 1879 starben die beiden alten Marggraffs fast zu gleicher Stunde, im Leben wie im Tode an Philemon und Baucis erinnernd.

All'ns tau beschriwen, bün ic̄ nich cumpabel,
Ic̄ weit man blot einmal von Jabel,
Dat dunn min Uncle tau mi seggt:
„Ohm Marggraff kümmt hüt von Berlin
Mitsammt sin Fru, mit Hün un mit Verdün.
Jung, nu paß up, besinn Di recht,
Du darwst mi denn, as süs, nich unkeln,
Französch nich reden, nich mal munkeln;
Tau mi seggst ,Ohm', tau Tanten ,Bäse',
Sonst zupft er Dich an Deiner Nase,
Denn er ist sehr für altdeutsch Wesen,
Er ist so ein richt'ger Sprachreinigungsbesen.“
Un Käster Suhr*) ward raupen. — „Vieber Suhr,
Oh, steigen Sie doch mal den Thurm hinauf
Und passen Sie recht fleißig auf,
Sehn Sie den Weg nach Malchow 'rüber,
Ohm Marggraff kommt daher, mein Lieber.“ —
„Sogleich! Förfötschen, Herr Pastur!

*) Suhr, diese berühmt gewordene Figur, dessen klassisches Missingsch kaum hinter der Sprache Bräsig's zurücksteht, lebte wirklich als Küster und Organist zu Jabel. — Mit „en lütten Jung“ ist der Kuhjunge Gustav Möllhausen gemeint, der blinde Krishan war ein armer Dorfbewohner. Wilhelm Stolzenburg war damals Kandidat in Grabowhof bei der Gräfin Voß, wurde Prediger, heirathete des Pastoren Reuter Tochter Ida und starb als Regierungs- und Schulrat in Breslau. — Jochen hieß der Kutscher, Mariken das Dienstmädchen. — Fritz Reuter hat hier auch nicht die unbedeutendste Persönlichkeit vergessen; sein wiederholter Aufenthalt in Jabel trat ihm bei dieser Gelegenheit erinnerungsreich vor Augen.

Der Thorm is meine andere Natur,
Ich steig sogleich raus auf den Thorm,
Und wenn ich was bemerk', denn lüd ich Storm."—"—
„Um Gottes Will'n nicht, Suhr! — Wenn sich der Wagen naht,
Dann geben Sie 'nen Wink, daß wir dann sind parat." —

De Wagen kümmt, un Suhr giwvt finen Wink.
So, nu man 'ran, nu makt of flink!
En lütten Jung ward up en Disch rup stellt,
Dat hei von dor de Anred' höllt.
De blinne Krishan, as Apoll verkleedt,
Steicht vör em dor mit fine Vigolin
Un fidelt los, as müßt so sin;
De ein Fetthamel was bekränzt,
Von achter nüdlich upgeswänzt,
Un Bauschan hadd an finen Swanz
Den wunderschönsten Rosenkranz;
Un Willem Stolzenborg un ic,
Wi stunnen dor mit lang Manschäten,
Dat wi den Ohm doch argerten en beten.

Na, dat was wedder mal en Stück! —
Un Uncle Paster stunn dor achter,
Herr Je, wo lacht'e!

Nu würd'n de Gören denn rute pact
Un würd'n ut dat Stroh rut rakt.
„Hir sünd noch zwei, nu sünd't all vier,
Un einen seh ic noch von hir,
Un des' is mal recht schön bi Liw',
Nu sünd't all siw.
Oh, des' is of recht gaud beschapen;
Hir hett sic Ein in't Stroh verkrapen.

Man ümmer her! Man her, mi in den Arm!
Gott, du bewohre, wat 'ne Haub!*)
Wo unsen Herrn woll ward tau Maub,
De freten uns jo riklich arm",
Seggt Jochen tau Mariken,
„Na, 't kümmt jo ok woll All in'n Gliten." —

Nu kemen idel fröhlich Dag',
Bet ganz taulebt de ew'ge Judenfrag'**)
Kamm richtig wedder an de Reih.
Mit einmal was de Pott entwei!
Denn dat hadden unse beiden Ollen
Von Anfang an un ümmer fast so hollen,
De Judenfrag' müßt utsecht warden von de Beiden,
Un wir't ok irst bi't Scheiden.
Un irnstlich kemen sei denn tausamen
Un streden sick äwer Abrahams Samen;
De Unclel was dorgegen, de Ohm, de was dorvör,
Un wenn de Kutscher höll all vör de Dör,
Irst müßten sei in't Reine kamen.
Mit einmal heit': „Wo's Martin blewen?"
„Hei was jo hir." — „Ne, ne,
Hei was vermorrn an den See." —

*) Der Marggräffsche Ehebund wurde mit dreizehn Kindern gesegnet. Martin war Fritz Reuters besonderer Liebling, auf dessen Bitte auch dieser hochzeitliche Prolog entstand, und aus dessen Leben eine kleine Episode hier eingeflochten ist.

**) Der alte Marggräff, dessen Privatschule zu Berlin (Sophienstraße 12) auch viele Schüler aus den ersten israelitischen Familien besuchten, trat stets und noch bis zu seinem Tode in gewissem Sinne für die Juden ein.

„Herr Je! Herr Je! Dat junge Lewen!
Wo is hei blewen?“
„Hei is verdrunken! Em is dat mallürt!“
De Judenfrag' ward dispensirt,
Un Allens röppt,
Un Allens löppt
Un söcht em hir un söcht em dor.
Ne, nahrends nich! So, Badder, so, nu rohr!

Ich hadd so'n düstre Ahnung von Begriff,
Dat ich em woll bi't Angeln trüff.
Gewiß, de Slüngel, de ward angeln. —
Ich ward denn stracks taum See hen stangeln;
Un richtig! Min leiw Martin set
In't Badhus dor un lek mal tau,
Wat woll de Vors hüt morgen bet.
Dor satt de saubere Gesell!
Ich arretirt em up de Stell
Un bröcht em ran an de Verwandten:
„Hier is hei, Unkel! is hei, Tanten!“

In Unbetracht der Umständ' und so weiter
Und wegen ernstlichem Bemühn
Ward diesmal denn dem halbfranzösischen Frix Reuter
Sein deutsches Kauderwelsch verziehn.
Un Ohm un sei, sei führten nah Berlin. —

Dat wieren dunn mal lustige Tiden,
Un frohe Minschen beden dorin lewen.
Wo sünd sei blewen?
De jungen würd de Wind nah alle Siden
Bon'n anner pusten, un de ollen? —
Sei sünd dorhen, sei hetwen't sic entseggt,

Uns äwer hewwen s' de Schülligkeit upleggt,
Dat wi ehr Angedenken heilig hollen.
Und von de jungen of, wo vel sünd von uns weken,
Un wenn wi annern uns nah langen Föhren
Up't drüdde Flag mal wedder spreken,
Denn grüssen wi uns mit grisen Horen.
Ach, velen würd de Welt tau gramm!
Ji sid de ležten von den ollen Stamm,
Ji hewwt de Lewensfahn bet dorhen swent,
Dat Schicksal, wat uns' Herrgott lenkt,
Hett Zug bi Jugen truen Wirken
Bet dorhen gnädiglich verschont,
Mit männig riken Segen lohnt.
Un wenn of veles bittres Leiden
Un harte Trübsal drop Zug Beiden,
Ji höllen wacker Hand in Hand
In'n Bösen, as in'n Gauden, Stand.

So strid denn wider, tapfres Poor,
So strid denn wider männig Fohr,
Bet Du of sackt tau ew'ge Rauh!
Wi Kinner äwer stahn un seihn Zug tau,
Dat wi nah Jugen Weg uns richten,
Dat wi, as Ji, mal scheiden müchten.
Wi stahn üm Zug un beden in de Still:

„So as Gott will!“

Wie's die Dichter machen, wenn sie dichten.*)

Wie ich dichte? willst Du wissen;
Zwar nicht gerne geb' ich's kund,
Doch Du sprichst mir zum Gewissen —
So vernimm den wahren Grund:

Erstens nehm' ich einen Bogen
Ganz gewöhnliches Papier,
(Einen Pfennig nur den Bogen)
Und den Bleistift spitz' ich mir.

Und so wandern nun wir Dreie
(Nämlich ich, Papier und Stift)
Wohlgemuth hinaus ins Freie,
Wie der Weg sich grade trifft.

*) Improvisirte Verse von Fritz Reuter, gegeben zu Friedland in Mecklenburg 1873 in einer Gesellschaft, auf die Frage: Wie es eigentlich die Dichter machen, wenn sie dichten? So steht unter dem Manuscript. — Da nun Reuter in jenem Jahre nicht in Mecklenburg war, ist nur anzunehmen, daß sich ein Landsmann, vielleicht im Auftrage einer heitern Gesellschaft, an ihn gewandt hatte mit der Bitte: „Fritz, segg uns mal, woan's makst Du eigentlich dat Dichten?“

Langsam geh' ich hin und wieder,
Sinne dies und denke das,
Seze mich zuletzt wohl nieder
In das weiche Wiesengras.

Horch! da hör' ich lustig plaudern.
Hurtig, was die Stimme spricht,
Schreib ich nieder ohne Zaudern —
Und so mach' ich ein Gedicht!

Über die Urgestalt von „Alt mine Stromtid.“

Fritz Reuter war im Juli 1840, nach siebenjähriger Festungszeit, der Freiheit und dem Leben wieder geschenkt worden.

Was nun? — Ut em ward nids! —

Ein Decennium hindurch schwankte er hin und her in der Wahl des Berufes. In der Malerei sich künstlerisch auszubilden, diesen Lieblingswunsch verhinderte das Veto seines Vaters, auf dessen Befehl er vielmehr seine juristischen Studien wieder aufnehmen mußte. Er that dies während des Wintersemesters 1840/41 zu Heidelberg; allein ihn fesselte, wie zu erwarten stand, die trockene Rechtsgelehrsamkeit mit nichts. So lehrte er im Sommer zurück in die Heimat, anfangs zu seinem Oheim, Pastor Reuter in Zabel, wo er sein poetisches Talent in kleinen launigen Gelegenheitsgedichten erprobte. Dann, in Stavenhagen, übertrug ihm der Vater amtliche Schreibereien und Absfassung von Berichten, bis er ihm endlich erlaubte, die Landwirtschaft zu erlernen.

Damit beginnt der entscheidende Wendepunkt in seinem Leben, seine „Stromzeit“.

Auf dem der gräflichen Familie Hahn-Basebow gehörigen Gute Demzin bei Malchin, das ein Herr Rost in Pacht hatte, trat Fritz Reuter als Volontair ein. Hier

harrte er drei Jahre aus, gesundete körperlich und geistig und wurde ein tüchtiger Detonom. Der Gutsbesitzer Fritz Peters, seines Lehrherrn Schwager, hatte ihn lieb gewonnen und lud ihn zu sich ein nach Thalberg bei Treptow an der Tollense. Bald darauf starb sein Vater, am 22. März 1845, neunundsechzig Jahre alt. Im Testament wurde dem Sohne sein Erbtheil nur dann zugestilligt, falls er innerhalb vier Jahren sich gänzlich das Laster des Trinkens abgewöhnt haben würde. — Somit stand er völlig mittellos in der Welt da, jedoch nicht ohne Freundschaft: das Peterssche Haus wurde sein Zufluchtsort.

In diese Zeit fällt sein erster, größerer, schriftstellerischer Versuch, ein auf breiter Basis angelegter Roman, die größtentheils hochdeutsche Urgestalt der „Stromtid.“

Höchst wahrscheinlich, um nicht zu sagen: zweifellos, entstand diese litterarische Arbeit auf dem Gute Thalberg, wo Reuter nach zurückgelegter Lehrzeit ein gästliches Asyl gefunden hatte, und zwar im Winter 1844 auf 1845, nicht, wie Adolf Wilbrandt angibt, erst 1847. Der Tod seines Vaters und die damit verbundene Aufregung und Sorge um die Zukunft wird die Fortsetzung und den Abschluß verhindert haben. Das Manuscript blieb unvollendet und ungedruckt, ja unbekannt. Wohl thut Reuter in Briefen wiederholt des Entwurfs Erwähnung, der bis an sein Lebensende „wie ein dickebiges Fragezeichen in seinem Buste lag.“ Aber mit Augen gesehen hatte es selbst nicht Wilbrandt, unseres Dichters Biograph.

Könnte man noch, ruft derselbe aus, jene frühere hochdeutsche Gestalt dieses Romans mit der jetzigen vergleichen, was für anziehende Merkmale der Entwicklung

würde man auffinden! Vielleicht waren schon in die erste Form manche der „schönen mecklenburgischen Tagelöhner-novellen“ eingewoben, wie er in „Schurr-Murr“ die Geschichten nennt, die er dem gern und gut erzählenden Statthalter von Thalberg abgefragt hatte. In die „Stromtid“ wenigstens, wie sie uns nun vorliegt, hat er mit vollem epischen Behagen Alles niedergelegt, was die zehnjährige „Errfahrt“ seiner Landmannszeit ihm an Stoff hinterließ; bis auf die verrückten Verse aus dem „gräflichen Geburtstag“, die beim festlichen Einzug der Pümpelhäger Herrschaften in Marie Möllers Munde wiederkehren, und bis auf die Boston-Partie im letzten „Bräsig-Brief“, die sich in breiterer, wunderbarster Ausführung im 22. Capitel der „Stromtid“ verjüngt. —

Die Existenzfrage des Manuscriptes und dessen Bedeutung soll nun auf diesen Blättern durch mich erledigt und nachgewiesen werden.

Im Herbst 1883 übersandte mir des Dichters Wittwe neben anderen handschriftlichen Papieren ein großes, in blauen Altendedel eingeschlagenes Konvolut, worauf Fritz Reuter kurz und bündig geschrieben hatte: „Manuscript eines Romans.“

Dasselbe trägt alle und zum Theil rührende Spuren der Echtheit. Es umfaßt siebenzig Foliobögen. Die Farbe des ursprünglich weißen Papiers ist gelblich geworden, die Tinte verblaßt. Die Buchstaben selbst sind deutlich lesbar, flott geschrieben, in Absäzen, bald mit spitzer, bald mit stumpfer Feder, bald enger und kleiner, bald weitläufiger und größer, häufig halbe, mitunter ganze Seiten wieder ausgestrichen oder freigelassen. Reuters Handschrift hat sich im Laufe der Jahre wenig oder fast gar nicht geändert.

Der Rand enthält viele Verbesserungen und Zusätze; man gewahrt, daß der Autor feilte und das am vorigen Tage Gefertigte überlas, ehe er weiterschrieb. Kleine Federzeichnungen, zumeist skizzenhaft ausgeführte Köpfe, vielleicht Portraits, bekunden, daß der Illustrator, der Maler hier mit dem werdenden Schriftsteller einen Wettschreit einging. Der Letztere hat obgesiegt; wohl ihm, wohl uns!

Ja, ich hatte wirklich den lange gesuchten Schatz vor mir, denn als solcher erwies sich das Schriftstück. Nicht etwa eine litterarische Kuriösität, nein ein Werk von poetischem Werthe, das in den weitesten Kreisen des deutschen Volkes Bewunderung erregen dürfte, lag in meinen Händen.

Ein heiliger Schauder überkam mich, eine Wonne sonder Gleichen, noch nie in dem Grade empfunden, obwohl ich hier nicht zum ersten Male hinterlassene, ungedruckte Papiere eines großen Mannes einer Prüfung unterwerfen sollte.

Vierzig Jahre sind verflossen seit der Entstehung dieses Manuscriptes, zehn Jahre seit dem Tode des Verfassers, der sich vornehmlich durch die Ausarbeitung dieses Entwurfes zur „Stromtid“ einen unvergänglichen Namen in der deutschen Litteratur, einen Ehrenplatz im Herzen seines Volkes erobert hat.

Die „Stromtid“ bezeichnet den Anfang und das Ende, den ersten Anlauf wie den Höhepunkt von Reuters geistigem Schaffen, den „Op- un Dalsprung“; mit diesem Werke begann er, mit diesem Werke beschloß er seine schriftstellerische Laufbahn, wenn wir von minderwerthigen früheren und späteren Arbeiten absehen.

In die Gedankenwerkstätten großer Menschen eingeweiht zu werden, hat immer etwas Verlockendes und Reiz-

volles, zumal wenn es sich um eine so individuell ausgeprägte Dichterphysiognomie wie die Fritz Reuters handelt.

So wird der Leser sich gern den Inhalt des Manuscriptes erzählen, mit desto lebhafterem Interesse sich eine ausführliche Analyse gefallen lassen, da er unwillkürlich die ihm bekannte „Stromtid“ zur Vergleichung heranzieht.

Fritz Habermann ist Inspektor auf dem Gute Pümpelhagen, welches dem Kammerherrn und Kammerath Aloisius von Hakensterz gehört. Dieser, ein einfacher, guter alter Seigneur, entstammt einer adeligen Familie in Mecklenburg, deren Ursprung in das graueste Alterthum zurückdatirt, und deren Glieder schon in frühesten Zeiten mit hohen Kriegs- und Friedensämtern von ihren Landesfürsten betraut waren. Die Hakensterze waren durchweg brave Leute, nicht zu strenge gegen ihre Untergebenen, gern bereit, dem Bedürftigen beizustehen, mehr geachtet als eben reich; und wenn auch ihr Stammgut Pümpelhagen nicht ganz schuldenfrei war, so war es doch einträglich genug, um sie ihrem Stande gemäß zu ernähren.

So schlicht und bieder nun der jetzige Erb- und Gerichtsherr denkt und handelt, ebenso stolz und hochfahrend zeigt sich dessen Gemahlin. Besonders in der Frage, was ihr einziger Sohn, Alexander Franz Friedrich Wilhelm, werden solle, gehen Beider Ansichten weit auseinander. Als tüchtigen Landmann wünscht der Vater den zukünftigen Besitzer von Pümpelhagen zu sehen. Also zum plumpen Klutentreter und gemeinen Missfärken wolle er den Sprossen erziehen? entgegnet die aristokratische Mutter. Sie werde, wenn er in das Herz des Knaben die schmutzige Saat des Ackerbaues und der Industrie säete, die Drachenzähne des mittelalterlichen Heldenenthums darin ausstreuen,

damit geharnischte Ideen aufgingen von der Würde des Bestehenden und dem historischen Rechte des Adels. Sie wolle ihren Sohn vor der Kräze des Bürgerthums durch den enganschließenden Glacehandschuh einer Militairuniform bewahren.

Und der Sohn? Er ist ein guter, folgsamer Junge, der ruhig den ökonomischen Auseinandersetzungen des Vaters wie den soldatischen Vorspiegelungen der Mutter ein Ohr leibt. Da tritt eine Gemüthsstimmung bei ihm ein, die den ersten Schimmer von geistiger Selbstständigkeit über ihn zu verbreiten scheint. Dies ging so zu: Die Mutter hatte überall ausposaunt, ihr Friedrich Wilhelm werde nächstens ins preußische Militair treten, und vor Allem in dem Oberforstmeister von Viezkampschen Hause dessen Heldenhum als ausgemachte Sache proklamirt. Das hörte die sechszehnjährige Tochter und beschloß gelegentlich einer Abendgesellschaft im elterlichen Hause, wozu auch ihr etwas älterer früherer Spielskamerad geladen war, ihn mit seinem Kriegsmuth zu necken. Sie sang also nach Tische das Liedchen vom kleinen Hans und begleitete besonders die Schlussstrophen:

Lieber Hans, gib Dich zufrieden,
Spare Deine Heldenkraft,
In der ganzen Welt ist Frieden,
Und der Krieg ist abgeschafft —

mit so drolliger Komik und mit so scharfen Schlossen der Satyre aus ihrem lachenden blauen Auge, daß im Nu die gehoffte Ernte des Kammerraths geknickt war, sein Sohn auffsprang und, zum ersten Male in seinem Leben den Winken seiner Eltern ungehorsam, die Gesellschaft verließ. Ein niegekannter Trotz erfüllte ihn, der

Spott des schönen Mädchens führte ihn plötzlich zur Entdeckung eines eigenen Willens, trieb ihn zur Entscheidung, Soldat zu werden. Aber beinahe ist ihm der Entschluß doch schon wieder leid, als das Rollen eines Wagens die Rückkehr der Eltern verkündet und Gabriel, der alte Bediente, ihn ruft. Der Vater sitzt am Fenster, die Mutter auf dem Sopha. Die Letztere beginnt: „Mein Sohn!“ — „Mein lieber Sohn!“ fällt der Erstere ein. „Unsere Ahnen, die“ — sagt die Mutter. „Dein eigener Vortheil, der“ — sagt der Vater. Ein Weltkampf der Ueberredung entsteht, ein ehelicher Zwist droht gleichfalls auszubrechen, den noch rechtzeitig Friedrich Wilhelm mit der überraschenden Bemerkung verhindert: er habe einen Entschluß gefaßt. — Entschluß?! Das klingt aus seinem Mund so abenteuerlich verwegen, daß Beide verwundert einhalten und ihn starr anblicken. „Und was für einen?“ fragt die Mutter. „Ich will Soldat werden!“ — „Mein Sohn!“ sagt, sich erhebend, der Vater. „Mein lieber Sohn!“ sagt die Mutter. „Wie betrübst Du mich,“ sagt der Vater. „Wie erfreust Du mich“, sagt die Mutter. „Bümpelhagen ist ein Gut, das —“. „Berlin ist eine Stadt, die —“. „Dreiunddreißig Last Weizenboden hat —“. „Die gebildete Noblesse Deutschlands hat —“.

Herr von Hakensterz muß sich wohl oder übel fügen. Abschiedsvisiten werden gemacht, die gnädige Frau Mama packt und gibt gute Lehren, der Papa holt das nöthige Geld und geleitet seinen Sohn zur nächsten Poststation, von wo aus derselbe mit der ordinairen Post abtschirbt, während der Alte nach seinem Gute Bümpelhagen fährt.

Die kammerräthliche Familie hielt sich dort stets nur für kurze Zeit im Sommer auf und pflegte den größten

Theil des Jahres in Schwerin zuzubringen. Die Gutsbewohner waren der Inspektor Fritz Habermann, ein Birthschafter, eine Birthschafterin, Knechte und Mägde; sie Alle wohnten auf dem Hofe. Unter den Insassen des Dorfes, welches nahebei im geschlossenen Kreise um einen Teich lag, war die Hauptperson der Schulmeister; dann folgten der Weber, ein Maurergeselle, der Rademacher, darauf die Deputatisten (die sich selbst Triptätes zu nennen belieben), als da sind: Statthalter, Schäfer, Kuhhirte, Vormäher und einige Ochsenhüter, endlich die Tagelöhner mit ihren Hofsjungen und Hosdirnen, sowie die Altentheiler.

An jenem Tage zur Schummerstunde im Juni 1840 sitzen der Dorffschulmeister und Inspektor zusammen, reden vom Wetter, und der Erstere erzählt seine abenteuerliche Vergangenheit, als plötzlich der herrschaftliche Wagen in Sicht kommt und vor dem Herrenhause hält. Der Kammer-rath lässt sich von Habermann eingehend über die Resultate des Wollmarktes Bericht erstatten, der sehr günstig lautet. Das einkassirte Geld, zweitausend Thaler, hat der Inspektor gerade an demselben Morgen früh durch den alten, bekannten Boten schon nach Schwerin geschickt, damit Herr von Hakensterz es noch einige Zeit vor dem Termin in Händen habe. Soweit ist Alles in Ordnung.

Wie von ungefähr schaut Habermann zum Fenster auf den Hof, der noch hell genug ist, um die Gegenstände deutlich erkennen zu lassen. Mit einem Male stürzt er hinaus mit dem Ausrufe: „Was, Teufel, heißt das?“ — Der Kammer-rath weiß sich solch unerhört rücksichtsloses Benehmen nicht zu erklären; er tritt ans Fenster und sieht seinen Inspektor mit eiligen Schritten auf einen Mann zugehen, der langsam und zögernd auf den Hof kommt.

augenscheinlich ein Tagelöhner, welcher botenweise geht. „Wo taum Dunnerwedder, Regel, kommt hei her?“ Dieser entgegnet etwas Unverständliches. „Hallunke, Er lügt!“ und der Inspektor packt ihn beim Rockfragen und zieht mit dem Widerstandslosen nach dem Herrenhause ab.

Mit den Worten: „Gnädiger Herr, es ist ein Unglück passirt“, tritt er in Begleitung seines Opfers vor den Kammerrath. „Dies ist der Vöte, der Tagelöhner Regel, der das Geld, die zweitausend Thaler, nach Schwerin bringen sollte. Nach Schwerin ist er nicht gewesen, und das Geld hat er nicht wieder zurückgebracht. Er sagt, man habe es ihm geraubt, auf der Landstraße sei er angefallen von fremden Chausseearbeitern. — Der Kerl lügt, der lässt sich nichts abnehmen mit Gewalt. Sehen Sie ihn an, er ist gar nicht verlebt, sein Rock nicht einmal zerrissen oder schmutzig!“

Des Herrn von Hakensterz Inquiriren bleibt gleichfalls erfolglos. Der Vöte beharrt bei seiner Aussage. Das Geld scheint verloren und wird doch im Augenblicke doppelt nothwendig gebraucht, wo der Junker ins Militair tritt. Aber geschehen muß Alles, um der Sache auf den Grund zu kommen und womöglich die Summe wiederzuerhalten. Der Tagelöhner soll am nächsten Morgen zum Justiziarius geschickt werden und Habermann später schriftliche Nachricht über die Untersuchung nach Schwerin geben, wohin der Gutsherr morgen früh zurückkehren muß.

Spät Abends verhört der Inspektor noch die Frau des Delinquenten in der Hoffnung, von ihr vielleicht etwas zu erfahren. Allein das bescheidene und nette Weib weiß von nichts. Voll Angst ahnt sie aus den Fragen, daß

ihrem Manne Schreckliches passirt sei, und mit Entsezen vernimmt sie den Verlust des Geldes. Sie betheuert ihres Mannes Unschuld, man müsse es ihm gestohlen haben. Sie will selbst gleich mit ihm reden, er werde ihr die Wahrheit sagen; — indeß für heute schickt Habermann sie nach Hause. Das Einzige, was ihm die unerklärliche Geschichte ein wenig glaubhaft macht, ist der Umstand, daß der sonst nüchterne Tagelöhner morgens Branntwein getrunken hat, von dem noch ein Rest seit dem Begräbniß der Mutter vorräthig gewesen, wie die Frau erzählt.

Der Inspektor wandelt langsam in seinem Zimmer auf und ab. Er versinkt in tiefes Brüten. Dies Ereigniß ist in seinem stillen, einförmigen, aber stets beschäftigten Leben von Bedeutung. War der Verlust des Geldes durch seine Schuld erfolgt? War ihm Nachlässigkeit, Unbesonnenheit vorzuwerfen? Er hatte einen sicheren Boten gewählt, der schon viele Male ähnliche Besorgungen getreulich ausführte, und demselben die gemessensten und zweckmäßigsten Befehle ertheilt. Er selbst muß sich frei sprechen; aber werden Andere, wird sein Brodherr ebenso urtheilen? Und wenn nun die zweitausend Thaler sich nicht wiederfinden, wer trägt den Schaden? Er war der Absender; haftete er nicht für das Risiko? Er erschrickt bei diesem Gedanken. An dem Gelde hängt sein Herz nicht; allein, wenn er diese Summe erstatten soll, so gehen die Ersparnisse langer, mühevoller Jahre mit drauf, und ihm bleibt wenig oder nichts, was er sein eigen nennen kann.

„Soll ich denn wieder ganz arm werden, wie ich es schon einmal war?“ fragt er sich. „Es wäre traurig für mich in meinen alten Tagen. Doch gern wollte ich unverdrossen von Neuem anfangen, einen Nothpfennig zusam-

menzubringen; aber Louise? was wird aus ihr, wenn ich die Augen schließe und sie allein steht in der Welt?"

Er legt sich aus dem Fenster und schaut hinaus in die stille Sommernacht. Allmälig wird's ruhig und feierlich in seiner Brust. Erinnerung nimmt seinen Sinn gefangen. Die Tage seiner Kindheit stehen vor ihm, sein ganzes Leben, ein langer, dunkler Weg.

Er war der Sohn eines unbemittelten Wächters, wurde nach der Konfirmation als Wirthschaftslehrling beim Vater installirt; nach zweijähriger Lehrzeit fand sich für ihn als Kaffeschreiber eine Stellung ohne Gehalt. Jahre hindurch weilte er bald hier, bald dort, doch stets zur Zufriedenheit seiner Herren. Ihn aber quälte ein Kummer: nicht genug gelernt zu haben. Er empfand bitter den Abstand zwischen seinen Kenntnissen und denen mancher seiner Ge- nossen, und mit Eifer benutzte er jede freie Stunde, das ohne sein Verschulden Versäumte nachzuholen.

Da starb seine Mutter. Er mußte nach Hause, um in der Wirthschaft zu helfen. Sein Vater gehörte der alten Schule der Oekonomen an. Vergebens mahnte der Sohn an die Einführung einer verbesserten Methode.

Die Kosten, welche für die Studien eines zweiten Sohnes, der sich bereits als praktischer Arzt in einem nahen Landstädtchen niedergelassen hatte, aufgewendet waren, die offensbaren Verluste, welche sich in den letzten Jahren bei einer solchen Wirthschaftsführung herausgestellt hatten, ließen die Unmöglichkeit befürchten, die geringen Pachtgelder zu zahlen, als unvermuthet der alte Vater ins Jenseits abberufen wurde.

Unser Inspektor übernahm das Gewese. Es war ein

heißes Eisen, das er ansaßte; allein es glühte ihm Alles unter seinen fleißigen Händen, langsam aber sicher.

Endlich konnte er auch den sehnlichsten Wunsch seines Herzens befriedigen, das Mädchen heirathen, dem er schon seit geraumer Zeit mit der ganzen Innigkeit einer gefühlvollen Seele anhing. Er führte sie in sein Haus; sie war brav und schön, aber arm.

Glückliche Tage begannen. Sein Weib schenkte ihm ein Töchterlein, das den Namen Luise erhielt.

Da erkrankte die junge Mutter, Mißwachs traf ihn wiederholt, seine Freunde, selber bedürftig, verlangten die Darlehen zurück, sein Verpächter forderte streng den Pachtzins, eine verheerende Seuche raffte den größten Theil seines schönen Viehstapels hin, die Kornpreise sanken so, daß die Produktionskosten den Ertrag überstiegen: Alles stürmte auf ihn ein, auf ihn ganz allein, denn die, welche sonst bereitwillig und trostreich seine Sorgen mitgetragen hatte, war jetzt seine größte Sorge.

Er setzte sich hin und rechnete seine Schulden zusammen und das, was er sein nannte. Nichts blieb ihm, wenn er seinen Gläubigern gerecht werden wollte. Und das wollte er, denn er war ein ehrlicher Mann.

An dem nämlichen Tage, an welchem sein Weib starb, wurde sein Hab und Gut versteigert. Er saß drinnen in der Sterbekammer und hielt die fiebernde Hand der Geliebten in seiner Hand, — draußen feilschten sie um eine Kuh, welche er selbst gezogen, welche sie selbst aufgetränkt hatte. Er unterstützte die röchelnde Brust, — draußen feilschten sie um einen Hausrath, vom Vater ererbt, um den Lehnsstuhl, in dem der alte Mann zuletzt gesessen hatte, um das Bett, in welchem seine Mutter gestorben war.

Er sah in das brechende Auge seines Weibes, — draußen tönte lauter Jubel über einen glücklichen Kauf.

Am dritten Morgen begrub er sie. Dann nahm er seinen Stab in die Hand, sein Kind auf den Arm und schied. Am Ende des Dorfes stand vor ihrem Rathen eine Tagelöhnerfrau, der er einmal Gutes erwiesen. Mit in Thränen schwimmenden Augen bat sie ihn, daß ihr Mann das Kind tragen dürfte. Er schüttelte den Kopf und wollte weiter. Aber einen Trunk selbstgebräuten Bieres konnte er ihr nicht abschlagen und für sein Töchterchen Milch. Mittlerweile hatten sich draußen die Leute zusammengefunden, welche Abschied von ihm nehmen und ihren Dank anbringen wollten für früher empfangene Wohlthaten.

Er ging in das Städtchen, wo sein unverheiratheter Bruder wohnte. Der nahm ihn freundlich auf. Die alte Haushälterin versprach, sich des Kindes anzunehmen, so daß in dieser Beziehung Alles zu seiner Zufriedenheit ausfiel. Bald wurde ihm auch eine Stelle, wie er sie wünschte, angeboten. Dort diente er, bis er zum Herrn von Hakenstetz nach Bümpelhagen kam, wo er eine bleibende Stätte fand.

Seine Luise wuchs unterdessen fröhlich heran. Sie hing mit schwärmerischer Liebe an dem Vater. Einige Male im Jahre kam er auf einen Tag zum Besuche und erkundigte sich genau nach allen sie betreffenden Umständen. Namentlich legte er großes Gewicht auf passenden Unterricht und Eignung einer höheren Bildung. Die Tochter war auch schon mehrmals in Bümpelhagen gewesen und zwar auf die persönliche Einladung des Kammerraths, den sie durch ihr gesundes Urtheil und durch ihre bescheidene Heiterkeit entzückte, während sie die gnädige Frau zu dem

Ausspruch zwang: sie habe nicht geglaubt, daß unter der Kanaille so viel glückliche Anlage und so viel natürlicher Takt existiren könne.

Das waren für den Inspektor Tage der Wonne. Ihn grüßte das längst verlorene Glück, welches er mit dem geliebten Weibe begraben wähnte, neu aus dem Leben seines Kindes. —

Durch so schön gefärbte Gläser sah er an jenem verhängnisvollen Abend, der ihn der Früchte seines Fleisches zu berauben drohte, in die Welt und in die eigene Brust. Die Sterne schienen himmlischen Trost in sein zagend Menschenherz. Er schloß das Fenster und schließt den Schlaf des Gerechten.

Am folgenden Morgen stattet Habermann Herrn von Hakensterz Bericht ab über das von der Tagelöhnerfrau Bernommene. „Welche Unvorsichtigkeit, einem Boten so viel Geld anzuvertrauen, der mitunter trunksüchtig ist!“ — ob er diesen Vorwurf seines Gebieters verdient hat? Ja, und — nein, nein! Aber wett machen will er auf alle Fälle den Verlust, nur Zeit möge ihm gelassen werden.

Da tritt der Kammerrath auf ihn zu: „Ein Wort für alle! Ich trage den Schaden, will nicht einen braven Mann, der für mich so lange gearbeitet hat, seiner Sparpfennige berauben. Leben Sie wohl! Gehen Sie zum Justiziarus und melden mir den Verlauf; aber von Ihrem Vorschlage kein Wort weiter!“

Der Wagen steht vor der Thüre, ein freundlicher Abschiedsgruß, und der Inspektor ist allein mit seinen Betrachtungen. —

Beim gerichtlichen Verhör gestand der Bote, daß er mehr Branntwein getrunken, als er vertragen konnte; er

wäre nach kurzem Marsche müde geworden, hätte sich auf eine Grabenbörte zum Ausruhen hingelegt, woselbst er einschließt, um beim Erwachen zu seinem größten Schrecken das Packet zu vermissen.

Die Erzählung trug das Gepräge der Wahrheit. Damit war die Sache zu Ende, der Tagelöhner erhielt eine kleine Freiheitsstrafe, das Geld blieb verschwunden. Der Inspector meldete das unerfreuliche Resultat seinem Herrn, der zu seinen Ausgaben für Friedrich Wilhelm anderweitig Rath schaffen mußte. —

Nicht nach Berlin oder Potsdam zur Garde, wie die Frau Mama wollte, war ihr Sohn gekommen, sondern bescheidenlich in eine kleine westpreußische Garnison. Trotzdem braucht der Herr Secondlieutenant auch dort Geld, und der Vater muß sich zu einer recht hübschen Zulage verpflichten.

Bielerlei gibt es für unsern Junker zu lernen: Kommandiren und Gehorchen, Kameradschaft, den esprit du corps, gesellschaftlichen Ton und vor Allem den Offiziersjargon. Letzteres fällt ihm am schwersten, bringt ihn sogar einmal in Konflikt mit seinen Kameraden. — Jahre vergehen. Der Dienst in Friedenszeiten erscheint ihm als ewiges Einerlei. Er hat Muße vollauf, sich mit allerhand Kleinigkeiten zu beschäftigen. Seine Frisur, sein Schnurrbärtchen, seine Taille — was sind das für wichtige Dinge! Er macht Glück bei den jungen Damen, ohne es zu wollen, denn er hängt immer noch an einem Mädchen in der Heimat, und das hatte ihn in diese Karriere hineingetrieben. — Mit den Jahren reift bei ihm auch der Verstand. Chemische und physikalische Versuche stellt er aus Langerweile an und gewinnt daran Geschmack. Sein Vater,

welcher die stille Hoffnung nicht fahren lässt, sein Sohn werde den Dienst satt bekommen und doch noch Landwirth, schickt ihm nationalökonomische und naturwissenschaftliche Bücher, in erster Linie Justus von Liebigs epochenmachende Agrikultur-Chemie. Er liest Alles mit Lust und Eifer, jedoch ohne es recht zu verdauen. Absonderliche Ideen von neuen Maschinen, von höherer Pferdezucht und noch nicht dagewesenen Betriebsverbesserungen schwirren ihm durch den Kopf.

Da tritt unerwartet ein gänzlicher Umschwung für ihn ein. Sein Oberst, dessen Gunst er sich erfreut, berichtet über ihn beim Kriegsministerium, der Secondelieutenant von Hakensterz sei ein „feiger“ Offizier, worauf brei manu ein Ministerial-Rescript einläuft, der p. p. von Hakensterz sei unverzüglich beim Regiment zu kassiren. — Während dies Missverständniß noch obschwebt, erreicht den Unglücklichen die Hiobspost vom plötzlichen Ableben seiner Mutter, von einer ernstlichen Erkrankung seines hochbetagten Vaters. —

Wir treffen Friedrich Wilhelm wieder in Schwerin. Es ist ihm noch vergönnt, seinem Vater die Augen zuzudrücken.

Das Trauerjahr geht vorüber. Der neue Erb- und Gerichtsherr hat den mecklenburgischen Lehnseid geleistet und Hochzeit gemacht mit der liebenswürdigen und schönen Oberförstmeisterstochter, seiner Jugendgespielin Anna von Bießkamp.

An einem herrlichen Frühlingsmorgen fährt das Paar in offenem Wagen durch die Landschaft, dem Gute zu. Friedrich Wilhelm ist doch ein alter, braver Junge, erfüllt von der Bedeutung seines neuen Berufes, und sein Weib-

hen schaut begeistert zu ihm auf. Indes bald kann sie seinem Gedankenfluge nicht mehr folgen, als er auf seine Projekte zu sprechen kommt, als er die Lehren der Mechanik, Chemie, Physik, Physiologie, Meteorologie, Botanik, Geologie, kurz aller Naturwissenschaften, durch einander würfelt. In dem Gelöbniß aber finden sie sich wieder eins, ihren Leuten eine gute Herrschaft zu sein.

Aber was ist das? was will der?

Diese Fragen waren ganz natürlich, jedoch schwer zu beantworten; denn der sie allein beantworten konnte, verschwand, wie er gekommen, plötzlich hinter einem Gebüsch.

„Das war ja eine sehr heitere und bunte Gestalt!“ sagte die junge Frau. „Dort jagt er hin!“ setzte sie hinzu, als sie um die Ecke des Gebüsches bogen, und zeigte auf einen Reiter, welcher, in Regenbogenfarben gekleidet, dahin-galoppirte, als ritte er Kurier.

„Hurrah! Sei kamen! Gabriel kümmt ok, ich kenn jo Gabriellen. Sei kamen! Sei sünd all äwer de Scheid!“

Die Erscheinung war Fritz Triddelsitz, der Wirtschafts-lehrling von Bümpelhagen.

Der Inspektor stand mit allen Gutsinsassen vor dem Thore, wo der Gärtner und die Wirthschafterin eine Ehren-pforte gebaut hatten, und hielt Ordnung mit seinem Stocke.

„Nu kamen f!“ — „Dor sünd sei!“

Endlich fuhr der Wagen auf die Höhe des letzten Hügels. Habermann wollte einige Schritte zum Empfange vortreten, als er sich zurückgehalten fühlte und den Schulmeister gewahrte, der als die einzige geistliche Person verlangte, den Anfang mit einem erbaulichen Liede zu machen. Nach qualvoller Wahl hatte er sich für den Gesang in besonderen Fällen: „Nach überstandenem schweren Gewitter“

entschieden. Der Inspektor fügte sich geduldig, und die Dorfjugend der Aesels und Egels stürzte sich auf den Wink des Pädagogen in zwei Schlachtreihen nach vorn.

Friedrich Wilhelm läßt halten; — und nun bricht ein unbeschreiblicher Sängerkrieg aus, an dem sich sogar Peter Bäsel, der blinde Dorfmusikant, mit der feierlichen Melodie des Großvateranzes betheiligt, wozu ein Hofjunge die Bassbegleitung: „Unse Ratt hett negen Junge“ spielt, der Hoshund Türk zu bellen anfängt und der alte Kuhknecht, welcher bei den Preußen gedient hatte, den Dessauer Marsch brummt.

Habermann tritt jetzt vor und macht der Verwirrung ein Ende. Mit wenigen herzlichen Worten begrüßt er das junge Paar, welches ihm dankend die Hand bietet, die er kräftig schüttelt, während der gebildete Fritz Triddelitz schulgerecht sich verbeugt. Durch diese gehorsamen Diener ward Friedrich Wilhelm trotz seiner Humanitätsprinzipien angenehmer berührt, als durch das Händeschütteln des Inspektors, welches ihm etwas zu ungenirt vorkam, weshalb er beschloß, ihn durch ein gemessenes Betragen in die Schranken zurückzuweisen, die der Unterschied des Standes gezogen hatte. Mit Anna war es anders. Sie hatte zu deutlich in dem Gebahren und in den Augen des alten Mannes Freude und Hingebung leuchten sehen.

Trotzdem blieb aber Friedrich Wilhelm seinem Vorfaße, sich populär zu machen, treu. Er lud den Inspektor zum Mittagessen ein, ja er dehnte diese Einladung auch auf den Schulmeister und Triddelitz aus.

Die Unterhaltung dreht sich fast ausschließlich um landwirtschaftliche Gegenstände, um Einführung von Ställfütterung, Dreschmaschinen, Untersuchung des Moders auf

seine Bestandtheile u. s. w. Fritz Triddelfitz, der seine Lektüre von Knigges Umgang mit Menschen und sonstigen Komplimenturbüchern trefflich zu verwerthen weiß, erhält von dem Gutsherrn das Versprechen, er wolle ihm ein Pferd, eine Fuchsstute, schenken, und Habermann empfängt Liebigs weltberühmtes Werk über organische Agricultur-Chemie.

Abends sitzt unser Inspektor in seiner Stube, vertieft in das Studium des hochgelehrten Opus. Schon mit dem langen Titel will's nicht recht gehen, noch mehr aber hapert's, als er zur Materie selbst kommt. „Ach!“ sagt er und schließt traurig das Buch. „Wie schlimm, wenn man in der Jugend nichts gelernt hat!“

Anders resümiert der Schulmeister den ereignisreichen Tag: die Lieblichkeit der schönen „Excellenzen“, wie er die junge Frau nennt, erfüllt sein ganzes Herz. Und Triddelfitz? Er versucht Reitkünste auf einem Stuhle und träumt von der verheißenen Fuchsstute. —

Am folgenden Morgen, einem Sonntage, beschäftigte sich der Gutsherr angelegenheitlich mit Rissen und Zeichnungen einer kombinirten Ackermaschine, auf deren Konstruktion und praktische Verwendung er große Erwartungen setzt. Dann beabsichtigt er, die Leute gewissermaßen zu „vereidigen.“ So kann er seine Gattin, die Bümpelhagen kennen lernen möchte, nicht begleiten, und gern tritt Habermann für ihn ein.

Beide gehen nun hinaus in die lachende Landschaft und übersehen von einem Hügel aus die reizende Gegend.

„O, wie schön!“ ruft die junge Frau. „Wie schön! Und hier soll ich leben und wirken, und hier soll ich Mensch sein und Gott danken!“

Der Inspektor stand neben ihr und schaute bald in den Morgen, bald in ihre Augen; sie waren beide so schön! Über solchen Morgen der Natur hatte er schon öfter geschaut, solchen Morgen der Menschenseele selten.

Immer mehr wird es ihm zur Gewissheit, welchen Schatz von wahrer Menschenliebe seine Herrin besitzt, als er ihr von den traurigen Verhältnissen des mecklenburgischen Tagelöhnerstandes erzählt, von der Leibeigenschaft, von „Kein Hübung“, — ein tiefernstes Bild, das die junge Frau mit Trauer erfüllt, aber auch mit dem erneuten Vorfaß, an ihrem Theil das Loos ihrer Untergebenen zu erleichtern.

Wie Beide auf den Hof zurückkommen, begegnen ihnen die Tagelöhner, welche Friedrich Wilhelm eben entlassen hatte. —

Von Fritz Triddelsitz hört Habermann, wie der Herr die Leute angeredet habe. Alles wolle er ihnen sein, Lehrer und Freund, Vater und Bruder, und was habe er Alles versprochen!

Den Redseligen bringt der Inspektor endlich mit dem Befehle zum Schweigen, seinen Wochenzettel zu holen, um die Rechnung ins Buch zu tragen.

Das ist leichter gesagt, als gethan. In seinem Strumpfe findet Triddelsitz zu guterletzt den Bettel. Dann macht er sich daran, seiner Mutter von der Fuchsstute zu schreiben „hochachtungsvollst und ergeben“, und schließlich seiner Leib- und Magen-Liebsten, der Wirthschafterin Marie Müller, in der Speisekammer einen Besuch abzustatten. Dort aber überrascht ihn — o Missgeschick! — Frau von Hakensterz.

Der Sonntagnachmittag sollte für Habermann bittere Enttäuschungen und Auflärungen im Gefolge haben. Sein

Gebieter legt ihm die Maximen der neuen Gutsbewirthung vor, die zu der alten, erprobten in diametralem Gegensätze stehen. Eine dunkle Ahnung war ihm wohl schon aufgestiegen, daß sich Manches anders gestalten würde; aber diese Menge „verbesserter“ Einrichtungen machen seinen Kopf ganz wirr, zumal wie er von der großartigen Betreibung der Pferdezucht vernimmt; und er erlaubt sich, sachliche Vorstellungen zu äußern, die auf unfruchtbaren Boden fallen. —

An Bümpelhagen stößt Knüppelsee, die Besitzung des Herrn Daniel Pomuchelskopp. Der war ein Pommern, hatte eine nicht ganz reine Vergangenheit. In entfernteren Kreisen genoß er den Ruf eines thätigen Dekonomen, in näheren galt er für einen rohen Mann, seine nächste Umgebung nannte ihn einen Menschenschinder.

Er ist reich und brennt darauf, noch größeren Grundbesitz zu erwerben. Besonders nach Bümpelhagen sind schon öfter seine begehrlichen Blicke hinübergeschweift. Aber leider wirtschaftet dort ja Habermann, und so lange der bleibt, wird auch wohl das Lieutenantchen vernünftig sein, keine kostspieligen Liebhabereien treiben; und er, Pomuchelskopp, kann sich Bümpelhagen malen lassen.

In diesen Betrachtungen wird er von einem jungen Manne gestört, der ihm seinen Besuch zu machen gekommen ist, nämlich Herr von Hakensterz. Letzterer lernt nun die gesammte, liebe Pomuchelskopp'sche Familie kennen: Regina, die pockennarbige Frau Mama, Salchen und Malchen, die schönen Töchter, sowie eine Sammlung von Kindern jüngerer Jahrgänge.

Mit wahrhaft teuflischer List und Scheinheiligkeit weiß Herr Pomuchelskopp seinen unersahrenen Nachbarn zu

umgarnen, und vor allen Dingen ihm Argwohn gegen seinen Inspektor einzuflößen, der dumm sei, ohne moderne Wirtschaftskenntniß (was natürlich Wasser auf Herrn von Hakensterz' Mühle ist) und auch hochmüthig, seitdem seine Tochter Luise einen Herrn von Kahlow, der vom Studiren zurückgekehrt, schon als Bräutigam betrachte. Und dann: er habe einmal bankerott gemacht; wer seinen eigenen Kram nicht halten könne, werde auch fremden Angelegenheiten nicht zum Nutze. — Ja, rationelle Verbesserungen müßten auf Bümpehlagen Platz greifen! — Kurz und gut, Pomuchelskopp weiß so schlau auf die reformatorischen Bestrebungen seines Nachbarn einzugehen und dieselben in den Himmel zu heben, daß Jener entzückt ist und fest entschlossen, fortan auf Habermanns Einwürfe nicht zu hören.

Mit großer Befriedigung und in glücklichster Stimmung verläßt er Knüppelsee. Und Pomuchelskopp? Er sieht ein Loch! Und durch dieses Loch sieht er Bümpehlagen mit sämtlichem Inventarium und über dem Thorwege sein Wappen, was er sich schon vom Heroldsaamt in Wien hatte schicken lassen: einen eingesalzenen Dorsch mit einer Petersilien-Sauce in goldenem Felde. — —

Der Sommer kam und mit ihm die Ernte; mit ihr die schwere, langandauernde und doch so willig und heiter verrichtete Arbeit. Das Korn war in die Scheuern gebracht, und die Menge großer Diemen legte Zeugniß ab von dem Segen des Jahres und von der Tüchtigkeit des Landwirths. Nur Friedrich Wilhelm sträubte sich, dies anzuerkennen, und trotz Annas Bemerkungen war er mit Pomuchelskopp der Ansicht, die reiche Ernte sei lediglich dem Boden zu Gute zu schreiben, nicht der Wirksamkeit des Inspektors. Letzterer hatte ja nicht einmal das neue

Aderinstrument angewandt, ihm nicht im Geringsten bei-
gestanden bei seiner höheren Pferdezucht, sondern stets nur
den Kopf geschüttelt.

Heute will Friedrich Wilhelm, da Habermann am anderen Ende des Gutes mit der Nachmahl beschäftigt ist, seine allerneueste Erfindung erproben, wodurch die Aderbestellung ganz oder wenigstens zum Theil ohne Pferdekräfte beschafft werden soll.

Die epochemachende Bedeutung einer solchen Maschine sieht er unterwegs seiner Gattin auseinander, die ihn nicht recht begreift, auch nicht, als sie die Form des Instrumentes erblickt, sechs mächtige Papierdrachen, welche Fritz Flegel und Jakob Däsel herbeigeschleppt haben, während Gabriel mit mehreren Hofsungen, die in den buntesten Farben prangen, anrückt.

Alles ist in Ordnung, auch das nöthige Bandwerk. Diesmal soll erst eine Egge vorgespannt werden. Die Drachen ziehen an, ein frischer Wind bläst, und zum Entzücken des Erfinders, unterm Halloh der Jugend, geht die Egge vorwärts.

Eines Tagelöhners Pferde werden scheu; die Leute verfolgen staunend das sich bewegende Drachengefährt, welches glücklich am Ende des Schläges anlangt, wo sich ein Umwenden nicht erzielen lässt.

Indes erfüllt dieser Versuch unseren Friedrich Wilhelm schon mit hoher Befriedigung. Da reißt plötzlich ein Band! Der gelbe Drache erfaßt mit seinem Schweife die übrigen, erhebt sich in die Lüfte, um wieder vom Himmel als buntes, wirbelndes Chaos herunterzufallen.

Laufende Männer, schreiende Hofsungen, kreischende

Dirnen, wildgewordene Pferde, stürzende Drachen bieten ein Bild der Verwirrung.

Just in diesem, für Herrn von Hakensterz so demüthigenden Augenblicke kommen von der einen Seite Habermann, von der anderen Pomuchelskopp. Stumm, in sprachlosem Erstaunen steht Ersterer da. Der Letztere hingegen weiß das Experiment so freundlich zu beurtheilen, daß er zum Abendessen nach Bümpelhagen geladen wird.

Der alte Inspektor aber sitzt still betrübt in seinem Zimmer. Er fühlt, daß seines Bleibens hier nicht länger sein kann; nur Dankbarkeit für den verstorbenen Hammerrath, Verehrung für die junge gnädige Frau lassen ihn in seinem Entschluß, zu kündigen, schwankend werden.

Und Anna? Sie dachte an diesem Abend dem trüben Gedanken nach, daß nicht allein Rohheit und Bosheit derer, die wir lieben, sondern auch deren Thorheit uns recht unglücklich machen können. — —

Der Winter mit seiner Ruhe hatte Einzug in Bümpelhagen gehalten.

Friedrich Wilhelm brachte seine Zeit meist im Pferdestalle zu. Triddelsig leistete ihm bei seinen Studien über Vollblutpferde Gesellschaft, denn auch er fühlte sich, seitdem er im Besitze der berühmten Fuchsstute war, zu diesem Zweige der Landwirthschaft vorzugsweise hingezogen. Ein halbduzend Mal ging er täglich in den Stall, in welchem sein geliebtes Thier stand, und maß dessen zunehmende Dimensionen. „Richtig!“ sagte er dann zufrieden. „Richtig! Von Gray Momus.“

Blos der alte Habermann war kein Bewunderer der höheren Pferdezucht geworden. Er lag seinen anderweitigen Beschäftigungen ob, mit mehr Aufmerksamkeit als

sonst, so daß er noch nicht — wie früher im Winter — in das nahe Städtchen gefahren war. Selbst während des Weihnachts- und Neujahrſfestes hatte er sich zur Verwunderung seiner Bekannten nirgends ſehen lassen.

Förster Lange, Inspektor Frisch und Kaufmann Kurz beschloßen daher, ihren Freund aufzusuchen, sich zu erkundigen, wie es ihm ginge, und mit ihm eine langvermißte Partie Whift zu spielen.

Der alte Mann nahm sie mit mehr als gewohnter Herzlichkeit auf, aber es lag zugleich in seinem Benehmen eine gewisse Verlegenheit und Hastigkeit, was zumal dem Förster auffiel, der seit Jahren ihn durch und durch kannte.

Nachdem man einig geworden, daß nicht Grand oder Cayenne, nicht Null oder Schneider den Vorzug verdienen, sondern jedes in seiner Art „fein“ sei, beginnt das gemüthlichste Whift, welches je gespielt wurde. Jeder Karte ward ein Stichwort auf den Weg gegeben, jedes abgemachte Spiel nach allen Seiten hin beleuchtet, und die liebenswürdigsten Vorwürfe wechselten herüber und hinüber.

Da stürzt mit einem Sprunge Friß Triddelsifz in die Thüre und jubelt: „Herr Inspektor! Gray Momus, ein kleiner Gray Momus, wie er lebt und lebt!“ —

Ja, in der letzten Nacht war der gute Junge gar nicht zu Bett gegangen und hatte die Fuchsſtute gepflegt, wogegen er wieder von Marie Müller mit Kaffee, Thee und Punsch so eifrig verpflegt wurde, daß es schwer zu bestimmen sein würde, ob er die Stute mehr liebe, oder die Wirthſchafterin ihn.

„Oh, Herr Inspektor, Herr Frisch, thun Sie mir den Gefallen, kommen Sie und beſehn Sie ihn 'mal! Herr

Förster, Herr Kurz, Sie auch! Herr Kurz, ich sage Ihnen, etwas Nobles, Elegantes, von Gray Momus, Mutter: Whalebomestute.“ —

Und als was entpuppt sich das Füllen? — Als richtiger Maulesel! — Armer Triddelsitz! Er steht da wie angedonnert, er ist im eigentlichsten Verstande vom Pferd auf den Esel gekommen.

An Marie Müllers treuem Busen weint er seinen Schmerz aus. Sie einzig und allein versteht ihn, sie weiß ja, welche Zukunftspläne er aufgebaut hatte. Nun beschließen sie Beide, nach Amerika auszuwandern mit dem Maulesel, sitemalen ein solcher drüben sehr geschäkt wird, wie sie ihrem Friß beruhigend sagt, der in seiner Verzweiflung der „Bestie“ schon das Genick umdrehen wollte. —

Während dessen hatte sich die unterbrochene Whistpartie in einer recht heiteren Stimmung wieder versammelt. Ein reichliches Abendessen und eine Bowle Wunsch machte dem Spiel ein Ende. Frisch und Kurz fuhren im Strohschlitten ab, der Förster blieb noch eine Zeit lang bei Habermann, von dem er nun den Grund seines Unbefriedigseins erfuhr: das Verhältniß zum Gutsherrn ließe einen Bruch befürchten. Der Freund schlägt ihm vor, unter sothanen Umständen lieber gleich selbst zu kündigen und sich dann so lange bei ihm aufzuhalten, bis sich eine passende Stellung fände. Doch Jener erklärt, wenn er hier scheiden müsse, so wolle er sich zur Ruhe setzen und seine alten Tage bei seiner Tochter in Rathenitz hingraben. — —

Auf Bümpelhagen hatte die höhere Pferdezucht schreckenreregende Fortschritte gemacht. Friedrich Wilhelms leerer Geldbeutel war wiederholt durch Pomuchelskopp gefüllt

worden. Anna litt schwer darunter; sie wurde traurig, ihr Gatte verdrießlich. Er fühlte wohl seine Schuld, gestand sie sich nur nicht ein. Neue pecuniäre Verlegenheiten trugen das ihrige dazu bei, und aus diesen erwuchs ein so großer Widerwille gegen alle Geldsachen, daß er nicht dazu zu bringen war, des Inspektors Rechnungsablage entgegenzunehmen.

Sehr ungern sah Anna die häufiger wiederkehrenden Besuche von Pomuchelskopp, denn sie glaubte zu bemerken, daß durch ihn die Gesinnung ihres Gemahls gegen seine Leute härter und ungerechter wurde, und namentlich gegen seinen Inspector. Sie hatte nur zu klar gesehen, denn eines Tages, als eben Pomuchelskopp wieder abgefahren war, trat Friedrich Wilhelm sehr aufgeregzt in ihr Zimmer und erklärte ohne weitere Veranlassung: bisher habe er blos die Fähigkeiten Habermanns bezweifelt und sich über seine eigensinnige Dummheit geärgert, jetzt müsse er entschieden dessen Ehrlichkeit in Zweifel ziehen.

Die längstverjährte Geschichte von den zweitausend Thalern ist ihm durch den ehrlichen Nachbarn gesteckt worden.

Anna jedoch nimmt sich mit Ueberzeugungstreue des abwesenden alten Mannes an. —

Der nichts ahnende Gegenstand des ehelichen Streites stand an diesem Abend ruhig an seinem Tische und vervollständigte sein Rechnungsbuch, indem er die Weizenlieferung eintrug, welche Triddelfitz am nächsten Morgen nach Rostock geleiten sollte. Dieser saß neben ihm und studirte in seinem einzigen Buche, in knigges Umgang, als Habermann ihn fragte, ob er schon das Futterkorn für die Fuhrknechte eingemessen hätte. Bevor Fritz dies nach-

holte, huschte er in die Speisekammer zu Marie Müller, die ihn gleich mit einer Leberwurst regalirte.

„Marie“, — würgte er durch die fette Wurst hindurch — „Morgen Rostock — Gefallen thun — Sachen einpacken — Mantelsack — das Buch, welches auf dem Tische liegt — wenn der Alte fort ist.“ —

Marie Müller stand jetzt auf der Lauer, und als der Inspektor sein Zimmer verlassen hatte, schlüpfte sie hinein und packte eiligst Alles; nur das Buch fehlte. Es sollte auf dem Tische liegen. Ja, da lag eins; doch das war Habermanns Rechnungsbuch, das konnte Friß doch nicht meinen. Er hatte aber ausdrücklich gesagt: „das Buch, welches auf dem Tische liegt“; kam es ihr zu, so bestimmt ausgesprochenem Befehle zuwider zu handeln? Und demütig leise vor sich hinmurmelnd: „er soll dein Herr sein“, schob sie's in den Mantelsack.

In der unbehaglichen Dunkelheit eines kalten Februar-morgens fuhr unser Kaffschreiber gen Rostock. Auch der Inspektor verließ Bümperhagen, um Nutzholzbedarf einzukaufen.

So war Friedrich Wilhelm als alleiniger Dirigent zurückgeblieben, zum ersten Mal. Eine unwiderstehliche Neigung zu einer gründlichen Wirtschaftsrevision kam über ihn. Er begann mit der Revision der Drescher und schalt über unausgedroschene Lehren; er schalt den Kuhknecht, schalt über die Häckerlingmaschinen, kurz über Alles. Nun wollte das Schicksal, daß Johann Regel, der die Fütterung der Vollblutpferde besorgte, ihm mit einem Bunde Heu in den Weg kommen mußte.

„Zeig Er mir das Heu! Das Heu ist dumpfig, solch ein Heu sollen meine Vollblutpferde nicht erhalten.“

„Ja, gnäd'ge Herr, dit is uns' best, un de Herr Inspektor hett mi dat so heiten.““

„Halt Er Sein Maul! Wer hat hier zu befehlen, ich oder der Inspektor?“

„Se, so lang' hett' de Inspektor dahn.““

„Hallunke, was räsonnirt Er?“

„Hallunk?““ fragte Regel im Gefühl seines guten Rechts. „„Jh, dit's doch nahrsh!““

Aber sich seinem Zornausbrüche ganz überlassend, holte Friedrich Wilhelm mit seinem Stocke aus und versetzte dem Tagelöhner ein paar Hiebe über den Arm.

In Gruppen sammelten sich die Leute; so etwas war zu Bümpehlagen seit Menschengedenken noch nicht vorgekommen. Der Herr hatte seinen Knecht geschlagen!

Gerade als Friedrich Wilhelm seinem Hause zuging, fuhr Habermann, vom Holzkaufe zurückkehrend, in den Hof. Das Erscheinen des Inspektors war das Widerwärtigste, was ihm in diesem Momente begegnen konnte. Er beschloß sogleich, von ihm Rechnungsablage zu fordern, ihm sein volles Gehalt auszuzahlen und ihn dann ziehen zu lassen.

Habermann wird deshalb citirt, doch — was ist das? Er sucht und sucht und findet sein Rechnungsbuch nicht. Bei dieser Mittheilung geräth sein Herr in zügellose Heftigkeit und beschuldigt ihn indirekt des Betrugs, der Unterschlagung. Wo sind die zweitausend Thaler?!

Den alten Mann überrasst ein Bittern, eine furchtbare Erregung. Die göttliche Macht seiner starken Seele schmettert den Riesen des Zorns zu Boden. Mit der klaren Stirn des Siegers steht er hochaufgerichtet vor seinem Gebieter und spricht kalt und ruhig: „Herr von Hakensterz, bisher habe ich Sie für einen thörichten jungen Menschen

gehalten, jetzt sehe ich, daß Sie ein boshafter Bube sein können.“

„Was? Schurke! Mir das? Deinem Herrn?“ ruft Jener und stürzt mit dem ergriffenen Spazierstocke auf den Alten ein. Aber bevor er noch zum Schlage ausholen konnte, hatte Habermann den Stock gefaßt; ein kräftiger Ruck entwand denselben den Händen des Angreifers, und zu dessen Füßen lag der zerbrochene Stock.

In der blinden Hast ungezügelter Wuth ergriff Friedrich Wilhelm eine geladene Vogelflinke. Die Absicht gewahr werdend, faßte Habermann ebenfalls darnach. Ein Ringen — ein Knall — erbleichend taumelt der Gutsherr auf einen Stuhl nieder, in des Inspektors Hand das Gewehr lassend.

Man hatte den Schuß gehört. Die Hausbewohner und Hostagelöhner drängten sich ins Zimmer, durch alle Herzueilenden hindurch Anna, die ihren Gatten mit den Armen umsing. Dieser jedoch entwand sich ihr und schrie den Leuten, auf Habermann weisend, zu: „Haltet den Betrüger, den Mörder!“

„O Gott! Du blutest!“ rief die junge Frau entsezt. „Ja, haltet ihn! Gabriel, hierher! hilf mir die Wunde untersuchen!“

Gott sei Dank, nur ein Streifschuß!

An den Inspector Hand anzulegen, hatte Niemand gewagt. Auch seiner Brust entrang sich ein tiefer, erleichternder Seufzer, als ihm die Ungefährlichkeit der Wunde klar wurde. Und wie nun ein Blick Annas ihn traf, sagte er ruhig: „Gnädige Frau, ich bin kein Dieb, kein Mörder; die Erklärung des Vorgefallenen muß ich der Wahrheitssiebe Ihres Herrn Gemahls und der Zeit überlassen. Da

ich sehe, daß Gott in seiner Barmherzigkeit die schrecklichsten Folgen abgewendet hat, habe ich hier nicht mehr zu verweilen. Ich gehe nach Rathenitz und werde mich jeder Anschuldigung stellen. Leben Sie wohl, theure, gnädige Frau! Lebt wohl, Ihr Leute!" —

Er stieg zu Pferde und verließ die Stätte jahrelangen Wirkens. Er bog um die Ecke des letzten Häuschens, der kleine Friedhof des Dorfes lag vor ihm. Hier würde auch er einst ruhen, hatte er geglaubt, hier, wo er so oft unter den alten Eichen gesessen und der Geschiedenen gedacht! Ein fernes Grab zeigte sich seinem umflorten Blicke und füllte seine Seele mit unendlicher Sehnsucht.

Dichte Schneeflocken fielen beim Weiterreiten auf ihn hernieder und woben undurchdringliche Schleier über die Landschaft. Still und stiller wurde es rings um ihn her, bis selbst der Hufschlag des Pferdes nicht mehr hörbar war. Er wandte sich noch einmal um nach dem Dorfe. Das Schneegestöber verschloß ihm die Aussicht; ihm blieb der schmerzliche Genuss versagt, einen letzten, langen Abschiedsblick auf den Schauplatz seiner Thätigkeit zu werfen.

Ihn überkam ein Thätigkeitstrieb, eine Unruhe, eine Bangigkeit vor seiner zukünftigen Lage. Er wußte, daß die Welt mit heimlicher Lust seinen ehrlichen Namen verglimpfen würde.

Und nun sein Kind! seine Luise! Neueres und inneres Glück winkte ihr an der Seite eines wackeren Mannes. Konnte er zugeben, daß der Unbescholtene die Tochter eines Diebes, eines Mörders zum Weibe nahm?

Ein Tannenwald nahm ihn auf. Der Schnee hatte sich in die dunklen Nadeln der Bäume gesenkt und wucherte schwer auf ihren Kronen. Die jungen Stämme einer

Schonung waren übergebogen, die Wipfel zur Erde geneigt und einige unter der Last gebrochen.

Unter der Last gebrochen! Das war ja er auch! Und er stand im Alter, ein geknickter Stamm. — „Doch das Vertrauen auf Gott und mich selbst wird fest und aufrecht stehen“, flüsterte er. „Der Frühlingshauch der Liebe wird weich und lind den alten Baum umspielen, die Sonne der Wahrheit aufgehen, die Hoffnung wieder grünen, und sei's auch nur in dem dunkeln, ernsten Grün eines Todtentranzes. Und wenn dann der ewige Baumeister kommt und die Axt an meine Wurzel legt, dann wird man den alten Stamm fest befinden, nicht von Moder und Wurm zernagt; sein ehrlicher Name wird den Inspektor Habermann zu Grabe geleiten.“ — —

Dies ist — mit thunlichstem Anschluß an den Originaltext — der Inhalt des nachgelassenen Werkes, dessen Verwandtschaft zu „*Ut mine Stromtid*“ jedem sofort in die Augen springen muß. Das Manuscript blieb Bruchstück, doch so, daß es in gewissem Sinne einen harmonischen Abschluß gewährt, und dieses Bruchstück erweist sich wiederum als Grundlage für Reuters berühmten dreibändigen Roman.

Ganz offenbar hat der Dichter wiederholt die alten, vergilbten Blätter zur Hand genommen, um bald diese, bald jene besonders charakteristische und gelungene Figur, Episode, Naturschilderung zu verwerthen; ja, häufig sind die Sätze fast wortgetreu aus dem Hochdeutschen ins Plattdeutsche einfach übertragen worden. — Doch das ist eine detaillierte Untersuchung, die am besten bei einem Abdruck der „Urgestalt“ sich anstellen läßt und des Interessanten, des Ueberraschenden gar viel bieten würde.

Wir müssen uns hier an den Umrissen genügen lassen. Schon diese gewähren nicht allein einen hohen Reiz, sondern ermöglichen auch einen Vergleich mit der „Stromtid“.

Vor Allem: die Urform ist zu zwei Dritteln hochdeutsch. Und dieses Hochdeutsch ist meisterlich gehandhabt. Darnach zu urtheilen, würde Reuter auch ein vorzüglicher hochdeutscher Schriftsteller geworden sein. Aber schon hier lässt er einzelne Personen plattdeutsch reden: die Tagelöhner, Hofsungen und -Dirnen, sowie den Inspektor und Triddelsitz im Gespräch mit den Leuten.

Adolf Wilbrandt sagt mit Recht: Reuters Bildung, seine Vorbilder wiesen ihn auf die hochdeutsche Sprache hin. Unrecht dagegen hat Wilbrandt, wenn er behauptet: Nur lag ihm das Plattdeutsche so fern, wie irgend einem seiner dichtenden Zeitgenossen.

Neben der hoch- und plattdeutschen Sprache ist das Missingsch vertreten und zwar in geradezu klassischer Vollendung. Wir vermissen wohl die Persönlichkeit des Onkel Bräsig, indessen nicht seine Redeweise. Diese führt der Dorfschulmeister im Munde. Auch Bräsig's eigenthümliches Gebahren haftet zum Theil ihm an, der ursprünglich Schneider, dann Bedienter war, bis er, trotzdem er der gnädigen Herrschaft Kammerzofe zu heirathen sich nicht „persiffliren“ ließ, die Dorfpädagogen-Stelle erhielt. Drei Dinge machen nach seiner Ueberzeugung allein des Menschen Glück: Physiognomie, Kultur der Welt und stolzer Dünkel.

Einen Namen hat Reuter dem prächtig gezeichneten Schulmeister nicht gegeben; zu Portrait saß ihm jedenfalls der ihm wohlbekannte Heinrich Suhr in Fabel. Der hatte das Schneiderhandwerk erlernt und wurde dort später Lehrer und Küster. Dessen seltsame Ausdrucksweise, dessen

beschränkter Gesichtskreis, dessen komische Schwächen und Absonderlichkeiten luden förmlich zum Studium ein und waren für unseren vornehmlich humoristisch veranlagten Reuter, welcher sich damals schon — als er sich bei seinem Onkel in Zabel aufhielt — mit litterarischen Plänen trug, ein kapitaler Fund. Man weiß, wie er ihm eine dreifache Rolle zuertheilt hat in „Läuschen un Rimels“, „De Reiß nah Belligen“ und „Hanne Nüte“. Suhr soll, als er sich so gekennzeichnet sah, seinen Augen nicht getraut und schwer darunter gesitten haben. Reuter scheint es auch selbst gefühlt zu haben, daß er von den einem Dichter gestatteten Freiheiten übermäßigen Gebrauch gemacht hatte. Entfernen konnte er den Namen Suhr, wo er einmal stand, nicht mehr. Und so wartete er auf eine Gelegenheit, wo er dem tiefgekränkten Manne die Versöhnungshand bieten konnte. Als 1859 ganz Zabel und auch die Küsterei abbrannte, veröffentlichte er ein Gedicht, woraufhin viele Gaben eingingen. In der „Stromtid“ aber taufte er — gewiß ein hübscher Zug — den Suhr in Strull um. In der Urform ist, wie gesagt, der Schulmeister noch namenlos. Wir haben in ihm gleichsam den Ansatz zu einem Bräsig in seiner philosophischen Ausbildung und mit seinem missingschen Dialekt, und wahrhaft erschütternd komisch wirken seine Reden.

Habermann ist die Hauptperson, aber neben ihm zugleich Friedrich Wilhelm, wie denn Reuter nie einen einzigen Helden, sondern deren immer mehrere bei seinem großen Figurenreichthum ins Bordertreffen führt. Wollte man jedoch dem nachgelassenen Manuscript einen Titel geben, so dürfte dieser unbedenklich „Inspektor Habermann“ lauten.

Julian Schmidt sagt in seiner geistvollen Analyse der

Stromtid: „Es geht am Ende jeder der betheiligten Personen genau so gut, als sie es verdienen. Es wäre interessant zu wissen, ob das ursprünglich in der Absicht des Dichters lag. Manches macht mich zweifelhaft. Es finden sich einzelne Andeutungen, die Luisens frühen Tod befürchten lassen, und ich glaube nicht, daß diese Andeutungen ohne Zweck sind. Der Ausgang Hawermanns aus dem adligen Gut ist in einer so leidenschaftlichen Erregung, daß man sich auf einen tragischen Ausgang gefaßt macht. Hawermanns Schicksal sollte doch wohl das Hauptinteresse erregen. Man verliert ihn zu sehr aus den Augen, es ist schwer, sich den Gemüthszustand eines an unbegrenzte Thätigkeit gewöhnten kräftigen Mannes in einer gezwungenen einsamen Unthätigkeit vorzustellen, und der Dichter von „Kein Hübung“ hatte wohl die Energie, auch in dem edlen Menschen Gross und Leidenschaft als Schicksal zu zeigen. Statt dessen kommt es zu einer Großmuthscene, die zwar durch die zarte Neigung des alten Mannes zu der schönen Gutsherrin sein motivirt wird . . . Ich glaube, wenn Reuter seiner ursprünglichen dichterischen Anlage gefolgt wäre, so hätte er die Sache tragisch ausgehen lassen.“

Allerdings tritt Habermann in der „Stromtid“ gerade nur so weit mit in den Vordergrund, wie die „Urgestalt“ reicht, nämlich bis zum Ende des zweiten Bandes. Daß Reuter ursprünglich beabsichtigte, eine Annäherung zwischen dem Gutsherrn und Inspektor wieder herbeizuführen und Letzteren der Welt gegenüber zu rehabilitiren, das, meine ich, geht aus dem trotz aller Leidenschaftlichkeit milde aussklingenden Monolog hervor. Ja, auch Luise soll glücklich werden!

Ich meine also, daß Fritz Reuter hier keine Koncession späterhin den Forderungen des Publikums gemacht hat, welches natürlich ein frohes Ende einem tragischen vorzieht, sondern daß ein derartiger versöhnlicher Abschluß ihm von Anfang an vorschwebte.

Habermanns Tochter lernen wir nur vom „Hören-sagen“ kennen, ebenfalls ihren Bräutigam, Herrn von Kahlow, der übrigens in keiner verwandtschaftlichen Beziehung zur Bümpehläger Herrschaft steht. Der alte, brave Kammerrath und die reizende, junge, gnädige Frau, der excentrische Fritz Triddelstiz und die liebesbedürftige Marie Müller erscheinen als gute Bekannte. Auch die beiden Dorfparteien der Uesels und Egels, deren Abstammung mit kostlicher Laune erzählt wird, sind uns nicht fremd. Und dann die gar zu menschenfreundliche Familie Pomuchelskopp!

Wie die Zahl der Personen eine weit geringere, so ist auch dem entsprechend der ganze Rahmen enger, die Handlung kleiner, Zeit und Ort kürzer und begrenzter. In Bümpehlagen trägt sich fast ausschließlich die eigentliche Geschichte zu, wenn wir von drei Kapiteln absehen, deren Schauplätze zu Schwerin, in der Garnison und auf Knüppelsee liegen. Dazu kommt ein Kapitel aus höheren Regionen: eine Luftballonfahrt.

Mit jugendlicher Wärme und patriotischer Schärfe ist besonders derjenige Abschnitt geschrieben, wo Habermann seiner jungen Herrin die trostlose soziale Lage des gedrückten Tagelöhnerstandes in Mecklenburg auseinandersetzt, mit dramatischer Kraft gelangt die Katastrophe des Konfliktes zwischen Friedrich Wilhelm und dem Inspektor zum Austrag, mit zartesten Farben sind die Naturschilderungen auf das Papier gleichsam hingehaucht.

Stellenweise ist die Urgestalt mit mehr Feuer und Leidenschaft verfaßt und reißt auch den phlegmatischsten Leser unaufhaltsam mit sich fort; ähnlich wie etwa — Schillers Räuber.

Ja, nur ein Jugendwerk oder besser nur ein Erstlingswerk haben wir hier vor uns! Aber entgegentritt uns darin schon der ganze Fritz Reuter. Nicht nur in allen seinen Vorzügen, der unübertrefflichen Darstellung tiefster, tragischer Verhältnisse und Zustände, sowie hochkomischer, durch gesunden Humor herzerfreuender Episoden und Vorfälle, sondern auch in seinen Schwächen. Denn wie in der „Stromtid“ die Vornehmen mitunter seltsam steif und akademisch erscheinen, so ebenfalls in der Urgestalt. Namentlich die zu Schwerin spielende Einleitung und die Lieutenantszeit entbehren der richtigen Färbung; nur die Sathre, womit der gnädigsten Frau Kammerrath Adelstolz persifliert wird, sowie etliche Späße aus der Garnison bringen etwas Leben hinein. Ueberhaupt bietet die Urgestalt die Hülle und Fülle scherhaftester Anekdoten.

Diese nun sind für Reuter charakteristisch. Ihm macht es Vergnügen, oft gehörte und erzählte Witze, wenn sie ihm gefallen, bei Gelegenheit aufzuwärmen, doch nicht etwa aus Mangel an eigenen Gedanken. Otto Glagau allerdings erklärt und gewiß in gänzlicher Verkennung des Reuterschen Wesens: „Diese Unleihen sind bei dem eigenen Reichthum des Dichters unbegreiflich.“

Unrichtig urtheilt Glagau auch, wenn er beim Ende des zweiten Bandes der „Stromtid“ sagt: „Nun könnte der Roman sehr wohl schließen . . . Hawermann thäte gut, sich mit seinen Ersparnissen zur Ruhe zu setzen und den verbündeten Axel seinem Schicksal zu überlassen. — Allein,

dann wäre ja der dritte Band überflüssig geworden. Um diesen zu ermöglichen, greift der Dichter wieder zu einem Criminafall."

Dieser Criminafall ist der Verdacht einer Unterschlagung von zweitausend Thalern. Nun aber hat Reuter diese Geschichte und ihre Folgen nicht nachträglich mühsam ausgeheckt, um einen „dritten Band zu ermöglichen“, sondern, wie wir gesehen haben, spielt just diese Sache gleich im Beginn der Urform eine hervorragende Rolle.

Doch, nur andeuten wollte ich ein paar Punkte. Eine erschöpfende Klarlegung liegt hier nicht in meiner Absicht.

Wenn Jean Paul einmal verlangt, wer einen Roman schreibe, solle wenigstens sein dreißigstes Jahr hinter sich haben, so hat Fritz Reuter sich darnach gerichtet. Denn er zählte vierunddreißig Jahre, als er das „Manuscript eines Romans“ schrieb.

Vielleicht würde dieser sein erster, großer litterarischer Versuch keine solche allgemeine Beachtung verdienen und Bedeutung beanspruchen dürfen, wenn irgend ein anderer Stoff den Inhalt bildete. Aber hier, wo wir die Grundzüge zu seinem am meisten epochemachenden Werke vorfinden, wo sich die interessantesten Aufschlüsse und Vergleiche ergeben für seinen Entwicklungsgang als Schriftsteller und Mensch, hier stehen wir andächtig und erwartungsvoll wie im Dom vor einem Altarschreine, dessen Flügelthüren noch verschlossen sind, während der Küster uns vorweg erzählt, die Bilder seien von jenem genialen Maler, der späterhin dasselbe Sujet weiter ausarbeitete für ein glorreiches, von der ganzen gebildeten Welt bewundertes Gemälde. —

Eine Luftballonfahrt durch Mecklenburg.

Der Leser kann nicht erwarten, daß ein mecklenburgischer Autochthon, denn das bin ich, so weit menschliche Ueberlieferung reicht, eine vorurtheilsfreie Schilderung seines Heimathländchens liefern werde; diese „Klänge aus der Heimath“ laboriren theils an den Mängeln der Autobiographien d. h. an Eigenliebe und Selbstschmeichelei, theils erwärmt sich selbst ein prosaisches Gemüth auf Kosten der Wahrheit zu poetischer Auffassung, wenn von der Heimath die Rede ist, und überdies sind am Ende, wie im Dunkeln alle Kazen grau, auch alle deutschen Länder im Juni schön, wobei ich natürlich die Gegend von Treuenbrielen und Berlin, das blaue Ländchen bei Bütow und Lauenburg und die Lüneburger Haide ausgenommen haben will. Aber es giebt eine weniger begeisterte Art von Schilderung, die man in der Kunstsprache „Betrachtungen anstellen“ nennt, und die ich dem Leser nicht schenken kann; sollte er nach den Gründen für diese Zudringlichkeit fragen, so antworte ich ihm kurz: das gehört sich so und paßt in meinen Kram. —

Lieber Leser, ich habe ein königlich preußisches Patent (ein großherzoglich mecklenburgisches konnte ich nicht erhalten, weil Patente auf gemeinnützige Erfindungen aller Art gegen die Privilegien unserer Ritterschaft sind) auf anti-

pneumatische Aerostatik. Du kannst Dich also getrost dem Schifflein meines Luftballons anvertrauen, um einen erhabenen Standpunkt zu gewinnen, von dem Du aus der Vogelperspective eine Einsicht in mecklenburgische Zustände erhalten und das Lange und Breite meines Vaterländchens in seinen Scheiden und Grenzen übersehen kannst, ohne grade das Auge eines Adlers zu bedürfen. Ich will Dir als neumodischer diable boiteux oder als almodischer Professor mecklenburgischer Statistik dienen, wobei ich sicher bin, Deiner eigenen Sicherheit wegen nicht ausgetrommelt zu werden; die Charte des Kammerkommisär Engel aus Dargun nehmen wir der Orientirung wegen mit und ein paar Bouteillen Rothspohn vor den Durst. —

So, nun steigen wir, vor uns liegt die Ostsee, die schon Jahrhunderte hindurch in Deutschland landerobernd auftritt und ihren Raub an Schweden schenkt; rechts siehst Du das Pommernland, links Holstein, und wenn Du Dich nun umsiehst, erblickst Du hinter Dir — mach die Augen zu, es kommt 'ne Sandwolke! — die Mark. Du siehst, es ist ein schönes Stück unserer Gotteswelt mit seinen Felsen und Wäldern und Hügeln und Seen, und nicht zu verargen war es den alten Heiden und Wenden, daß sie es sich ausgesucht hatten, und daß sie für dasselbe mit nackter Brust gegen die eisengeharnischten Ritter Heinrichs des Löwen stritten. Mancher Blutstropfen von Fürst und Volk ist düngend auf die Erde gefallen und hat sich dem Wasser der Seen gemischt, denn an ihren Ufern vor Allem wurde der Kampf gekämpft, und so wie der Wende zuerst nach Fluß und See und Teich blickte, wenn er sich anfiedelte, so verließ er das geliebte Element auch zuletzt. Radegast's Tempel und Hain wurde verbrannt und das

Kreuz erhöht, Pribislav, Niclot's Sohn, flüchtete nach Rügen und setzte den Kampf als Seekönig fort, sein Bruder Micislav wurde von dem Löwen zu Malakow zerissen, und mit ihm Pribbuer und Ganom, die ältesten mecklenburgischen Edelleute, von denen die Geschichte spricht, d. h. Alle drei wurden gehängt. Es dauerte lange, ehe das sächsische Element Herr wurde des wendischen, und nur der unwiderstehlichen Macht des Christenthums ist es zuzuschreiben, daß wendische Zähigkeit von deutscher Tapferkeit besiegt und in Baum gehalten wurde. Jetzt, obgleich das mecklenburgische Fürstenhaus das einzige rein slavischer Abkunft auf Erden ist, ist Mecklenburg so deutsch, wie irgend ein anderes Land des deutschen Reiches, aber bei genauerer Betrachtung des Volkscharakters finden wir tief in ihm die wendische Zähigkeit versteckt in der Bedächtigkeit des Urtheils und Entschlusses, in der Beharrlichkeit im Vorsatz und in Unabhängigkeit an Persönlichkeiten, was denn freilich oft in Langsamkeit des Urtheils, in starres Festhalten am Alten und Hergebrachten und Knechtsinn ausartet. Ist es erlaubt, einem ganzen Volke ein bestimmtes Temperament zuzusprechen, so würde es für den Mecklenburger das melancholico-phlegmatische sein.

Aber, lieber Leser, reich' mir mal den Rothspohn her! Solche Betrachtungen greifen an und machen die Kehle trocken; nebenbei sei Dir gesagt, daß der Rothspohn auch eine Eigenthümlichkeit des Charakters des Mecklenburgers ist, von der er nur einmal meines Wissens abgewichen ist, nämlich zur Franzosenzeit, als er erfuhr, daß König Jerome von Westphalen sich in selbigem bade und die Kammerdiener die königlichen Abwaschungen auf Flaschen gezogen in den Handel brachten.

Werfen wir nun einen Blick auf die Charte des Kammerkommissär Engel, so sehen wir, daß Mecklenburg eigentlich in drei Theile nicht blos getheilt, sondern zerrissen und zerstört ist, von welchen der rosenrothe (obgleich dort gewiß nicht lauter Rosen blühen) die Besitzungen der Ritterschaft, der graue die großherzoglichen Domainen und der gelbe die Territorien der Städte begreift. Dies ist denn eigentlich auch die bedeutendste politische Eintheilung des ganzen Landes und zwar so bedeutsam, daß die Grenzpunkte auf der Charte zwischen den verschiedenen Theilen in Wirklichkeit chinesische Mauern sind, die zu übersteigen in keines Menschen Macht liegt, weshalb es denn auch weit leichter ist, sich in das benachbarte Preußen oder nach England, ja selbst nach Amerika und Botany Bay überzusiedeln, als vom ritterschaftlichen Anteil in das Domanium oder in das Gebiet der Städte und vice versa zu ziehen. In den schönen Zeiten, als das *jus primae noctis* und das Recht des Rittergutsbesitzers noch bestand, von jedem Tagelöhner, dessen Frau in Wochen kam, eine Geldabgabe erheben zu können, — welche beiden Vorrechte allerdings gesetzlich abgeschafft sind, nichts desto weniger jedoch noch usuell an einigen Orten fortbestehen sollen — waren auch Heirathen außerhalb dieser politischen Abgrenzungen höchst ausnahmsweise gestattet. Seit man jedoch angefangen hat, mecklenburgische Stuten mit englischen Hengsten, Käntkühe mit Airshirebullen und rauhhärigie Schafe mit spanischen Böcken zu kreuzen, ist man auch allmählich vom Princip der menschlichen Inzucht abgewichen und erlaubt jetzt im allgemeinen die Kreuzung unter den Städtebewohnern, Domanialeingesessenen und ritterschaftlichen Roth- und Hintersassen; ja man muß so gerecht sein,

einzu gestehen, daß die Ritter, denen vorzugsweise die Idee strenger Abgränzung in die Schuhe geschoben wird, — und namentlich die armen Ritter — die Initiative in der Abänderung dieser drückenden Verhältnisse ergriffen und sich zuerst mit den reichen Kaufmannstöchtern der Städte oder den reichen Bächtertöchtern des Domani vermählten; aber, bei allem Fortschritte und bei der Einführung von freieren Institutionen in diese Verhältnisse, ist, wie gesagt, ein Uebersiedeln von einem Theil in den andern bisher nicht möglich gewesen, wobei ich jedoch ausdrücklich bemerken will, daß wir Mecklenburger durchaus dieselbe Civilisation der übrigen Völker Europas beanspruchen, indem wir unsere Einrichtungen so getroffen haben, daß Leute, die Geld haben, stets eine Ausnahme machen.

Aber auch die einzelnen Ortschaften der einzelnen Landestheile sperren sich gegenseitig ab, so daß der Rostocker nicht unbedingt nach Schwerin, der Schweriner nicht nach Rostock ziehen kann. Auch wir Mecklenburger streben einem Siege der Civilisation und der Humanität nach; aber nicht, indem wir neben einander, sondern indem wir gegen einander kämpfen. Rivalität ist der Dampf, der die Locomotive unserer Bildung treibt. Wir sind die rechten Leute für jene hochweisen Herren, die allen Fortschritt in Bildung, Kunst und Wissenschaft auf die Eifersucht und den Neid der verschiedenen deutschen Nationen und Nationchen oder gar auf die bloße Existenz von dreißig und einigen Fürstenhöfen und -höfchen schieben, und die, um die alt-griechische Zerrissenheit zu retten, mit der deutschen schön thun. Oh, kommen Sie hier zu uns nach Mecklenburg, meine Herren, hier ist keine Spur von verdammlicher Centralisation, nichts als Rivalität; unser Ländchen ist so

altgriechisch schön zerrissen und zerfetzt, daß, wenn es nur darauf ankäme, die Rostocker Universität zur Platonischen Academie geworden wäre, statt des Spills in Warnemünde ein Minerven Tempel in's Meer schaute, daß jeder Gränzstein zu Bümpelhagen eine Herme wäre und zu Teterow olympische Spiele gefeiert würden.

Freilich, lieber Leser, siehst Du von allem diesen Jammer nichts, wenn Du an einem schönen Sonntage aus dem Schifflein meines Ballons hinabschauest auf die grüne, mit Wäldern gestickte Decke, die reich und weich mein kleines Heimathländchen in seinem unruhigen Schlummer deckt und nur an der einen Kante etwas vom märkischen Sande bestäubt ist. Du siehst keine trennende Mauern, sondern nur blaue Ströme und Bäche, die frei durch das Land sich winden, mit Ausnahme derer, deren Lauf regulirt ist; aber warte bis auf den November, dann schaue auf einen jener beiden Flecke in der Landschaft, es ist Sternberg und Malchin. Dort ist die Arena unserer politischen und socialen Bildung, dort ist der Areopag mecklenburgischer Interessen, dort siehst Du rothe Röcke kämpfen mit schwarzen, und doch sind die rothen Röcke nur

Ein Theil des Theils, der Anfangs Alles war

und noch jetzt ist, — der Ritterschaft, die sich wieder in adlige und bürgerliche getrennt hat und um die Einkünfte der Jungfrauenklöster streitet. Dort ist das große Concert mit nachfolgendem Ball mecklenburgischer Disch-harmonieen, welches man den Landtag nennt, wozu Leute, die nichts dort zu sagen haben, mit doppelter und dreifacher Contribution die Entréebillets zu bezahlen haben. —

Aber genug hiervon! Wir wollen nun etwas Wasserstoffgas aus dem Ballon lassen, um uns zu senken und die einzelnen Gegenstände etwas genauer in's Auge zu fassen.

Mecklenburg hat zwei große Städte, Rostock und Schwerin, wo im Sommer des Morgens keine Kühe ausgetrieben werden, und circa vierzig kleine, wo Kühe ausgetrieben werden, welches nach meiner Ansicht den Hauptunterschied zwischen großen und kleinen Städten bedingt. Ob in Wismar und Güstrow des Morgens getutet wird, ist mir nicht bekannt, will mich jedoch darnach erkundigen, von Parchim weiß ich es aber mit Bestimmtheit, daß dort eine weidende Heerde existirt, auch von Waren, auch von Teterow, von wegen des Stadtbullen. Ueber Einwohnerzahl, Handel, Fabriken, milde Stiftungen siehe Canabich's Geographie und den mecklenburgischen Staatskalender!

Wir haben aber für heute uns etwas zu beeilen und können uns nicht mit den Städtebewohnern beschäftigen, wozu vielleicht späterhin einmal Zeit und Gelegenheit kommt, sondern müssen für heute die Bewohner des platten Landes in's Auge fassen, die theils in Bauerdörfern, theils in Höfen oder Gütern, theils in einzelnen Gehöften und Büdnereien wohnen und sich frei und natürlich in fruges colere und fruges consumere nati theilen lassen. Die letztere Rasse ist bei uns zum großen Glücke die bei weitem am wenigsten zahlreiche, hat aber einen sehr guten Appetit und kräftige Verdauung; dasselbe, was Mephistopheles von der Kirche sagt, kann man von ihr sagen:

Die Rače hat einen guten Magen,
Hat ganze Güter aufgefressen
Und doch noch nie sich übergessen,
Kann Alles, was ihr nur mögt bauen,
Auch ungerechtes Gut verbauen.

Sie hat ein Assimilationsvermögen, wie kaum Enten und Kräne, die kleine Steine verzehren, oder Otomaken haben, die sich in die liebe Erde selbst hineinfressen, wie Würmer in einen Apfel. Jene Lichtpunkte in der Landschaft, jene Schlösser mit Parkanlagen, jene großen Herrenhäuser, wie sie bei uns genannt werden, sind ihre Wohnungen; viele zeigen nur den unverfeinerten Geschmack des übermüthigen Reichthums, viele jedoch verrathen Sinn für die Schönheiten der Baukunst und der Natur.

Wir werden ihre Bewohner im Verlauf unserer Erzählung in verschiedenen Schattirungen kennen lernen und wenden uns der erstgenannten Rače zu, den fruges colere natis. Da treten uns denn zuerst die Pächter entgegen. Wenn wir annehmen, und das müssen wir, daß die materielle Stärke des Landes auf den Productionen des Landbaues beruht, so müssen wir auch wieder annehmen, daß diese in unserem Lande auf der landwirthschaftlichen Intelligenz und auf der Thätigkeit des Pächterstandes basirt ist, und daß somit die Pächter die eigentliche Stärke des materiellen Wohls sind. Wollte man einwenden, daß die Rittergutsbesitzer ebenso gut auf diesen Ruhm Anspruch machen könnten, so muß ich die Richtigkeit gewissermaßen zugeben, jedoch zu bedenken stellen, daß fast alle bürgerlichen und viele adlige Ritter aus dem Stande der Pächter hervorgegangen sind und die gröżeren Besitzer auf ihren Gütern fast nur durch Pächter produciren lassen. Ob es

für den Staat vortheilhaft ist, daß dem so ist; ob es nicht besser wäre, wenn die landwirthschaftliche Production in den Händen eines freien, unabhängigen Bauerstandes liege, ist eine Frage, die ich vorläufig hier nicht erörtern will. Dieser Zweifel ist jedoch nicht aus dem Zweifel an der Intelligenz und dem Fleiß der einzelnen Individuen des Pächterstandes hervorgegangen, sondern aus ihrer äußerlichen Lage, die sie selbst so hinnehmen müssen, wie sie fertig vor ihnen daliegt, aus dem Mangel an kleinen Pachtgütern, aus den Uebelständen jeder Zeitpacht und vor Allem bei den Domanialpächtern aus den lähmendsten Contractsbedingungen, die, ferne davon, auch nur im Geringsten ihren Zweck (Verhinderung der Deterioration) zu erreichen, nur dazu dienen, die ehrenwerthesten Leute unter die Kontrolle von Beamten zu stellen, welche nur dann von den Vorschriften des Contracts abzuweichen gestatten, wenn ihnen demuthige Unterwürfigkeit entgegentritt, nicht aber, wenn das Bewußtsein größerer landwirthschaftlicher Intelligenz.

Es würde zu weit führen, bei Gelegenheit einer Luftballonfahrt alle Mängel der mecklenburgischen Kammercontracte aufzudecken. Die Pachtsummen sind in den letzten Jahren auf eine fast unerschwingliche Weise hinaufgetrieben, Brache und Weideflächen nehmen einen sehr großen Theil, bei einigen Contracten die Hälfte des Terrains in Anspruch und stehen zusammen mit der Größe der Flächen und dem Mangel an Betriebskapital der Einführung einer intensiveren Wirthschaft mit Stallfütterung und Anwendung größerer menschlicher Arbeitskräfte entgegen. Der Bau des Weizens, als des Haupt-Ausfuhr-Artikels, muß zur Erschwingung der Pachtsumme zu übermäßig ausgedehnt

werden und macht den mecklenburgischen Pächterstand zum kläglichen Barometer der Kornpreise in England, er steigt und fällt mit diesen. Die Unsicherheit der äußern Verhältnisse hat diesem so wichtigen Stande den Stempel des Leichtsinns aufgedrückt, der sich bald als Uebermuth im Glücke, bald als Muthlosigkeit im Unglück zeigt, bald Ströme von Champagner fließen, bald sich mit einem Glase Dünnbier begnügen läßt. Es mag paradox klingen, aber der Verfasser findet den Grund der Armut in den kleinen Städten, die Ursache des rasenden Güterschwindels, der periodisch unser Land, wie kein anderes in Deutschland, heimsucht und das mit demselben verbundene, übertriebene Fluctuiren des Besitzes hauptsächlich in der Unsicherheit und dem Schwanken der äußern Verhältnisse des Pächterstandes. —

Diese großen Pachtgüter sind es denn nun auch eigentlich, die der Landschaft einen besondern Charakter aufdrücken; diese geräumigen Wirtschaftsgebäude, auf dem Felde stehenden Mieten oder Diemen, die großen Stallungen für das Vieh, die wenigen kleinen Häuschen der arbeitenden Tagelöhner, die weiten Flächen einer und derselben Getreideart, die fast unabsehbare Ausdehnung der Weiden mit den zahlreichen Heerden darauf, geben dem ganzen Lande den Ausdruck des Massenhaften und der Wohlhabenheit, zeigen aber auch, daß die sinnige Anwendung von Menschenkräften, welche die höchste Cultur des Bodens bedingt, noch nicht im Stande war, da Platz zu greifen, wo nur die höhere thierische Arbeitskraft zur Anwendung kommen kann. Es sind dies gut, einfach und übersichtlich construirte Anlagen, auf denen im Großen producirt wird, die aber leicht in Verwirrung gerathen,

sowie von der hergebrachten Ordnung abgewichen wird, und die aus diesem Grunde nicht ohne Gefahr im Stande sind, kleine Nebenvorteile sich zu Nutze zu machen, wie es den kleineren Wirthschaften möglich, gefahrlos und zuträglich ist. In staatsökonomischem Betrachte sind diese großen Güter jedenfalls ein Fehler; der kleinere Grundbesitz, die kleinere Pachtung produciren im Verhältniß mehr, als die größeren. Sie gestatten eine bessere Verücksichtigung des Bodens, eine zweckmäßigeren Vertheilung der Arbeitskräfte, einen größeren Viehstand und eine aufmerksamere Fütterung desselben; sie entwickeln in dem landwirthschaftlichen Betriebe durch ihre größere Sorgsamkeit eine größere Intelligenz, während die Wirthschaft auf größeren Gütern ihrer hergebrachten regelmäßigen Schlagordnung wegen den Schlendrian begünstigt und häufig den Beweis liefert, daß allzu große Ordnung in geistlose Gewohnheit verknöchert und außer Stande setzt, unvorhergesehenen, noch nicht vorgekommenen Ereignissen entgegenzutreten oder sie sich zu Nutze zu machen.

Man wende mir hier nicht als Beispiel des Gegentheils meiner Behauptung unsern sogenannten Bauerstand ein. Die schlechte Wirthschaft desselben, die bisher geherrscht hat, ist nicht die Folge der Kleinheit des Betriebes, sondern das beklagenswerthe Product seiner früheren politischen und localen Stellung, seiner mangelhaften Erziehung. Seitdem der Bauer separirt ist, wirthschaftet er besser; diese eine kleine vortheilhafte Aenderung seiner Lage hat schon einen gewaltigen Impuls zum Besseren für seine Wirthschaft, seinen Wohlstand und seinen Bildungstrieb gegeben: wie viel mehr würde dies unter noch günstigeren Verhältnissen der Fall sein!

Ein mecklenburgischer Ehrenmann hat die Bauerversammlungen eingerichtet, in denen über die landwirthschaftlichen Interessen der Bauern verhandelt wird. Diese Verhandlungen haben viel genützt, nicht etwa dadurch, daß die Bauern und kleineren Besitzer bedeutendes positives Wissen aus denselben nach Hause gebracht haben, sondern dadurch, daß sie angeregt und auf Vorgänge in ihrer eigenen Wirthschaft aufmerksam gemacht worden sind, die ihnen ihrer Alltäglichkeit wegen früher nicht einmal ein- und aufgefallen waren. Dies ist eine Schule, eine wirkliche Schule, denn von einer solchen kann auch nicht verlangt werden, daß der Lehrer den Schüler in den kurzen Unterrichtsstunden mit positivem Wissen vollstopfe; er kann blos anregen und andeuten, das eigentliche Lernen ist dem Schüler zu Hause überlassen. —

Der Bauerstand ist aber wirklich bisher in der Kindheit seiner Entwicklung gewesen: diese Bevormundung von oben, diese Unkenntniß des Rechts, dieser totale Mangel an politischen Rechten, dies Ungeschick in der Handhabung seines Gewerbes, der gänzliche Mangel an Ordnungssinn bei dessen Betreibung, Alles dies spricht für meine Behauptung. In der letzten Zeit ist er mit einem Theil seiner Mitglieder in eine Uebergangsperiode getreten, die von vielen Seiten für einen Schritt zur Verderbnis erklärt wird, weil er einen gröżeren Luxus im Gefolge hat und das sogenannte Patriarchalische mehr und mehr verschwindet.

Ich kann diese Ansicht nicht theilen. Wir finden das Betragen eines jungen Burschen, der vom Knaben- in das Jünglingsalter tritt, albern; wir lachen über seine Unbeholfenheit, wie er sich anstrengt, durch geschmacklosen

Anpuß und fade Unterhaltung die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen; wir ärgern uns, wie er durch täppische Ungehobeltheit und unverschämte Dreistigkeit die fehlende Männlichkeit zu ersezzen bemüht ist; aber es fällt keinem billig Denkenden ein, einem solchen jungen ungelehrten Bären eine Zukunft abzusprechen, die zuweilen eine glänzende sein kann, ja wir sind human genug, ihm grade wegen dieser gesellschaftlichen Extravaganzen ein günstiges Prognostikon zu stellen, indem wir das plattdeutsche Sprichwort auf ihn anwenden: „dei rugsten Fahlen warden dei glattsten Pier.“ Wir wundern uns nicht darüber, daß die Kindlichkeit allmählich aus ihm verschwindet und er mit allen Kräften darnach strebt, die Männlichkeit zu gewinnen, und entschuldigen ihn, wenn er den Schein derselben für das Wesen nimmt.

Jede Übergangsperiode ist reich an Verirrungen, Lächerlichkeiten und Extravaganzen. In solcher Lage befindet sich aber der Bauerstand. Das Patriarchalische oder das Kindliche geht mehr und mehr für ihn verloren, er drängt sich mit all seinen unbeholfenen und ungelenken Kräften der Civilisation, der Männlichkeit zu; daß er diese von ihrer rohesten, äußerlichsten Seite auffaßt, daß er erst der Affe der Civilisation wird, bevor dieselbe sein menschlich-bewußtes Eigenthum wird, ist die unverrückbare Stufenleiter der Natur und kann ihm kein Vorwurf sein. Aber ein Vorwurf kann es werden für diejenigen, in deren Hand sein zukünftiges Loos gelegt ist, wenn sie in übermüthiger Mißachtung die unbeholfenen Anstrengungen des erwachten Bildungstriebes übersehen und in der gefahrvollen Krise nicht leitend eingreifen, wenn sie in diesem Ringen staatsgefährliche Symptome erblicken und darauf ausgehen, den

dämmernden Tag geistiger Freiheit wieder in die Finsterniß vergangener Jahrhunderte zu verdunkeln; wie es für diejenigen ein unauslöschliches Brandmal ist, die durch das sogenannte Legen der Bauern ganze Bauerndörfer von der Erde vertilgten, die von der persönlichen Leibeigenschaft Freigewordenen in die Leibeigenschaft der Armut und Dürftigkeit zwangen, und die einen allenthalben so politisch wichtigen Stand nicht einmal vor Beamten-Willkür und ritterschaftlichen Raubgelüsten bewahrten.

Aber wie ist einem so verkümmerten, einem so von einer tadelnswertlichen Verfassung ins Gesicht geschlagenen Stande wieder aufzuhelfen, wie sein gesunkenes Selbstgefühl, seine verletzte Ehre wieder aufzurichten? Denn der Name „Bauer“, in anderen Ländern eine ehrende Bezeichnung, ist bei uns ein Schimpfwort geworden, welches Rohheit und Dummheit auf den wirkt, der ihn führt. —

Unterricht in der Jugend und späterhin eine freie, gesicherte, nur durch eigne Schuld zu versierende Stellung im Staate sind die beiden Hebel, die ihn der Erniedrigung entreißen können. Neben einem zweckmäßigen, eben so weit von Frivolität als von Pedanterie entfernten Volksunterricht müssen Ackerbauschulen auf die eigne Erkenntniß seines materiellen Wohls hinarbeiten, und dieses, für das er schon vielfach Angeregtheit und Sinn gezeigt hat, muß der Kern sein, von dem sich die Strahlen seiner weiteren geistigen Ausbildung nähren. Man gehe ihm mit praktischem Rath und Hülfe an die Hand und unterlasse solche philanthropisch weltbürgerlich und welfahrende Ideen, wonach unsere Bauerjungen nach Belgien, Holland und England auf Reisen geschickt werden sollten, um dort den Ackerbau zu studiren, nebenbei englisch und flämisch zu lernen.

und als Gans über den Rhein zu fliegen, um als Gans wieder heimzukehren!

Durch die Legung der Bauern sind im Ritterschaftlichen die Bauern großenteils aus ihrem früheren Stande in den der kleineren Grundbesitzer hineingedrängt, und da es unläugbar ist, daß der Begriff von einem Bauerstande sich an einen bestimmten, über ein gewisses Maß von Kleinheit nicht hinausgehenden Besitz knüpft, so sind diese Leute für ihren früheren Stand verloren und zu Büdnern geworden; aber im Domanio ist noch die Möglichkeit vorhanden, einen freien, selbstständigen Bauerstand ohne Verlezung erworbener Rechte zu schaffen, wenn man die Hufenspächter in Eigentümer verwandelt.

Doch genug hierüber, lieber Leser, werde mir nicht ungeduldig in dem lustigen Gefährte zu unser beiderseitigem Schaden und schau lieber hinunter auf jene Schmutzflecke in der Landschaft: siehe, das sind unsere Bauerdörfer! —

Wo unser Herrgott nicht hübsch reinlich ausgesandet hat, wirst Du Bilder eines Augiasstalles finden. Jetzt, im Sommer nach einer sechswochentlichen Dürre geht es noch an; aber im Frühling und Herbst, dann mußt Du durch diese Mistschichten und Rothablagerungen fahren, um, wenn er Dich glücklich hindurchbringt, eine günstige Meinung von Deinem Kutscher zu bekommen.

Je näher Du dem Dorfe kommst, desto gefährlicher, desto langsamer wird die Fahrt. Bei den ersten Häusern angelangt wird Dein bisher sorgloser Kutscher mit einem male sehr ernst; er räuspert sich, setzt sich fest, und vornübergebeugt fasst er die Leine straffer. Alles zeigt bei ihm die höchste Aufmerksamkeit und Spannung an, er ist wie ein Steuermann im Sturm. Die Pferde, die bisher unbe-

künimert durch den tiefen Landweg gewatet sind, werden vorsichtiger; sie tasten ordentlich mit den Hufen, sie schnauben sich ihre Befürchtungen zu. Bald fährt der Kutscher voller Geleise, bald halber, bald gar keines, letzteres aus dem Grunde, weil keins da ist, weil Alles eine chaotische Masse, in der sich noch nicht das Feste von dem Flüssigen geschieden hat. Hunderte kleiner Rinnseiten, entsprungen den benachbarten Misthöfen, führen ihre bräunlichen Gewässer in mannichfachen romantischen Windungen über den Fahrweg, hier sich zu buchtenreichen Pfützen erweiternd, dort in den Geleisen, wie in regelrechten Canälen dahinsließend, um sich endlich nach kurzem Dasein in die ausgebreiteten Mutterarme eines Grabens zu stürzen, der nun für seine Person in die größte Verlegenheit geräth, weil er nicht weiß, was er mit der versammelten Gesellschaft anfangen soll, da er selber keinen Abfluß hat.

Dein Kutscher hält einen Augenblick an. Er ist in Verlegenheit, ob er über einen zwei Fuß hohen Stein oder durch ein zwei Fuß tiefes Loch fahren soll, endlich entscheidet er sich für das Loch. Vorwärts schießt das Schiff Deines Wagens, es dröhnt und ächzt in seinen Grundfesten, einen Augenblick schwankt es zweifelhaft, ob es umschlagen soll oder nicht, dann erhebt es sich langsam auf die nächste Welle eines Rothhaufens. Diesen Augenblick erfaßt kühn ein Rudel Fixföter, die schon lange voller Erwartung über den Zaun gesehen haben. Eine Hundelawine stürzt sich auf Deine Pferde und Deinen Wagen; glatte und zottige, braune und graue, weiße und schwarze, alle stürmen mit sinnverirrendem Gebell auf Dich ein. Die Peitsche des Kutschers vertreibt sie vorne von den bedrohten Beinen der Pferde und schleudert Dir beiläufig eine Ladung Roth ins

Gesicht; sie weichen bis hinter den Wagen zurück, wo sie sich damit vergnügen, sich die Zähne an den Speichen auszubeißen. Der Deutsche hält wieder an, ein Menschenleben ist in Gefahr: ein junger Dorf-Alcibiades hat sich vor die Hufe der Pferde geworfen und amüsiert sich, unbekümmert um die Gefahr, mit seinem unschuldigen Rothspielen. Die ganze aufblühende Generation des Dorfes unterhält sich hier in reger Thätigkeit mit baukünstlerischen Versuchen. Dieser baut sich aus passendem Material ein Schwalben-nest, jener führt einen künstlichen Pisébau aus und giebt ihm eine entfernte Aehnlichkeit mit seinem väterlichen Hause; wieder Andere arbeiten wie die Biber an Dämmen, stauen zur Verbesserung der Landstraße das Wasser auf und waten vergnüglich mit nackten Beinen in dem sauberen Werk ihrer Hände umher. Alles ist Thätigkeit und Leben, Du glaubst Dich in die geheimste Werkstatt der Natur versetzt, wo das Leben neu aus Moder geboren wird:

„Der Lust, dem Wasser und der Erden
Entwinden tausend Keime sich
Aus Feuchtem, Warmem, Nassem, Kaltem!“

Du staunst ob der unbegreiflichen Fruchtbarkeit der Natur, Du zählst die alten verräucherten Bauerhäuser und die kleinen schmutzigen Kathenwohnungen und kannst es nicht fassen, wie die Nester dieser kleinen Brut sie alle fassen können. Die alten Bauerhäuser mit ihren wankenden schiefen Giebeln, aus denen der Regen den Lehm gewaschen hat, mit ihrem zerzauseten Strohdach, sehen aus wie alte grauköpfige Leute, die so lange mit dem Kopfe geschüttelt und Kunzeln gezogen haben, bis sie bis ins Innerste hinein versäuert sind und nun keine andere Freude

mehr kennen, als Tabak zu rauchen und den Vorübergehenden griesgrämliche Gesichter zu schneiden; und die Wohnungen der Kathenleute wie alte Dienstmädchen, die nicht einmal in ihrer Jugend hübsch gewesen sind und nun im Alter die Reinlichkeit verschmähen, wie sie in früheren Jahren den Buß verschmäheten, weil er ihnen doch nicht helfen konnte. Ihre Fenster sehen triefäugig aus, und ihre Doppelthüren klaffen so zahnlos, als wollten sie einen Beweis für die Weisheit der Natur ablegen und sagen: Seht, es ist gut, daß es so ist, wie es ist, denn wir haben auch nicht viel zu beißen! —

Der Kutschter hält schon wieder. Hier herum muß doch ein Damm sein, wer ihn nur finden könnte! Ja richtig! Dies muß er sein, und der Wagen gelangt mit einem die Festigkeit des Herzens und der Nieren prüfenden Ruck auf eine Art cyclopischen Bauwerks, welches die Eitelkeit der Dorfbewohner euphemistisch einen Damm zu nennen beliebt, der aber in Wirklichkeit die größte Nehnlichkeit mit einem Steinbruch hat. Oh Wagenrungen, Agen, Speichen und Falzen! Oh Knochen, Rippen, Muskeln und Sitzfleisch! was ist das für ein Weg! Es würde eine schreckliche, vor der Humanität nicht zu verantwortende Steigerung der Strafe sein, wenn ein Mörder auf solchem Wege zur Richtstatt gefahren würde. — Dauert dieser Weg noch lange? Ja! er dauert noch 'ne ganze Weile. Aber nein, ein Gott hat Erbarmen; armer Wagen, Du mußt's aussabden! Knackt!! da liegt die Pastete, das Rad ist gebrochen. Was ist da zu verwundern? Das passirt hier öfter. Aber Gott sei Lob und Dank, wie der Teufel bei der Kirche sich ein Wirthshaus baut, wie Gift und Gegengift zusammenliegen, so liegt die Schmiede hart an dem Damm, und der

Schaden ist in Zeit von einigen Stunden wieder hergestellt. Es ist ein wahres Glück von Gott, daß der Wagen im Dorfe gebrochen ist. —

Aber, lieber Leser, Du bist ein glücklicher Mensch, Du fährst mit mir hoch über diesem Damm und siehst Dir die Herrlichkeiten eines mecklenburgischen Bauerdorfes ohne Gefahr für Deine Rippen aus der Vogelperspektive an. Ich muß Dich aber jetzt in der Freude Deiner Sicherheit und Behaglichkeit stören, um Dich auf jene zerstreut liegenden Häuschen aufmerksam zu machen. Das sind unsere Büdnereien, von denen im Ganzen nur wenig zu sagen ist, obgleich schon viel darüber gesagt worden. Einige betrachten sie als nothwendige Übergangsformen und Mittelstufen aus dem niedrigsten Tagelöhnerstand in den schon höher organisierten der sogenannten kleinen Grundbesitzer und Landwirthe, als da sind: Kossuthen und Achtler, Bauern und Erbzinsmänner; Andere wieder als die Ursprünge eines Handwerkerstandes auf dem Lande, weil sie die Bezeichnung gemacht haben, daß die Handwerker, d. h. jedoch nur solche, die überhaupt auf dem Lande geduldet werden, als Schmiede, Rademacher, Flickschneider, Schuhflicker, Weber, Tischler &c., sehr darnach trachten, sich in Büdnereien anzukaufen und dadurch unabhängiger zu werden. Ich betrachte die Büdnereien als Experimente, und zwar erstens als ein physiologisches, wodurch eine hohe Landesregierung einen in staatswissenschaftlicher Rücksicht höchst wichtigen Punct zur richtigen Anschauung bringen will, indem sie in diesen neugeschaffenen Büdnereien die Frage aufwirft: „mit wie Wenigem ein Mensch, ohne Hungers zu sterben, existiren kann“; und zweitens als ein moralisches, indem sie fragt: „wie lange ein Mensch hungrern kann, bevor

er vom Pfad der Ehrlichkeit abweicht und zum Spießbuben wird.“

Ich weiß nicht, in wie weit diese Fragen durch die Beantwortung praktischer Erfahrungen schon ihre Lösung gefunden haben, möchte aber wohl behaupten, daß zu solchen oben bemerkten Experimenten eigentlich nun wohl schon hinlängliche Hungeretablissements errichtet sind, und daß es nachgrade wohl Zeit wäre, Büdnereien zu schaffen, in denen nichtige Erfahrungen des Gegentheils herausexperimentirt und die Frage aufgeworfen würde: wie groß müssen Büdnereien sein, um ihren Besitzer in einen solchen Zustand von Wohlbeleibtheit und Fett zu versetzen, daß er nicht mehr arbeiten kann und mag? Wenn man dies ermittelt hätte, so könnte man ja zwischen beiden gehen und kleine Besitzthümer schaffen, in denen kein Hunger wäre und kein Fett. Doch diese Ansicht ist gewiß zu einfach, als daß sie klug wäre, und ich bescheide mich gern. —

Ja Mecklenburg, Du bist in socialer Beziehung das Land der Extreme! Du hast Güter, auf denen man drauf studiren muß, die Erträge eines Jahres in einem Jahre aufzufressen, und Du hast Güter, auf denen man drauf studiren muß, die Erträge eines Jahres nicht in einem Tage aufzufressen; aber Güter, auf denen man leben kann, ohne reich zu werden, Güter, die den Luxus verbieten und der Armut steuern, Güter, die den Menschen auffordern zur Arbeit und ihm Zeit geben zur Ruhe und zum Genuss, — nein, solche Güter hast Du nicht. —

Mecklenburg, Du bist ein gesegnetes Land und bist doch beklagenswerth, weil Du geistig arm bist. Wie die verschlungenen Fäden zwischen Leib und Seele der Lupe der Erkenntniß spotten und dem Mikroskop der Wissen-

ſchaft und doch ſich ihr gegenseitiges Berühren in dem geſunden Menschen nicht wegläugnen läßt und ſich uns aufdringt in jeder Lage des Lebens, ſo werden auch ſta-tiſche Tabellen nie das Verhältniß zwischen der geiſtigen Bildung und dem materiellen Wohl eines Staates festſteilen. Aber ihre engen Beziehungen wird Feder fühlen, an ihre gegeneiſige Nothwendigkeit Feder glauben. Nur in einem geſunden Menschen werden die gegeneiſigen Beziehungen zwischen Leib und Seele harmoniſch ſich ent-wickeln und forſchreiten und nicht blos da körperlich leiden; mehr noch ist der ungesund zu nennen, der den Leib pflegt und die geiſtige Ausbildung vernachläßigt. Und das thust Du, mein Vaterland! Mit Menschensatzung haſt Du freuent-lich in das natürliche Verhältniß hineingegriffen, mit täp-piſcher Hand haſt Du die Harmonie zwischen Geiſt und Materie gestört und die letztere zur ungebührlichen Herr-ſchaft gebracht, die Staatsweihheit an die Scholle knüpfend und die Würdigkeit an den materiellen Besitz. Durch Fideicommisſe und Majorate, durch Geſetze über die Un-theilbarkeit der Güter, durch Patrimonialgerichtsbarkeit, Privilegien und Vorrechte aller Art haſt Du diesen ma-teriellen Besitz in Schutz genommen und ihn verbarrikadiert gegen das rafſloſe Vordringen des freien Geiſtes; eine ſchlechte Mutter, haſt Du einen Unterschied gemacht zwischen Deinen Kindern. Die Erftgeburt haſt Du verzogen und in entnervenden Luxus und ſinnliche Lüſte verſenkt, haſt ſie mit allen Gütern überhäuf und ſie gelehrt, wie ſie den Fuß auf den Nacken des Bruders ſetze, und diesen haſt Du zur Knechtſchaft verdammt und zur Arbeit, zur Entbehrung, zur Seele verderbenden Knechtſchaft, zur Geiſt verdummenden Arbeit, zur Gefühl abſtumpfenden Ent-

behrung; — und beide hast Du durch Deinen Unverstand aus dem Reich des Geistes getrieben. —

Nun, mein lieber Luftgefährte, müßte ich Dir noch Einiges über diesen unsern allerwichtigsten Stand, über unsfern Tagelöhnerstand, sagen; aber ich werde es machen, wie die Frauen in ihren Briefen, die das Wichtigste in einem kleinen Postscriptum berühren — — —

(Weiter stand das Manuscript zum Abdruck nicht zur Verfügung.)

Folgende plattdeutsche Werke sind durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Zulklapp!

Leeder un Länschen.

Plattdeutsche Dichtungen

von

Karl Theodor Gaedek.

J. F. Richter in Hamburg. Geh. 3 M., eleg. geb. 4 M.



Eine Komödie.

Plattdeutscher Schwank mit Gesang in einem Akt

von

Karl Theodor Gaedek.

— Mit zwei Musikbeislagen von Gustav Lehnhardt. —

Otto Drewitz in Berlin. Geh. 1 M., eleg. geb. 2 M. 40 J.



Gabriel Rosenthalen.

Sein Leben und seine Werke.

Beitrag zur Geschichte der deutschen Literatur und der niederdeutschen Dialektdichtung.

Von

Karl Theodor Gaedek.

Salomon Hirzel in Leipzig. Geh. 2 M. 80 J.



Das niederdeutsche Schauspiel.

Von

Karl Theodor Gaedek.

Band I. Das niederdeutsche Drama von den Anfängen bis zur Franzosenzeit.

Band II. Die plattdeutsche Komödie im neunzehnten Jahrhundert.

A. Hofmann & Co. in Berlin. Geh. à Band 4 M.



Harten Leina.

En Spegel för Land un Lüd.

Von

Heinrich Burmester.

Mit einer Einleitung

von

Karl Theodor Gaedek.

Hogge & Fritze in Berlin. Zwei Bände, geh. 6 M., eleg. geb. 8 M.



Druck von C. Grumbach in Leipzig.

4-

This book should be returned to
the Library on or before the last date
stamped below.

A fine of five cents a day is incurred
by retaining it beyond the specified
time.

Please return promptly.

